Der Krieg

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Krieg

Illustrierte Chronik des Krieges

1916/17

Achter Band

Stuttgart 1917
Franckh'sche Verlagshandlung

Digitized by Google

Alle Rechte, auch das Übersetzungsrecht, vorbehalten

Gesetzliche Formel für den Rechtsschutz in den Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright by Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

U501
.K9
v.

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Stuttgarter Setzmaschinen-Druckerei Holzinger & Co. Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt des achten Bandes.

(Dritter Jahrgang Bd. II.)

Seite

Chronik des Krieges 193. 217. 241. 265. 289. 313. 337. 361

Illustrierte Kriegsberichte

Die Durchbruchsschlacht von Gorlice I, II. Von Dr. Kurt Floericke 195. 219
Die Neutralität Griechenlands und die Saloniki-Expedition der Entente. Von F. M. Kircheisen 242
U-Bootsfahrt. Von Anton Fendrich 267
Der Krieg im Kaukasus. Von F. M. Kircheisen 291
Der Krieg in Rumänien II. Von Major Franz Carl Endres 315
Die Schlacht am San I, II. Von Dr. Kurt Floericke 338. 362
Kampftage in Flandern. Von Wilhelm Pieper 368

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges

Generalmajor Richard von Seeckt 204
Peter Karageorgewitsch 231
General Karl d'Elsa 252
General Graf Felix von Bothmer 276
General Josef Roth 277
Vizeadmiral Franz Hipper 297
Zar Ferdinand von Bulgarien 323
Sergius Dimitriewitsch Sfasanow 349
Generaloberst Josias von Heeringen 370
Admiral Jellicoe 371

Die Mittel des Krieges

Sperrungen und Zerstörungen durch Pioniere. Von Paul Otto Ebe 206
Die belgischen Panzerkraftwagen-Korps. Von Hanns Günther 210
Neue Mittel zur Zerstörung von Drahthindernissen. Von Hanns Günther . . 235
Der Stahlhelm der Franzosen und seine keltischen Vorläufer. Von Prof. Kaiser 236
Die elektrische Sonne im Kriege. Von Willy Bantzner 253
Der deutsche Stahlhelm. Von Albert Schmidt 258
Deutsche und englische Schiffsgeschütze. Von Otto Debatin 278
Der Pionierpark. Von E. Schmitz 282
Landsturm macht alles. Von Dr. W. Brönner 283
Biwaks- und Lagereinrichtungen. Von Paul Otto Ebe 299
Die Erkennungsmarke. Von Albert Schmidt 303
Im Frontsoldatenheim. Von Wilh. Müller 306
Kampfflugzeuge. Von Ing. Karl G. Kühne 330
Die Nervenstränge der Massenheere. Von Paul Otto Ebe. 350
In der Etappenstadt. Von Ernst Albert 353
Eisenbahner und Eisenbahnen im Felde. Von Paul Otto Ebe 372
Wassersnot. Von Hans Schoenfeld 378
Die Fahne. Von A. S. 381

Vermischtes

Seht die vielen Völker alle 211
Eine Hindenburg-Erinnerung 211
Kitcheners Abschied von Jellicoe (Bild) 212
Das richtige Lazarett 212
Woher stammen die Rumänen? 238
Der Seismograph im Dienste des Heeres 238
England als Friedensengel 238
Gefangenenbehandlung in Frankreich 239
Feldgraue Marine in den flandrischen Dünen (Bild) 239
Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande 239
Ein paar Kriegszahlen 240
Die „Tote-Manns-Mühle" im Argonnenwald (Bild) 240

Digitized by Google

Eine Voraussage der Handels-U-Boote 240
Kohle und Eisen 260
Riesenflotten des Altertums 261
Schützengräben von einst 285
Begegnung Hindenburgs mit dem Kronprinzen (Bild) 285
Wir von der Infanterie 286
Was ist eine Brutto-Registertonne? 286
Die Stabskanzlei im Felde (Bild) 287
U-Boot und Tauchboot 287
Was ein Spanier über Deutschland sagt 287
Auch Heereslieferanten! (Bild) 288
Neuartige Rettungsgürtel 288
Heeresverpflegung 288
Ostafrikanische Festungen 307
Moderne Höhlenbewohner (Bild) 307
Woran der Düsseldorfer seinen Landsmann erkennt 307
Das Schlachtschiff der Zukunft 308
Der spanische Reiter 308
Die Kokarde 335
Eine wichtige Verbesserung der Seeminen 335
Das türkische Banner 335
Geschichtliches von der Trommel 336
Eine deutsche Feldapotheke (Bild) 336
Wahres Geschichtchen 356
Heeresstärken unserer Feinde 382
Das Donaudelta 382
Etwas vom „Kommiß“ 383
Was wir von Frankreich besitzen 383
50jähriges Militärjubiläum der Unterhose 383
Der zeitgemäße Diogenes (Bild) 384
Die Unsichtbarkeit im Felde 384

Der Sammler

Der Sammler im Kriege 213
Geburtsstätte einer österreichisch-ungarischen Feldzeitung 214
Eine deutsche Kriegszeitung in Java 216
Weltkriegsbücherei 216
Kriegs-Notgeld in Frankreich und Belgien 262
Eine Zeitung für die griechischen Truppen in Görlitz 284
Französische Schützengrabenzeitungen und Konzert-Programme 309
Österreichisch-ungarische Kriegshilfs- und Gelegenheitsmarken 312
Kriegsbilder auf englischen Buchumschlägen 357
Notgeld von 1916/17 359
Ausstellung von Kriegsgraphik 360
Thüringen-Nummer einer Armeezeitung 360
Zwei neue Kriegszeitungen 360

Bildertafeln und Reliefkarten

Den Russen auf den Fersen 193
Feuerüberfall österreichisch-ungarischer Artillerie im Pofinatal 217
In guter Pflege (farbige Tafel) 241
Deutsches U-Boot bringt ein feindliches Handelsschiff auf 265
Russische Geschütz- und Munitionstransporte auf Kamelen im Kaukasus . . . 289
Bilder aus Belgien, I: Antwerpen, Mecheln, Gent (Doppeltafel) 313
Reliefkarte von Skandinavien 337

Digitized by Google

Den Russen auf den Fersen!

Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen verfolgen nachts in Automobilen die fliehenden Russen, um ihnen keine Zeit zum Sammeln zu lassen. Szene aus den galizischen Kämpfen.

Nach einer Zeichnung von J. Thiele.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft.
Fichte.

Chronik des Krieges.

Vom 25. September bis 6. Oktober 1916.

25. **September.** Deutsche Marineluftschiffe bombardieren erfolgreich Portsmouth und wichtige Plätze Mittelenglands. — Großer einheitlicher Massenangriff der Engländer und Franzosen im Sommegebiet; der Feind bemächtigt sich einer Reihe zusammengeschossener Ortschaften auf der Linie Guendecourt-Bouchavesnes; auch der fast völlig umzingelte Straßenknotenpunkt Combles muß von den Deutschen aufgegeben werden; doch schlägt sich die Besatzung durch. — Die Russen stürmen bei Nanajow und bei Ludowa vergeblich an. — Den Rumänen glückt die Zurückeroberung des Szurduk- und des Vulkanpasses. Bei Hermannstadt entwickeln sich neue Kämpfe. — Luftschiff und Flieger greifen erneut Bukarest an. Die Bulgaren bleiben bei kleineren Gefechten an der mazedonischen Front im Vorteil. — An der italienischen Front hauptsächlich Artillerietätigkeit.

26. **September.** Fortdauer der wütenden Sommeschlacht; die Engländer nehmen Thiepval, im übrigen kommen aber weder sie noch die Franzosen viel vorwärts. — Mißerfolge der Russen im Abschnitt von Ludowa. — Die Kämpfe bei Hermannstadt entwickeln sich zum Nachteil der Rumänen. — Die Bulgaren bringen den Serben am Kaimakcalan eine Niederlage bei und erbeuten zwei Geschütze.

27. **September.** Das schwere Ringen an der Somme hält an, bringt aber dem Feind keine wesentlichen Erfolge mehr. Englischer Fliegerangriff auf Brüssel. — Das russische 4. sibirische Armeekorps wird in hartnäckigen Kämpfen bei Korytnica nahezu aufgerieben; 3050 Gefangene, 2 Geschütze, 33 Maschinengewehre werden erbeutet. Auch an der Aa, in den Waldkarpathen und an der Narajowka fechten die Russen unglücklich. — Weitere erfolgreiche Kämpfe gegen die Rumänen bei Hermannstadt. Bukarest wird erneut mit Fliegerbomben belegt. — Ein Angriff italienischer Wasserflugzeuge gegen Durz mißglückt.

28. **September.** Die Sommeschlacht ist abgeflaut; englische Teilvorstöße haben keinen Erfolg. — Auch auf der Ostfront kommt es zu keinen größeren Kampfhandlungen, obwohl die Gefechte in den Karpathen fortdauern. — Die Schlacht von Hermannstadt endigt mit dem Rückzug der Rumänen gegen das Gebirge. — Italienische Angriffe im Fleimstal werden abgewiesen.

29. **September.** Heftige Angriffe der Engländer zwischen der Ancre und Courcelette werden abgeschlagen. — Auf der Ostfront glückliche Gefechte am Stochod, nördlich Zborow, im Ludowagebiet und bei Kirlibaba. — Die Umfassungsschlacht bei Hermannstadt schließt mit einer schweren Niederlage der 1. rumänischen Armee ab, der der Rückzug infolge Wegnahme des Rotenturmpasses durch bayrische Truppen versperrt ist. Ein Entlastungsversuch der 2. rumänischen Armee kommt zu spät und wird durch einen deutschen Gegenstoß bei Hondorf vereitelt. Auch im Hatszeger Gebirge und im Abschnitt von Mehadie wird der rumänische Vormarsch zum Stehen gebracht. Im Nordosten Siebenbürgens dauert er noch an. Glücklicher Handstreich der k. u. k. Donauflottille gegen den rumänischen Hafenplatz Corobia. Deutscher Fliegerangriff auf die Eisenbahnbrücke von Cernavoda. — Das italienische Artilleriefeuer ist im Zunehmen.

30. **September.** Englische Angriffe östlich Thiepval und französische bei Rancourt mißglücken. — Russische Sturmversuche beiderseits der Bahn Brody—Lemberg brechen zusammen. Auch an der Zlota Lipa wird hartnäckig gekämpft, wobei die Türken einen erfolgreichen Gegenstoß machen. In den Karpathen sind die Kämpfe abgeflaut. — Die Rumänen greifen den Rotenturmpaß vergeblich von der Südseite her an. Auch ihre Vorstöße westlich von Petrosenj, im Marostal und bei Fogaras bringen keinen Erfolg; nur im Goergeny-Tal kommen sie etwas vorwärts. Aus der Schlacht von Hermannstadt werden 3000 Gefangene, 13 Geschütze und zahlreiches Kriegsmaterial als Beute gemeldet. Neuer Fliegerangriff auf Bukarest. — Die Serben bemächtigen sich der bulgarischen Stellungen auf dem Kaimakcalan.

1. **Oktober.** Bei einem abermaligen erfolgreichen Luftangriff auf London und die Humbermündung geht ein deutsches Luftschiff verloren. — Feindliche Massenangriffe im Sommegebiet, namentlich zwischen Thiepval und Rancourt bleiben ohne jeden Erfolg. Glückliches Erkundungsgefecht bei Lemesnil. Calais wird von einem deutschen Luftschiff beschossen. — Ergebnislose russische Angriffe westlich Luck, beiderseits der Bahn Brody—

Digitized by Google

Lemberg und an der Zlota Lipa. Ein erfolgreicher Gegenstoß nördlich der Graberka bringt 2600 Gefangene und 13 Maschinengewehre ein. — Die Österreicher und Ungarn müssen vor den Rumänen im Tal des großen Kotel zurückweichen, erstürmen dagegen den Berg Oborocа bei Petroseny sowie einige Höhen nördlich Orsova. Rumänische Teilvorstöße in der Dobrudscha werden abgewiesen. Doch glückt rumänischen Streitkräften der Donauübergang bei Rahovo. — Italienisches Trommelfeuer auf der Karsthochfläche südlich der Wippach.

2. **Oktober.** Fortdauer der gewaltigen Sommeschlacht. Die Engländer erkaufen mit schwersten Opfern geringen Geländegewinn bei Le Sars, werden dagegen bei Thiepval und Courcelette zurückgedrängt. Glückliches Erkundungsgefecht bei Lombartzyde. — Westlich Luck bricht wieder eine große russische Offensive los, die aber unter ungeheuren Verlusten restlos scheitert. An der Zlota Lipa dringen die Russen vorübergehend bis zur Lysonia-Höhe vor, werden dann aber wieder zurückgeworfen. Ein russischer Übergangsversuch über die Bystrzyca-Solotwinska mißglückt. — Rumänische Angriffe westlich des Rotenturmpasses und im Hatszeger Gebirge werden abgeschlagen. Nördlich von Fogaras entwickeln sich Kämpfe. Feindliche Angriffe in der Dobrudscha scheitern. Die österr.-ungar. Donaumonitore zerstören die von den Rumänen bei Rahovo geschlagene Pontonbrücke. — Bulgarisch-englische Gefechte an der Struma und nordwestlich des Tahinosees. — Die Italiener nehmen ihre Angriffstätigkeit im Fleimstal wieder auf. Italienische Teilvorstöße am Colbricon Piccolo und am Passo di Valmaggiore werden abgewiesen.

3. **Oktober.** Starke französische Angriffe nördlich der Somme erzielen nicht den geringsten Geländegewinn. — Neue blutige Niederlage der westlich Luck anstürmenden Russen. Ein abgesetzter deutscher Flieger unterbricht die Bahnstrecke Rowno—Brody mehrfach durch Sprengungen. — Die bei Rahovo über die Donau gegangenen rumänischen Streitkräfte werden durch umfassenden Angriff vernichtend geschlagen. Vordringen der Deutschen, Österreicher und Ungarn bis Fogaras. Erfolgreiche Kämpfe im Goergenytal, am Rotenturmpaß, im Hatszeger Gebirge und an der Oborocа-Höhe. Westlich Parajd bleiben die Rumänen im Vorteil. — Die Bulgaren sehen sich zwischen Prespa-See und Nidze-Planina zum Rückzug genötigt. Sie nehmen durch Überrumpelung die Donauinsel zwischen Widdin und Kalafat und beschießen Kalafat. — An der Karsthochfläche steigert sich das italienische Geschützfeuer zu großer Kraft.

4. **Oktober.** Neue, äußerst heftige Sturmangriffe der Engländer und Franzosen an der Somme werden fast restlos abgeschlagen. Lebhafte Artillerietätigkeit beiderseits der Maas. — Die Russen erneuern noch immer ihre vergeblichen Angriffe westlich Luck. — Die Rumänen werden sowohl im Alt-Tale wie im Hatszeger Gebirge zum Rückzug gezwungen. Auch ihr Vormarsch bei Parajd ist zum Stehen gebracht. Nur bei Orsova können sie etwas Geländegewinn buchen. — Am linken Strumaufer geht das Dorf Jenikoj verloren. — Italienisches Trommelfeuer gegen die Karstfront. — Französische Schlappe in Marokko.

5. **Oktober.** Große Artillerieschlacht an der Somme. Ein starker französischer Angriff zwischen Frégicourt und Bouchavesnes wird blutig abgewiesen. — Während die Kämpfe westlich Luck abflauen, leben sie an der Bahnlinie Brody—Lemberg wieder auf, ohne den Russen Erfolge zu bringen. Ebenso wird die Front an der Zlota Lipa siegreich gegen russische Anstürme behauptet. — Die 2. rumänische Armee wird zum Rückzug durch den Geisterwald gezwungen und büßt dabei 43 Geschütze ein. Feindliche Angriffe in der Dobrudscha scheitern. — An der Strumafront müssen die Bulgaren ihre Vorstellungen räumen. — Fortdauer des italienischen Trommelfeuers auf der Karsthochfläche. — Ein englischer 18000 Tonnen-Dampfer ist im Mittelmeer durch ein deutsches Unterseeboot versenkt worden. — In Persien erheben sich die Bachtiaren und vertagen die Russen aus Ispahan. Auch erringen die Türken bei Bidschar einen Sieg über die Russen.

6. **Oktober.** Die fortgesetzten englisch-französischen Angriffe an der Somme stoßen überall auf unerschütterlichen Widerstand, so namentlich bei Bermandovillers. Die Schlacht greift auch auf die Front nördlich der Ancre über und verschärft sich südlich der Somme. — Die Russen erleiden an der Zlota Lipa neue Mißerfolge. — Verfolgung der geschlagenen 2. rumänischen Armee. Die Österreicher und Ungarn erstürmen südlich Hatszeg den Grenzberg Siglen und gewinnen auch bei Orsova wieder Gelände. Rumänische Vorstöße in der Dobrudscha und gegen den Rotenturmpaß werden abgewiesen. — Ein starker feindlicher Angriff westlich der Bahn Monastir—Florina bricht vor den bulgarischen Stellungen zusammen. — Feindliche Kriegsschiffe beschießen Dedeagatsch. Erfolge deutscher Flieger gegen russische Transportschiffe auf dem Schwarzen Meer. — Die Italiener entwickeln auch gegen die Fleimstalfront rege Artillerietätigkeit und machen einen vergeblichen Angriff an der Marmolata-Scharte. — Die 5. deutsche Kriegsanleihe ergibt über 10½ Milliarden Mark. — Beschlagnahme der deutschen und österreichischen Schiffe im Piräus.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Durchbruchsschlacht von Gorlice.

I. Vorbereitung und Aufmarsch.

Von Dr. Kurt Floericke. Mit 6 Abbildungen.

Wie auf Windesflügeln kam nach den kalten Tagen des April der Frühling 1915 über die verkämpften Lande Europas, und mit ihm hielt auf den weiten Schlachtfeldern im Osten und im Westen auch ein hoffnungsreicher und verheißungsvoller Kriegeslenz seinen Einzug. Auf den blutgetränkten Gefilden von Ypern, wo viele Tausende unserer Braven ruhen, hat sich zuerst dieser Kriegs- und Siegesfrühling geregt. Was dann aus dem Osten gemeldet wurde, klang fast noch überraschender: in breiter Front waren, wovon niemand eine Ahnung hatte, unsere Truppen zwischen Libau und Dünaburg in Kurland eingerückt, und Hindenburgs Reiter streiften nach geradezu fabelhaften Marschleistungen schon vor Mitau. Ihren ersten großen Höhepunkt erreichte die Siegesfreude aber doch erst bei der Kunde von der glorreichen Waffentat des Generaloberſten v. Mackensen bei Gorlice. Schon stundenlang ehe der Bericht des Hauptquartiers in Berlin eintraf, prangte die Reichshauptstadt im Flaggenschmuck: der Kaiser hatte in aller Frühe des 3. Mai telegraphisch angeordnet, man solle die Fahnen heraushängen, denn an der Ostfront sei ein großer Sieg erfochten. Aber bis in die späten Nachmittagsstunden hinein wußte in Berlin wie in der Provinz niemand, wo die neue Schlacht geschlagen worden war. Man riet auf die Karpathen, munkelte übertreibend von 100 000 oder gar 140 000 Gefangenen (Zahlen, die 8 Tage später tatsächlich erreicht waren), und die abenteuerlichsten Gerüchte gingen um. Daß es sich um eine vollständige Durchbrechung der russischen Front in Westgalizien handelte, ahnte zunächst niemand, und auch die kühnste Einbildungskraft hätte damals nicht zu träumen gewagt von den ungeheuren Folgen, die dieser geniale Schlag auslöste, mit dem ein völlig neuer und entscheidender Abschnitt des Weltkrieges einsetzte. Ja, das war ein Kriegsfrühling von herrlicher Pracht, den wir nach einem Winter voll langen, bangen Wartens und zeitweiligen Mißvergnügens jubelnd begrüßen durften.

Es war Frühling geworden im Völkerringen des Weltkrieges, Siegesfrühling für Deutschlands Waffen und die seiner Verbündeten! Und wahrlich, die braven, seit 10 Monaten für ihr Vaterland kämpfenden und blutenden, gegen Habsucht und Lüge sich aufbäumenden Völker Mitteleuropas verdienten diese Tage der Freude!

Phot. A. Sennecke, Berlin.

Abb. 1. Am Weg nach Gorlice. Im Vordergrund eine gestürmte russische Stellung. Im Hintergrund Rauchfahnen brennender Naphthaquellen.

Heute dürfen wir es uns ja ruhig gestehen, daß die militärische Gesamtlage der österreichisch-ungarischen Monarchie im Anfang des Jahres 1915 keine sonderlich glänzende war. Die Russen standen tief in Westgalizien, und in Südpolen drohte der draufgängerische Heldenmut der k. u. k. Truppen in einem anscheinend endlosen Stellungskriege zu versanden. Die Hauptmasse der österr.-ung. Streitkräfte aber konnte sich im Wintergraus der tief verschneiten Karpathen nur

Digitized by Google

Die Durchbruchsstel

Das Panoramabild, das von einem kleinen Berg aufgenommen wurde, auf dem auch die Artillerie ihre Erkundungsstelle hatte, zei Schützengräben an. Rechts liegt Gorlice. Die schwarze Rauchwolke in der Mitte rührt von den brennenden Petroleum

mühsam des ungeheuren Drucks der rücksichtslos vorwärts gepeitschten russischen Übermacht erwehren, so daß ihre Front durch deutsche Hilfsarmeen versteift werden mußte. Das führte zwar zur Abweisung der russischen Angriffe und zur Erringung schöner Teilerfolge, aber auf ihrem rechten Karpathenflügel vermochten auch die Russen Vorteile zu erringen und hielten sich immer noch zäh auf einem schmalen Streifen ungarischen Gebiets. Hatten sie auch manche Mißerfolge erlitten und unerhörte Blutopfer gebracht, so konnte doch von einer eigentlichen russischen Niederlage nicht die Rede sein. Die reichen Früchte der tapferen Karpathenverteidigung sind erst auf anderen Gefilden herangereift, so wie 1871 die der Verteidigung an der Lisaine. In der unentwirrbar verknäulten und verketteten Karpathenfront war ein rascher und entscheidender Schlag nicht zu erzielen, schon deshalb nicht, weil ein Herauskämpfen geschlossener Heeresmassen aus den engen Gebirgspässen einem aufmerksamen und zahlreichen Feinde gegenüber wenig Aussicht auf Erfolg bot, eine Erfahrung, die die Österreicher und Ungarn bei ihren vergeblichen Versuchen zum Entsatz Przemysls schon wiederholt hatten machen müssen und später bei ihrer so glanzvoll begonnenen Südtiroler Offensive gegen die Italiener zu ihrem Schaden abermals gemacht haben. Und doch erschien aus militärischen wie aus politischen Gründen die Anbahnung eines großen Umschwungs auf der Ostfront unbedingt nötig, denn schon hatte Großfürst Nikolai Nikolajewitsch aller Welt verkündigt, daß er im Frühjahr zu neuen, die Wehrmacht der Mittelmächte rettungslos zerschmetternden Schlägen ausholen werde. Dem mußte durch eigenen Angriff mit genügend starken Streitkräften zuvorgekommen werden.

Als Angriffsobjekt erschien der verbündeten Heeresleitung das zwischen Weichsel und Karpathen vorspringende Knie der russischen Gesamtfront am geeignetsten. Gelang hier ein kraftvoll geführter frontaler Durchbruch, so mußte er bei hinreichender Ausdehnung auch die benachbarten russischen Flügelstellungen aus den Angeln heben, und es ließ sich also hier am ehesten eine lohnende strategische Ausgestaltung des taktischen Sieges erwarten, was bei den eigenartigen Verhältnissen des Stellungskrieges nicht nur der springende, sondern auch der schwierigste Punkt zu sein pflegt. Es hieß, den Stier bei den Hörnern packen, die feindliche Front mit breiter Wucht durchstoßen und dann an Stelle des langwierigen Schützengrabenkriegs einen frischfröhlichen Bewegungskrieg herbeizuführen, in dem die geistigen und seelischen Eigenschaften der Führer und Soldaten ihre Überlegenheit über die schwerfälligen Russenmassen erweisen konnten. Der glänzende Sieg des draufgängerischen Erzherzogs Joseph Ferdinand bei Limanowa hatte weitergehende strategische Folgen ja nicht gehabt, denn schon am Dunajec hatten die Russen sich wieder gesetzt und seitdem den ganzen Winter über mit zäher Tapferkeit behauptet, so daß in dieser wichtigen Gegend nur noch ganz geringfügige Frontverschiebungen stattgefunden hatten. Gelegentliche Vorstöße der Russen waren gescheitert, aber auch eine Anfang März angesetzte Offensive der Österreicher und Ungarn hatte keine Erfolge gezeitigt, weil es sich bald herausstellte, daß die zur Verfügung stehenden Kräfte der starken russischen Stellung gegenüber zu schwach wa-

Digitized by Google

orlice am 2. Mai 1915.
legend, wo das 41. Reserve-Armeekorps den Durchbruch erzwang. Die dünnen weißen gekräuselten Striche deuten besetzte russische Kaphthaquellen her. Die weiße Stelle genau in der Mitte des Bildes bezeichnet den heldumstrittenen Friedhof von Gorlice.

ren. Immerhin hatte sich dabei gezeigt, daß hier tatsächlich ein wunder Punkt lag, von dem aus sich im Falle eines großen taktischen Sieges wohl eine Aufrollung der russischen Front erreichen ließ. Der deutsche Generalstabschef v. Falkenhayn war es, der in einem großen, noch im März abgehaltenen Kriegsrat nachdrücklich darauf hinwies, und er fand bei seinem Kollegen Konrad v. Hötzendorf volles Verständnis für seine Pläne, unter der Bedingung und Voraussetzung freilich, daß Deutschland imstande sei, zu ihrer Durchführung eine starke Armee unter einem geeigneten Führer beizusteuern. Daß die deutsche Heeresleitung dazu tatsächlich in der Lage war, obwohl gleichzeitig die blutigen Kämpfe um Ypern tobten und der verheißungsvolle Einbruch in Kurland erfolgte, stellt ihrer erstaunlichen Leistungsfähigkeit ein unübertreffliches Zeugnis aus.

Mit der Durchführung der schwierigen Aufgabe wurde Generaloberst v. Mackensen betraut, der sich in Polen so glänzend bewährt hatte und nun eine neue Gelegenheit erhielt, sich als Meister der Überraschungsstrategie zu zeigen. Er legte in Lodz das so ruhmvoll geführte Kommando der 9. Armee nieder (an seine Stelle trat Prinz Leopold von Bayern) und verabschiedete sich an veilchengeschmückter Tafel von seinem Stabe mit den Worten: „Meine Herren, dies ist eine der schwersten Stunden in meinem Leben.“ Noch in den letzten Tagen des März wurde unverzüglich mit den nötigen Vorbereitungen und Truppenverschiebungen begonnen. Dem Befehl Mackensens wurde nicht nur die neu gebildete deutsche 11. Armee unterstellt, die im Raume von Neu-Sandek aufmarschierte, sondern auch die bisher die Dunajec-Front bewachende 4. österr.-ung. Armee des Erzherzogs Franz Ferdinand. Ein Korps der letzteren, nämlich das 6. unter Feldmarschalleutnant Arz v. Straußenburg, trat unmittelbar in den Verband der 11. deutschen Armee ein. Im Frieden von keinem Geringeren als Borovic zu einem Musterkorps herangebildet, hatte es im Kriege schon manches unverwelkliche Lorbeerreis gepflückt und namentlich an dem Siege von Limanowa entscheidenden Anteil genommen. Dieses Korps hat seinen Ergänzungsbezirk in der schönen alten Stadt Kaschau und zeigt demgemäß eine merkwürdige Buntscheckigkeit, denn es umfaßt nicht nur Magyaren, sondern auch zahlreiche kernige Deutsche aus der großen Sprachinsel Zips und noch mehr Slowaken, ungemein widerstandsfähige und abgehärtete Söhne der oberungarischen Berge. Drei österreichisch-ungarische Korps und die 47. deutsche Reservedivision des Generalleutnants Besser, die schon bei Limanowa wacker mitgefochten hatte, verblieben unter dem unmittelbaren Befehl des Erzherzogs. Es waren gleichfalls Kerntruppen, namentlich das viel erprobte Tiroler Korps des Generals Roth mit seinen berühmten Kaiserjägerregimentern, aber auch das Korps Kralicek, die Wiener Landwehr des Feldmarschalleutnants Lischka und die kampfgewohnten Truppen des Feldmarschalleutnants v. Stöger-Steiner. Dieses erzherzogliche Heer, das bis dahin den ganzen Raum zwischen Weichsel und Karpathen gehalten hatte, wurde nun enger zusammengerückt und mehr nach Norden zu verschoben, um den linken Flügel der gemeinsamen Durchbruchsarmee zu bilden. Auf den bisher von ihr innegehabten Nordabhängen

Digitized by Google

der Karpathen nistete sich das tapfere 10. österr.-ung. Korps ein, das den äußersten linken Flügel der die Paßausgänge von der Duklasenke bis zum Lupkowsattel schirmenden 3. Armee unter Boroevic bildete. Diese Heeresgruppe erfuhr demnach eine Frontverlängerung in nördlicher Richtung und war so leichter zu einem etwaigen Eingreifen in die geplante Schlachthandlung bereit. In den entstandenen leeren Zwischenraum zwischen der 4. und 3. österr.-ung. Armee aber schob sich die neue 11. deutsche Armee ein. Sie bestand aus 6 auserwählten Korps, und zwar folgten sich von Norden nach Süden preußische Garde,

Abb. 3. Karte zu den Kämpfen bei Gorlice mit eingezeichneter Front vor dem 2. und 9. Mai 1915.

die bis dahin ausschließlich an der Westfront gekämpft hatte, das 6. österr.-ungar. Korps, ein Reservekorps unter General v. François, das 6. preußische Korps (Schlesier), ein bayrisches Korps unter General v. Kneußl, das 10. Korps (Hannoveraner) unter General v. Emmich, dem ruhmgekrönten Bezwinger Lüttichs. Gegner war die 3. russische Armee unter dem bulgarischen Renegaten Radko Dimitriew, dem Eroberer Adrianopels, der aber in russischen Diensten bisher nur ausgesuchtes Pech gehabt hatte und von ihm auch jetzt nicht verlassen werden sollte. Da er kurz vorher Truppen nach den Karpathen und vielleicht sogar nach Kurland hatte abgeben müssen, verfügte er in seiner Front im Raum von Gorlice zunächst nur noch über zwei Korps und vier abgesessene Reiterdivisionen, im Raum von Tarnow über weitere 2 Korps. Die Russen waren hier also wenigstens zu Beginn der Schlacht ausnahmsweise einmal die zahlenmäßig schwächeren, aber dieser Nachteil wurde nahezu ausgeglichen durch die große natürliche Stärke ihrer Stellung, die künstlich noch sehr erhöht worden war; überdies konnten sie auf den beiden, senkrecht zu ihrer Stellung verlaufenden und zum San führenden Bahnlinien jederzeit rasch und leicht Verstärkungen heranholen, und es kam deshalb sehr viel darauf an, den ersten Stoß so wuchtig zu führen, daß ihnen dazu keine Zeit blieb.

In einem aber war Mackensen dem Gegner unbedingt überlegen: seine Heere waren ganz ungewöhnlich reich an Artillerie aller Art, auch solcher schweren und schwersten Kalibers ausgestattet, und Dimitriew hatte dem überhaupt nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Nicht weniger als fast 1500 Feuerschlünde standen dem Generaloberſten zur Verfügung, darunter nahezu 1/3 schwere Kaliber. Diese furchtbare Artillerie mit ihrem alles vernichtenden Trommelfeuer ist es gewesen, die dem schneidig draufgehenden Fußvolk den Weg zum Siege bahnte und so die Grundlage zu einem über alle Maßen glänzenden Sommerfeldzug schuf, der den Siegern ungeahnt weite Landstrecken mit zahlreichen Festungen, mehrere Hunderttausend Gefangene und unermeßliches Kriegsmaterial einbringen sollte. Eine gründliche Vorbereitung des Angriffs durch eine starke Artillerie erschien unter den gegebenen Verhältnissen ja überhaupt als unerläßliche Voraussetzung für den Erfolg, und deshalb dürfte bei der Wahl der Angriffsstelle auch die Erwägung mitgespielt haben, daß sich gerade im westgalizischen Raum ein solch ungeheures Artilleriematerial verhältnismäßig leicht heranführen und zusammenziehen ließ, da das Eisenbahnnetz des Hinterlandes eine hierfür sehr günstige Ausgestaltung besitzt. Es führen nämlich von Südwesten her gegen Podolin—Chabowka—Krakau sechs Bahnlinien bis auf 2 oder 3 Tagemärsche an den Dnajec heran, wozu man noch als siebte die nahe der Grenze verlaufende südpolnische Linie nach Kielce rechnen kann. Die Vereinigung dieser Schienenstränge auf einer verhältnismäßig schmalen Front (fünf davon auf einer Front von nur 65 km) ermöglichte es, in kurzer Frist große Truppenmassen heranzuholen. Natürlich gab dies trotzdem viel Arbeit, denn alle möglichen Vorbereitungen waren zu treffen, um die volle

Digitized by Google

Ausnützung der ganzen Leistungsfähigkeit dieser Eisenbahnen zu gewährleisten; so mußten namentlich die Ausladevorrichtungen ganz bedeutend ergänzt und erweitert werden. Aus den Gefechtserfahrungen in der Champagne und bei Ypern hatte sich ergeben, daß durchschnittlich auf alle 20—50 m Kampffront 1 Geschütz zur gründlichen Bearbeitung der gegnerischen Stellung verwendet und daß auf jeden Frontmeter reichlich 10 Geschosse mittleren Kalibers verfeuert wurden. Da Mackensen 1500 Kanonen bereit gestellt hatte und seine gesamte Angriffsfront etwa 60 km lang war, konnte also durchschnittlich auf alle 40 m ein Geschütz aufgestellt werden. Man darf sich das natürlich nicht so schematisch vorstellen, sondern die Aufstellung erfolgte gestaffelt, je nach Kaliber und Geschützart, damit sich die verschiedenartigen Wirkungen gegenseitig ergänzen konnten; außerdem fanden Geschützanhäufungen gegen besonders starke Abschnitte und Stützpunkte statt. Diese gewaltigen Artilleriemassen waren nun von den Ausladepunkten aus in Stellung zu bringen. Was das besagen will, darüber kann sich auch der Laie Rechenschaft geben, wenn er bedenkt, daß im Mittel für jedes Geschütz mit den nötigsten Munitionswagen mindestens 100 m Kolonnenlänge zu rechnen sind. Es mußten also mindestens 150 km Artilleriekolonnen auf günstige Schußweite an die russischen Stellungen herangeführt werden, ohne daß der Gegner etwas davon bemerken durfte. Man muß sich fragen, wie dies überhaupt möglich war, wenn auch die ganze Arbeit bei Nacht durchgeführt wurde und die Artilleristen bei Tage dafür sorgten, daß ihr kostbares Material gut gegen Luftaufklärung gedeckt war.

Um sich ein Bild von den während des vierstündigen Trommelfeuers verschossenen Munitionsmengen zu machen, muß man in Anschlag bringen, daß die heutigen Schnellfeuergeschütze bis zu 20 gezielte Schüsse in der Minute abgeben können. Da das nur für kurze Zeitdauer möglich ist, wollen wir nur zwei Schüsse für die Minute, also gegen 500 für vier Stunden rechnen (für die ganz schweren, aber weniger zahlreichen Geschütze etwas weniger, für leichtere dagegen noch mehr). Von den anwesenden 1500 Geschützen wurden also etwa 700000 Schüsse (während des ganzen Krieges 1870/71 nur 817000!) zur Vorbereitung der Angriffe abgegeben. Mindestens ebensoviele müssen aber noch bereit gestellt sein für die Fortsetzung des Kampfes. Das ergibt zusammen etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Artilleriegeschosse aller Kaliber mit ihren Ladungen, die vor Beginn der Beschießung zur Stelle sein mußten! Dahinter mußten aber fast ebensoviele zum Nachschub auf den Bahnlinien

Phot. R. Sennecke, Berlin

Abb. 4. Eroberte russische Stellung an der Friedhofmauer von Gorlice.

und in den Munitionskolonnen bereit stehen. Eine besondere Rolle war einer neuen 42 cm-Batterie der Österreicher und Ungarn zugedacht. Diese neuesten Riesengeschütze Skodas waren ursprünglich zur Küstenverteidigung bestimmt gewesen, waren aber jetzt für die Zwecke des Landkrieges beweglicher gemacht worden. Es war möglich, sie in einer einzigen Nacht abzubauen und zu verschieben. Ebenso erstaunlich war ihre Feuergeschwindigkeit von nur zwei Minuten für den Schuß. Die versenkten Bomben wiegen dreimal so viel als die der berühmten Motormörser, sind noch um 300 kg schwerer als die der deutschen 42 cm-Geschütze, fliegen 18 km weit und reißen Trichter von durchschnittlich 15 m Durchmesser. Das Erfreulichste ist aber die große Schußgenauigkeit, die es ermöglichte, die von dieser furchtbaren Batterie beschossene Stadt Tarnow in überraschender Weise zu scho-

Digitized by Google

nen. So wurde ein mitten in der Stadt gelegener Parkplatz für Kraftwagen ganz allein getroffen und die Autos zerstört, während die umgebenden Häuser lediglich durch Zerspringen der Fensterscheiben Schaden erlitten. Am Bahnhof vernichtete ein Schuß die Drehscheibe vor dem Heizhause, ein anderer die Ausfahrt, aber das Hauptgebäude blieb völlig verschont. Man konnte eben mit Hilfe von Ortsplänen auf den Punkt genau arbeiten. Gleich der erste Schuß fegte auf fast 18 km Entfernung einen hohen Turm vollständig hinweg. Während die Detonation tiefer und daher angenehmer war als bei den 30,5 cm-Mörsern, war das Mündungsfeuer derart blendend, daß den Mannschaften streng verboten werden mußte, nach oben zu blicken. Die Nerven der Russen wurden nach Aussagen der gefangenen Offiziere ganz besonders durch das langdauernde, furchtbare Heulen der Bomben bei ihrem Absteigen erschüttert, so daß die schließliche Explosion fast als Erlösung empfunden wurde. Entsetzlich war die Wirkung des Gasdrucks. Die Russen lagen ringsum auf weite Entfernung friedlich da, wie schlafend, ohne äußere Verletzung, und nur die dunkelblauen Gesichter bewiesen den erfolgten Blutaustritt bis in die feinsten Gefäße.

Schon der verschleierte Aufmarsch der Durchbruchsheere hinter dem dünnen Schleier ihrer Vorposten war ein Meisterstück, das den fabelhaften Truppenverschiebungen gleichzustellen ist, die nach dem Novemberrückzug von Warschau und vom San ganz plötzlich eine völlige Veränderung der Frontgliederung schufen, als deren Folge dann der Sieg von Lodz erfochten wurde. Alle für den Durchbruch nötigen Vorbereitungen vollzogen sich reibungslos, in tiefster Stille, als streng gehütetes Geheimnis, unbemerkt vom Feinde. Stellenweise mußte der Schießbedarf unter den größten Mühsalen auf Tragtieren herangeschafft, die Kolonnen und Batterien auf rasch erbauten Knüppeldämmen vorwärts gebracht werden. Allerdings war uns das Wetter ausnehmend günstig, denn die warm vom blauen Himmel herablachende Frühlingssonne trocknete die Wege und begünstigte in hohem Maße die wichtige Erkundungstätigkeit der Flieger. Für die schweren Geschütze mußten z. T. eigene Wege gebahnt und Schienen gelegt werden, aber ihrer Aufstellung und Verteilung kam es sehr zustatten, daß sich die russische Front in dem langen Stellungskampfe nur bruchstückweise um ein Geringes verschoben hatte, uns daher seit Monaten in ihrem Verlaufe und in allen Einzelheiten auf das genaueste bekannt war. Namentlich Hunderte von photographischen Fliegeraufnahmen, die auch kartographisch verarbeitet wurden, ergaben in ihrer Gesamtheit ein fast lückenloses und immer wieder nachgeprüftes Bild von der feindlichen Front von der Dunajec-Mündung bis zum Duklapaß. Umgekehrt gelangte auf unserer Seite das strategische Überraschungsmoment ebenso vollständig zur Ausnützung wie bei der Winterschlacht in Masuren. Ist diese Tatsache nicht eigentlich das höchste aller Kriegswunder? Bedenken wir doch, welche Möglichkeiten der Verkehr heutzutage gesunden hat: reichliche und treffliche Straßen, Eisenbahnzüge mit Tausenden von Reisenden und alle die Millionen von Briefen und Karten, die da täglich hin und her flattern. Dazu die menschliche Stimme, die im Draht mit Gedankenschnelle in die Ferne fliegt, und Wellen, die ganz ohne Draht verräterisch durch die Luft schwingen, von Mast zu Mast, von Antenne zu Antenne. Und dennoch war es möglich, daß man Hunderttausende von Soldaten samt ihrem ungeheuren Troß, samt der Fülle von Eß- und Schießbedarf neu versammeln konnte, ohne daß der Feind eine Ahnung davon hatte. Unser Verkehr ist gewiß eine Meisterleistung menzeitlicher Organisation, doch eine noch viel meisterhaftere Leistung bedeutet es, ihn einfach auszuschalten, so wie man mit einem Fingerdruck Fluten von Licht zu unterdrücken vermag. Am hellen Tage gab es da ein Geheimnis, an dem große Völker beteiligt waren, das sich über eine reichliche Million von Quadratkilometern erstreckte, und — es blieb ein Geheimnis! Diese restlose Wahrung des strategischen Geheimnisses, wie sie uns Hindenburg gelehrt und Mackensen noch tiefer eingeprägt hat, ist vielleicht die stärkste Waffe, über die der Heerführer von heute verfügt.

Das Schlachtfeld, auf dem sich die große Entscheidung abspielen sollte, war das im Westen vom Dunajec, im Osten vom San, im Norden von der Weichsel und im Süden von den Karpathen beschriebene Viereck. Dieses in der Süd-Nord-Richtung von Biala, Wisloka, ihrem linken Nebenflusse Ropa und vom Wislok durchflossene Gelände dacht sich von Süden gen Norden allmählich ab und trägt so zunächst den Charakter der Voralpen, dann den der Thüringer Berge, dann den der märkischen Schweiz, um endlich nach der Weichsel zu in versumpfte, moorige Ebene überzugehen. Etwa 50 km der Kampffront lagen im Gebirge, 35 im Hügelgelände und in der Ebene. Die in vielfach gewundenen Schlangenlinien verlaufenden Flüsse sind zwar nicht sehr breit, aber tief eingeschnit-

Digitized by Google

ten und bilden deshalb starke Verteidigungsabschnitte, namentlich auf ihren überhöhenden östlichen Ufern. Der Dunajec, ein mittelgroßer Fluß, strömt zunächst in nordöstlicher Richtung, biegt dann bei Neu-Sandek scharf nach Norden um bis zu seiner etwa 65 km stromabwärts Krakau erfolgenden Einmündung in die Weichsel.

Schon zweimal in diesem Kriege hatte die Dunajec-Stellung eine große Rolle gespielt: das erstemal, als die Österreicher und Ungarn nach der ungünstig verlaufenen Stellungsschlacht östlich Przemysl sich wieder auf Krakau zurückziehen mußten; das zweitemal, als die Russen von Krakau in östlicher Richtung zurückgehen mußten und nun die Dunajecfront stark ausbauten, sowohl zur Deckung der Einschließung von Przemysl wie zum Schutze ihres rechten Karpathenflügels. Diese Stellung bildete zugleich aber auch die natürliche Fortsetzung der in Südpolen an der Nida entlang laufenden Front, denn die Nida mündet nur etwa 10 km unterhalb des Dunajec in die Weichsel. In fast halbjähriger Arbeit wurde dann die Dunajec-Stellung von den Russen scheinbar uneinnehmbar ausgebaut, wobei sie sich alle Vorteile gewaltiger Überhöhungen sowie die flankierenden Naturbastionen ihres Ufers geschickt zunutze zu machen wußten. Wer diese steilen Kuppen und diese starken Feldbefestigungen nicht gesehen hat, der kann sich kaum einen Begriff machen von den heldenmütigen Anstrengungen, deren es bedurfte, um diese unerhört starke Front zu brechen. Schroff steigt vom Flusse die Hochfläche empor, die ihrerseits wieder wellige Kuppen trägt, deren höchste und steilste, wie die heiß umstrittene Höhe 419, weithin den ganzen Umkreis beherrschen. Das ganze Gelände starrte von Stacheldraht. Stockwerkartig lagen auf den steilen Hängen und ragenden Kuppen oder tief versteckt in den Wäldern die russischen Stellungen übereinander, förmlich gespickt mit Hindernissen aller Art, sehr geschickt angelegt, oft sich gegenseitig flankierend, an wichtigen Punkten bis zu sieben Schützengrabenreihen hintereinander. Hinter dieser ersten russischen Hauptstellung, die annähernd durch die Linie Gromnik—Gorlice—Malastow bezeichnet wird, zog sich aber noch eine ebenso stark ausgebaute Aufnahmestellung hin (Tarnow—Tuchow—Biecz), und

Phot. R. Sennecke, Berlin.

Abb. 5. Inneres der zerstörten Kirche von Gorlice.

ihr folgte auf dem Westufer der Wisloka noch eine dritte.

Bei Gorlice bog die russische Gesamtfront aus der von WSW—ONO verlaufenden Karpathenlinie ziemlich scharf nach N um, und aus diesem Umstande wird wohl auch dem Laien ohne weiteres klar, daß hier einer der bedenklichsten Punkte der ganzen langen Schlachtlinie liegen mußte. Wurde dieses Knie eingedrückt, so mußten auch die Schenkel ihren Halt verlieren und ins Wanken geraten. Glückte es der ungestümen Tapferkeit unserer nach dem Bewegungskrieg lechzenden Truppen und dem Genie ihres Führers, die russische Front an dieser empfindlichen Stelle nicht nur zurückzudrücken, sondern sie an zahlreichen Punkten zugleich, oder doch wenigstens an den beiden Hauptpunkten Gorlice und Tarnow zu durchstoßen, so mußte das ein Stoß ins Herz der feindlichen Front sein, dessen Tragweite sich vorerst noch gar nicht abschätzen ließ, der aber jedenfalls die russische Linie in zwei Teile spaltete und die in den Karpathen ringenden Heere mit einer höchst gefährlichen Um-

Digitized by Google

fassung bedrohte. Es mußte werden wie bei den am Bergeshang durch einen Anstoß in Bewegung gesetzten Schneemassen: wie stark die Lawine wird, was sie alles mit sich fortreißt, das vermag niemand vorauszusagen. Der bisherige Verlauf des Krieges schien dem kühnen Unternehmen allerdings keine besonders günstigen Aussichten zu eröffnen, denn noch nie war bisher ein großer frontaler Durchbruch restlos geglückt und bis zur vollen strategischen Auswirkung gelangt, denn nur in kleinerem Maßstabe haben in den Kämpfen um Lodz die Heeresabteilungen der Generale v. Scheffer-Boyadel und Litzmann mit frontalem Gewaltstoß die russische Übermacht gesprengt, die sich fesselnd um ihre Divisionen gelegt hatte.

Drei Aufgaben waren zu lösen: erstlich die russische Front am Dunajec aufzusprengen, zweitens die russischen Karpathenheere durch Bedrohung mit Umgehung und Aufrollung zum Rückzug zu zwingen und im Anschluß daran auch den größten Teil Galiziens zu befreien, drittens die russische Gesamtfront in einen verlustreichen Bewegungskrieg zu verwickeln und sie in einer großen Entscheidungsschlacht vernichtend zu schlagen oder doch sie möglichst weit zurückzudrängen und für längere Zeit unschädlich zu machen. Die beiden ersten Aufgaben wurden ganz, die dritte zum größten Teile gelöst. So wird der glorreiche Tag von Gorlice immer das klassische Musterbeispiel einer gelungenen Durchbruchsschlacht für die Kriegsgeschichte aller Zeiten bleiben. Sie ist und bleibt eine auf breiter Grundlage mit der gebotenen Heimlichkeit vorzüglich vorbereitete und glänzend durchgeführte Kriegshandlung allergrößten Stils. Es kam darauf an, an mehreren Stellen gleichzeitig so rasch durchzustoßen, daß den Russen keine Zeit mehr blieb, ihre Reserven an die bedrohten Punkte heranzuholen. Während bei den bisherigen frontalen Durchbruchsversuchen der Vorstoß meist schon an den vorbereiteten Aufnahmestellungen des Gegners zum Stehen gekommen war, rollte diesmal der Angriff ununterbrochen von Westgalizien nach Mittelgalizien weiter. Die russische Stellung von der Nidamündung bis zum Duklapaß wurde einfach über den Haufen gerannt, die 3. russische Armee aus allen Verbänden gelöst, die 8. in ihre Niederlage mit verwickelt, die ganze feindliche Front an ihrer empfindlichsten Stelle aufgerissen. Dieser glänzende Erfolg ist namentlich auch dem Umstand zu verdanken, daß Mackensen nicht in den Fehler der englisch-französischen Heerführer verfiel, den Angriffskeil zu schmal zu wählen, weil ein so spitzer Keil zwar wohl ein Stück in die feindliche Front eindringt, dann aber stets der Gefahr ausgesetzt ist, selbst umfassend angegriffen und abgeschnürt zu werden, ehe er noch die Durchbruchsstelle genügend zu erweitern vermag. Mackensens Durchbruchskeil war aber von vornherein auf das Zehnfache der Breite englisch-französischer Frontalangriffe angelegt. Bei einer solchen, bisher in der Kriegsgeschichte nicht dagewesenen Breite der Durchbruchsstelle konnte das entstandene Loch an Ort und Stelle nicht mehr geflickt werden, war ein bloßes elastisches Zurückbiegen der Front nicht mehr möglich, mußte deren Zertrümmerung erfolgen, denn in geradezu klassischer Weise wurde von den Durchbruchstruppen jeweils die Innenumfassung der noch Widerstand leistenden gegnerischen Linien durchgeführt.

Auch der Zeitpunkt für den Durchbruch war mit genialem Scharfblick außerordentlich gut gewählt. Fiel er doch gerade in die Tage, an denen Rußland durch die wahnsinnigen Karpathenstürme des Großfürsten Nikolai und die damit verbundenen unerhörten Mannschaftsverluste zu verbluten begann, auch empfindlichen Mangel an Artilleriemunition litt und seine Geschützrohre durch übermäßige Abnutzung ausgeleiert hatte. Ja, der ungeschlachte östliche Koloß, auf dessen unerschöpfliche Riesenkraft England und Frankreich so fest bauen zu können glaubten, war tatsächlich erschöpft. So furchtbar er auch noch in den Karpathenpässen tobte, der Atem begann ihm doch auszugehen, der lange Arm zu erlahmen, denn in den letzten Wochen hatte jeder Hieb gesessen. Umgekehrt standen gerade damals der deutschen Heeresleitung frisch ausgebildete Reserveformationen in reicher Menge zu Gebote. An der Westfront waren sie nicht nötig; die hatte schon gezeigt, daß sie allein auch mit einer Überzahl der wütenden Gegner fertig zu werden vermochte. So konnte fast alles zu der großen Offensive nach der Ostfront geschickt werden. Wenn die Russen diese auch erwarten mochten, so kam doch als weiteres günstiges Moment in Betracht, daß sie sich über ihren Ansatz- und Hebelpunkt bis zum letzten Augenblick völlig im Unklaren blieben. Dies wurde dadurch bewirkt, daß kurz vor dem Losbrechen des Artillerieorkans am Dunajec fast die gesamte Ostfront der Verbündeten in Bewegung kam und so den Russen überall die Hände gebunden wurden. In den Karpathen vollführten Szurmay, Hofmann, Erzherzog Joseph und Linsingen kleinere, aber glückliche Vorstöße, in der Bukowina brach Pflanzer-Baltin mit seinen

Digitized by Google

kampferprobten Scharen vor, an der Nida demonstrierten Dankl und Woyrsch und errangen bei ihren Scheinangriffen sogar ansehnliche Ortlichkeitserfolge, in Kurland und Litauen aber fegte wie ein Ungewitter Hindenburg auf vier Heerstraßen einher, der diesen Schlag wieder einmal mit dem ganzen Raffinement des großen Feldherrn vorbereitet hatte. Sein Unterführer Lauenstein stand schon in Schaulen, als der Tanz am Dunajec losging. Die Russen ließen sich wirklich täuschen, hielten namentlich Riga und noch mehr die Bukowinafront für bedroht und entsandten dorthin den Großteil ihrer Reserven, wodurch sie ihr Zentrum in gefährlicher Weise schwächten. Vielleicht darf man sogar den grimmigen deutschen Vorstoß auf Ypern Ende April und die rätselhafte den Gegnern so viel Kopfzerbrechen machende Beschießung Dünkirchens aus weittragenden Geschützen im großen Rahmen der strategischen Gesamtlage als eine besonders kraftvoll durchgeführte Demonstration betrachten, um die Aufmerksamkeit der Gegner nach der Westfront abzulenken; sie würden ja sicher nicht annehmen, daß Deutschland noch stark genug sei, auf beiden Fronten gleichzeitig offensiv zu werden.

Wenige Tage vor Beginn des Durchbruchs weilte Mackensen im österr.-ung. Hauptquartier und sprach mit Konrad v. Hoetzendorf nochmals alle Einzelheiten des großen Planes durch. „Wenn Sie das fertig bringen," rief ihm der sonst so ernste Generalstabschef heiter nach, „dann trinken wir später einmal eine Bowle zusammen!" Beide Heerführer waren wohl schon damals ihres Erfolges gewiß, denn noch immer ahnten die Russen nichts, wenn auch die Militärkritiker ihrer Presse in den letzten Tagen wiederholt besorgt auf die empfindliche Stelle am Dunajec hingewiesen hatten. Alle Vorbereitungen waren nach menschlichem Ermessen bestens getroffen. Es herrschte prachtvolles Frühlingswetter, die liebliche Landschaft prankte im schönsten Lenzesschmuck. Vom Süden her erglühten die Schneegipfel der Hohen Tatra im Sonnenlicht und grüßten hinunter in die Täler. Dort blühten die Bäume, grünten die Wälder, sproßten die Saaten, zwitscherten die Vögel — aber dazwischen klang's wie Waffenklirren und Räderrasseln. Unheimlich grau wälzte sich ein unendlicher Heerwurm alle Straßen entlang. Da, am ersten Maientage des Jahres 1915 gab Mackensen den Befehl zum Angriff. Nicht leichten Herzens. „Wieviel Todesurteile", so schrieb er seiner Gattin, „enthält mein Befehl zum Angriff! Dieser Gedanke ist es, der mich vor jedem Gefecht bedrückt . . . . . Das ist die Kehrseite der Führerstellung." Diese edlen Worte vor der größten Waffentat seines Lebens ehren den Menschen Mackensen nicht weniger, als der Sieg von Gorlice den Feldherrn Mackensen ehrt. Der Kampf wurde dadurch eröffnet, daß sich die zahlreiche Artillerie der Verbündeten während des 1. Mai einschoß. Auch die ganze Nacht über unterhielt sie ein mäßiges Feuer, ohne daß sich die Russen sonderlich darüber aufregten, da sie ja an solche gelegentliche Schießereien zur Genüge gewöhnt waren.

Abb. 6. Der untere Stadtteil von Gorlice nach der Erstürmung durch unsere Truppen.

Sie selbst antworteten auffallend matt und lässig. Es wurde immer mehr offenbar, daß es mit ihren Munitionsvorräten nicht zum besten bestellt war. Schluß folgt.

Digitized by Google

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Generalmajor Richard von Seeckt. Mit 1 Abbildung.

In den fernen Balkanbergen hat inmitten des Waffenlärms einer der fruchtbarsten Geister des deutschen Heeres, einer der erfolgreichsten Männer dieses Weltkrieges, der Generalstabschef Mackensens, Generalmajor Richard von Seeckt am 22. April 1916 seinen 50. Geburtstag gefeiert. Als Sohn des 1909 verstorbenen Generals der Infanterie Richard v. Seeckt wurde er am 22. April 1866 zu Schleswig geboren, zu-

Generalmajor Richard von Seeckt.
Nach einer Zeichnung von M. Zimmerer.

nächst durch Hauslehrer im evangelischen Elternhaus unterrichtet, um später die Gymnasien zu Detmold und Straßburg i. E. zu besuchen. Im Jahre 1885 trat der 19jährige bei den Kaiser-Alexander-Gardegrenadieren ein, wurde 1887 Leutnant und 1894 Oberleutnant. Drei Jahre später wurde er zum Großen Generalstab einberufen, trat 1899 zum Generalstab des 17. Armeekorps über, wurde noch im gleichen Jahre Hauptmann und 1902 Kompagniechef des niederrheinischen Füsilierregiments Nr. 39. Im Jahre 1904 kam er dann als Generalstabsoffizier zur 4. Infanteriedivision, wurde 1906 Major und noch im Dezember desselben Jahres wieder zum Großen Generalstab versetzt. Das Jahr 1912 brachte ihm die Ernennung zum Bataillonsführer bei den badischen Leibgrenadieren Nr. 109, das Jahr 1913 die Beförderung zum Oberstleutnant und Generalstabschef des 3. Armeekorps. Als solcher zog er in den Krieg, wurde am Kaisergeburtstage des Vorjahres Oberst und kaum ein halbes Jahr später bereits Generalmajor. Heute steht er in verhältnismäßig jungen Jahren an wichtigster und verantwortungsvollster Stelle. Diesem glänzenden Aufstieg entsprechen überragende Verdienste. Die große Mackensensche Offensive gegen die Russen, die zu den gewaltigsten und erfolgreichsten Geschehnissen dieses Völkerringens gehört, hat der damalige Oberst v. Seeckt als Mackensens Generalstabschef geistig geleitet. Neben der ungewöhnlich raschen Beförderung zum Generalmajor wurde diese Meisterleistung auch noch durch die Verleihung des Ordens Pour le mérite anerkannt. Noch selbständiger hat dann Generalmajor v. Seeckt dem serbischen Feldzug im ganzen und im einzelnen Plan und Verlauf vorgezeichnet. Vielleicht in noch höherem Maße als bei der Betrachtung des großartigen galizischen Feldzugs empfindet bei der Betrachtung des serbischen selbst der militärische Laie die Größe, die zielbewußte Folgerichtigkeit und die daraus hervorgehende innere Schönheit des geistigen Waffenspiels, das hier Zug für Zug zum Ziele drängte und führte. Beides, die Leitung des galizischen, wie die des serbischen Feldzuges, werden Muster und Vorbild bleiben, so lange Kriegsgeschichte gelehrt und Kriegskunst geübt wird. Und der Name v. Seeckt wird neben dem Mackensens der Geschichte beider an die Spitze geschrieben sein, so sehr sich auch sein Träger bisher offenbar bemüht hat, persönlich im Verborgenen zu bleiben.

K. F.

Digitized by Google

Die Mittel des Krieges.

Sperrungen und Zerstörungen durch Pioniere.

Von Paul Otto Ebe. Mit 7 Abbildungen.

Bei der großen Bedeutung, die in den heutigen räumlich sehr ausgedehnten Kämpfen den Verkehrswegen und Nachrichtenverbindungen beizumessen ist, kann die Unterbrechung der Eisenbahnen, Land- und Wasserstraßen, des Telegraphen und Fernsprechers den Fortgang der Operationen wesentlich verzögern, ja ihn sogar ganz in Frage stellen. Kann man eine solche Unterbrechung in einigen Stunden oder wenig Tagen beseitigen, so handelt es sich um eine „Sperrung" oder um eine „leichtere Unterbrechung". Sind dagegen Wochen oder gar Monate zu ihrer Beseitigung nötig,

Abb. 1. Sprengmunition der Pioniere, bestehend in Sprengkörper, Bohrpatronen und Sprengpatronen.

so liegt eine „Zerstörung" vor. Entsprechend der bedeutend größeren Wichtigkeit der Zerstörungen dürfen diese nur nach Bestimmung der obersten Heeresleitung, des Oberbefehlshabers einer Armee oder eines selbständigen kommandierenden Generals vorgenommen werden, wozu meist Pioniere oder Eisenbahntruppen verwendet werden. Bisweilen kann auch der Heereskavallerie eine solche Aufgabe gestellt werden. Die Ausführung von Sperrungen, die — im Gegensatz dazu — auch von unteren Befehlshabern selbständig veranlaßt werden können, sind im eigenen Operationsgebiet beim Vormarsch verboten, beim Stillstand gestattet, beim Rückzug geboten und im Operationsbereich des Gegners stets zu versuchen.

Hilfsmittel bei der Ausführung von Sperrungen und Zerstörungen sind zunächst die Schanz- und Werkzeuge, die von den Truppen mitgeführt und im Bedarfsfalle durch Requisitionen in umliegenden Ortschaften, auf naheliegenden Bahnhöfen oder in Wärterbuden ergänzt werden. Ebendort werden auch die erforderlichen Bau- und Brennstoffe beigetrieben. Pioniere, Kavallerie und Eisenbahntruppen führen ferner Sprengmittel in drei Formen mit sich: Sprengkörper, Bohrpatronen und Sprengpatronen (Abb. 1). Die beiden ersten sind in paraffiniertes Papier eingeschlagen. Nur die Sprengpatrone, die aus fünf Sprengkörpern besteht und welche die einzige Sprenganzündung der Kavallerie ist, befindet sich wasserdicht verschlossen in einer Blechbüchse. Das Sprengmittel ist bei allen drei Sprengmunitionen das nämliche. Nur die Form und das Gewicht ist verschieden. Solche brisante Sprengstoffe, die aus Trinitrotoluol, Melinit, Lyddit, Ekrasit, Schimose und Schießwolle bestehen, sind das geeignetste Sprengmittel gegen Eisen, Stein, Holz und Erde. Doch müssen sie durch eine außerordentlich heftige Stichflamme zur Detonation gebracht werden, da eine gewöhnliche Flamme sie nur langsam abbrennt. Die Stichflamme wird durch eine Sprengkapsel erzeugt, in der sich Knallquecksilber befindet und die ihrerseits durch eine Zündschnur, durch eine Detonationsübertragung (durch den Luftdruck einer in unmittelbarer Nähe detonierenden Ladung) oder bei einem Glühzünder durch einen elektrischen Strom entzündet wird.

Nachdem wir nun die allgemeinen Grundsätze und die Mittel zur Ausführung von Sperrungen und Zerstörungen kennen gelernt haben, können wir näher auf die Anwendung und kriegsgeschichtlichen Beispiele eingehen.

Zunächst die Straßen. Ihre einfachste Sperrung besteht in der Anlage von Hindernissen quer über die Straße. So wurden im Hohlweg von Crouy und bei manchem Kampf um Ortschaften Barrikaden errichtet, die — wie alle Wegsperren — an Bedeutung gewannen, sobald sie unter Feuer gehalten werden konnten. Schon jede Feldwache sperrte im Bewegungskrieg die anvertraute Straße durch Ineinanderfahren von beladenen Wagen, denen man die Räder abzog. Heu- und Strohwagen konnten dann im geeigneten Augenblicke noch angezündet werden und die Ge-

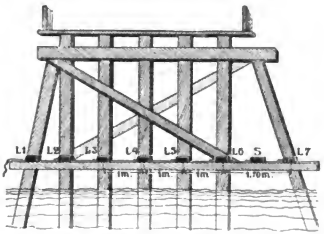


Abb. 2. Das Pfahljoch einer zur Sprengung vorbereiteten Brücke. L 1 Ladung mit Zünder, L 2—7 Ladungen, S Sprengpatrone, sämtlich mit offener Sprengkapsel.

gend weithin erhellen. Eine besonders bei Nacht sehr wirksame, leicht herzustellende und rasch wegzuräumende Straßensperre bildet die „Autofalle", die aus quer über den Weg gespannten Drähten

Digitized by Google

besteht. Sie hat schon im Frieden durch mehrere Attentate, die harmlosen Autobesitzern den Kopf vom Rumpfe trennten, viel von sich reden gemacht. Zum Schutz wurden deshalb die meisten Militärkraftwagen mit einer hochgestellten Stahlkufe zum Durchreißen versehen. Am 7. Oktober wurden von unseren Pionieren sämtliche Straßen, die in der Richtung über die Stadt Lier nach Antwerpen führten, zum Schutz gegen die feindlichen Panzerautomobile durch Straßensperren unbefahrbar gemacht. Wege und Straßen, an deren Rändern Bäume stehen, vor allem also Waldwege und Chausseen, werden rasch gesperrt, indem man mehrere Bäume fällt und sie am Stammende noch festhängend über die Straße fallen läßt. Durch Geflechte mit Stacheldraht läßt sich die Sperre verstärken, durch selbsttätige Minen ihr Wegräumen

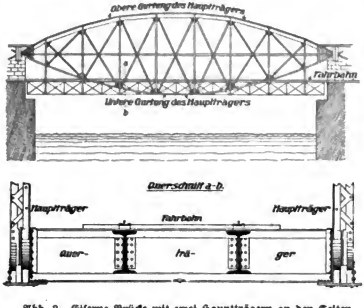


Abb. 3. Eiserne Brücke mit zwei Hauptträgern an den Seiten der Fahrbahn.

erschweren und verlustreich gestalten. Den tatkräftigen deutschen Pionieren konnte dadurch allerdings kein langwährendes Hindernis bereitet werden. Schon am 4. August des ersten Kriegsjahres räumten die an der Spitze unserer Marschkolonne befindlichen Pioniere in Belgien bei Spa und bei Henri la Chapelle die abgesägten Bäume so rasch auf die Seite, daß der Vormarsch nur selten stockte. Bedeutend schwieriger zu beseitigen sind Wegesperren, die durch Anstauung von Wasserläufen, die den Weg kreuzen oder begleiten, überspült oder versumpft sind, wie es in Flandern der Fall war. Bis das Wasser abgeleitet ist, muß man die Wege wie Furten durchwaten. Sie sind dann immerhin noch angenehmer zu überschreiten als ungangbar gemachte natürliche Furten, in denen festgepflockte Eggen oder Bretter mit starken Nägeln auf dem Rücken liegen. Die Russen haben sich bisweilen eines anderen, allerdings sehr zeitraubenden Sperrmittels bedient, das durch die Eigenart des sumpfigen Umgeländes wirksam war: sie hackten die harte Straßenschicht über große Wegestrecken auf, zogen tiefe Quergräben oder schütteten Querwälle ein.

Zerstören kann man Straßen — dasselbe gilt auch von Eisenbahnen und Wasserstraßen — durch Vernichten der Kunstbauten wie Überführungen (Brücken) oder Unterführungen (Tunnels). So werden Brücken mindestens auf 20—25 Meter zerstört, wenn der Feind dadurch längere Zeit aufgehalten werden soll. Je höher sich die Fahrbahn über die Talsohle oder den Wasserspiegel wölbt, desto praktischer ist die Zerstörung, desto zeitraubender die Wiederherstellung. Eine schwere Aufgabe fiel beispielsweise einer österreichisch-ungarischen Pionierkompagnie unter dem Hauptmann Machold zu, die das gesprengte Mittelstück des 24 Meter hohen Bahntrajektes bei Bialla wieder aufbauen sollte. Riesige hölzerne Strebepfeiler und Absteifungen der gemauerten Nebenpfeiler mit Balken bildeten die neue Stütze, die verhältnismäßig so rasch fertig wurde, daß die Kompagnie eine beträchtliche Extraprämie erhielt. Holzbrücken kann man schon durch Feuer oder mit Werkzeugen zerstören. Brennstoffe aller Art, wie Stroh, trockenes Reisig, Kohlen werden unter der Brückendecke auf Gerüsten angehäuft und alles mit Petroleum, Benzin, Teer, Spiritus getränkt. Da der Erfolg namentlich bei Regen und Harthölzern nicht ganz sicher ist, wird meist eine Zerstörung mit Werkzeugen Hand in Hand gehen. Der Belag und die Streckbalken werden dabei mit Axt, Brechstange und Säge entfernt und die Unterstützung möglichst tief angesägt und umgerissen. Auch Schiffbrücken lassen sich rasch beseitigen, wenn man die Kähne mit Steinen beschwert und die Schiffsböden durchschlägt. Am raschesten führt die Zerstörung durch Sprengladungen zum Ziel. So zeigt uns Abb. 2 eine für die Zerstörung durch Sprengung hergerichtete Brücke. Man sieht die schwarzen Ladungen auf einem horizontalen Querholz möglichst dicht über dem Wasserspiegel befestigt. Zur Ladung L1 führt die Zündschnur. Die Ladungen L2 bis L7 werden durch Detonationsübertragung gezündet. Sie besitzen deshalb offene Sprengkapseln. Da die Detonationsübertragung jedoch bei einer Sprengpatrone nur 1,50 Meter beträgt, der Abstand von L6 zu L7 aber 1,70 Meter groß ist, so wird noch eine Sprengpatrone S dazwischen geschaltet. Bei der Entzündung durch die Anfangsladung in L1 wird die Detonation auf die weiteren Ladungen so blitzschnell übertragen, daß alle Ladungen annähernd gleichzeitig zur Wirkung gelangen. Bei der Zerstörung von eisernen Brücken sprengt man, wenn die Pfeilersprengung nicht möglich oder nicht vorteilhaft ist, die Hauptträger oder eine Gurtung des Hauptträgers. Meist besitzt nämlich eine derartige Brücke zwei Hauptträger, wovon der eine rechts, der andere links der Fahrbahn liegt, und zwischen denen noch Querträger befestigt sind (s. Abb. 3). Steinerne Brücken können meist nur gesprengt werden, wenn sich in ihnen vorbereitete Minenanlagen, Ladungsrohre, Stollen oder Schächte befinden, und wenn man diese Zugänge, die meist durch Mauern verkleidet sind, auffindet. Man wird deshalb nötigenfalls die Eisenbahn- oder Baubeamten danach ausfragen. Führt auch dieses zu keinem Ziel, so werden die Pfeiler abgesucht, indem man das Mauerwerk oder die Abdeckplatten mit einem schweren Hammer an den Stellen abklopft, wo Stollen und Schachteingänge

Digitized by Google

zu vermuten sind. Ein hohler Klang verrät den dahinterliegenden Hohlraum. Die Steine werden dann mit Hammer und Meißel ausgebrochen und der Mineneingang freigelegt. Hierauf wird die Ladung berechnet, die sich nach der Pfeilerstärke und dem Abstand der Kammern richtet. Abb. 4 zeigt uns einige Minenkammern, mit der von oben hinuntergelassenen oder seitlich hineingetragenen Ladung. Die Kreise geben den Wirkungsbereich der Ladung an. Von besonderer Wichtigkeit sind die Sprengungen solcher Kunstbauten an Bergstraßen, da ihre Zahl meist sehr beschränkt ist. Auf lange Zeit kann man ferner die Benutzung unmöglich machen, wenn man an Stellen, wo die Straße aus dem Felsen herausgearbeitet ist oder durch Futtermauern begleitet wird, größere Berg- und Dammrutsche durch Sprengungen herbeiführt.

Ganz ähnliche Gesichtspunkte wie beim Zerstören und Sperren der Straßen finden wir auch bei derselben Tätigkeit an Eisenbahnen. Die Sperrungen auf freier Strecke werden am zweckmäßigsten an Stellen angebracht, wo man sie spät bemerkt und wo die Wiederherstellung schwierig ist, also in scharfen Krümmungen, auf Brückendämmen oder in Tunnels. Besonders günstig ist es, wenn man die beseitigten Teile in der Nähe der Unterbrechungsstelle, in Waldungen oder Wasserläufen verbergen kann. Man unterscheidet auch hier Sperrungen durch Werkzeuge, mittelst einer Sprengung, und Zerstörungen. Diese seien in folgendem der Reihe nach behandelt. Man kann mit Hilfe der Werkzeuge, die aus Schraubenschlüssel, Schwellenschraubenschlüssel, Brechstangen, Schrotmeißel und schweren Hämmern bestehen, die Verbindung der Schienen untereinander und mit den Schwellen lösen. Zur Anschauung sei Abb. 5 beigegeben. An dieser breitfüßigen Schiene würde man die Hakennägel, die Schwellenschrauben, sowie Bolzen und Keile abschrauben oder abschlagen. Oft werden „versteckte Fehler" angewandt, um einen anfahrenden Zug zur Entgleisung zu bringen. Das geschieht schon durch Entfernen einiger Zentimeter, nachdem man einige Verbindungen gelöst hat. Auch die Spur selbst kann künstlich erweitert oder verengt werden, indem man die Schienen eines Gleises mit Brechstangen auseinander- oder zusammenwuchtet. Hierbei müssen die Befestigungsmittel ebenfalls vorher gelockert werden, was schon für sich allein einen Zug gefährden kann, besonders wenn es an der Außenschiene einer scharfen Krümmung erfolgt. Schwere Baumstämme, schwere Steinblöcke, umgeworfene Wagen, die das Gleis versperren, stören den Betrieb nur auf kurze Zeit, doch sind sie sehr dienlich, um „wilde Züge" zur Entgleisung zu bringen, wie sie die Belgier bekanntlich in der Nähe von Antwerpen aussandten, um unserer „dicken Berta" ein Leid anzutun. Will man die Schienen durch Sprengung zerreißen, so bringt man eine oder mehrere Sprengpatronen mit einem Meter Abstand in einer Krümmung an, und zwar an der äußeren Seite. Die Sprengpatrone verursacht dann eine Lücke von 25 cm. Wird eine zweite Sprengpatrone in der erwähnten Entfernung angebracht und durch Detonationsübertragung gleichzeitig gezündet, so wird die Lücke wesentlich vergrößert und dadurch eine Wiederherstellung der Krümmung erschwert, weil besonders gebogene Schienen erforderlich sind. Noch gründlicher ist die Wirkung, wenn mehrere solcher Sprengungen in Abständen bis zu 1 km ausgeführt werden. So erhielten drei Patrouillen den Auftrag, die Eisenbahnlinie zwischen Verdun und St. Mihiel, die dauernd von Munitionszügen befahren wurde, unbrauchbar zu machen. Die Kunstbauten der Bahn waren durch starke französische Posten geschützt. Deshalb sollte die Eisenbahn von zwei Patrouillen an acht Stellen und das unterirdische Kabel durch die dritte Patrouille zerstört werden. Starker Regen und heftiger Wind machten die finstere Nacht besonders geeignet zur Ausführung. Um 7 Uhr abends erfolgte der Abmarsch mit den Sprengmaterialien. Eine französische Postierung wurde am Canal de l'Est erstochen. Mehrere sumpfige Gräben wurden durch-

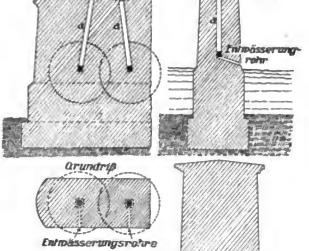


Abb. 4. Brückenpfeiler mit Minenkammern und Stollengängen.

watet oder auf abgefägten Weidenstümpfen überwunden. Die Maas wurde trotz ihrer Breite von vierzig Metern, trotz der Schlingpflanzen und der Strömung durchschwommen, indem sich die Leute die Sprengmunition auf den Nacken banden und die Zündungen unter die Mütze steckten. Sämtliche Ladungen wurden angebracht und auf einen Pfiff gezündet. Der Zweck war erreicht! Zwei Patrouillen kehrten glücklich zurück. Von einer ertrank der Führer und ein Unteroffizier. Ähnlich wichtige Zerstörungen hatte eine österreichisch-ungarische Pionierkompagnie an der Bisloca auszuführen. Doch wurden die Pioniere hiebei besonders zur Zerstörung der Bahnstation ausgeschickt, denn gerade bei diesen Gebäuden findet sich eine ganze Ansammlung von feingliedrigen Instrumenten und wichtigen Anlagen. Zunächst

Digitized by Google

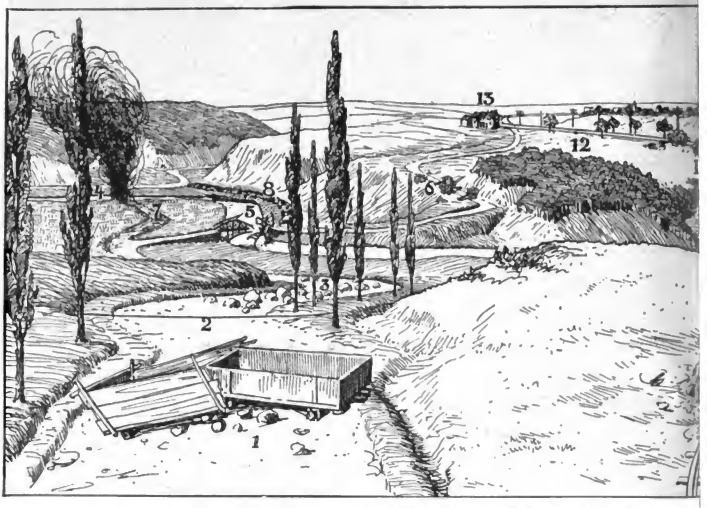


Abb. 7. Zusammenfassende Übersicht über die Tätigkeit

Die Zahlen stellen im einzelnen folgendes dar: I. In Bezug auf Straßen: 1 Wagenbarrikade, 2 Autofalle, 3 große Steine, 4 brennen
sprengung, 10 gesprengte Steinbrücken, 11 Baumsperre, 12 verkeilter Zehler, 13 zerstörte Bahnstation. III. An Telegraphen- und
18 gesprengte Stein

wurden die Ein- und Ausfahrtsweichen sowie die Gleiskreuzungen zerstört. Die für den Betrieb sehr wichtige Wasserversorgungsanlage, aus der auch

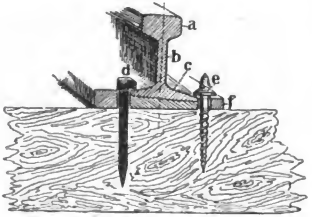
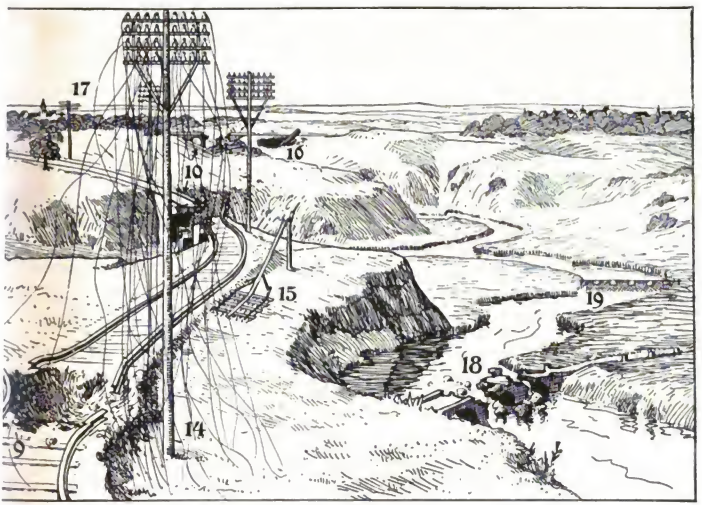


Abb. 5. Breitfüßige Schiene.
a Schienenkopf, b Schienensteg, c Schienenfuß, d Hakennagel, e Schwellenschraube, f Unterlagsplatte.

die Lokomotiven ihren Wasserbedarf entnahmen, wurde rasch durch Hineinwerfen einer Sprengpatrone mit brennendem Zünder in den Behälter auseinandergerissen. Dann fiel man über die Weichen- und Signalstellwerke her. Die Verbindungen wurden durchschnitten, das Verbindungsgestänge zerschlagen und die Stellhebel zertrümmert. Eine Drehscheibe sollte zerstört werden. Man stellte sie mit Willen falsch ein und jagte eine Lokomotive in die Grube. Das rollende Material, Lokomotiven und Wagen waren schon vorher rechtzeitig zurückgebracht worden. Was noch vorhanden war, durfte dem Feinde nicht zur Verwendung zufallen. Bei Lokomotiven zertrümmerte man deshalb die außen entlaufführenden Rohre und durchschoß die Siederöhren. Allen Fahrzeugen wurde ein Rad oder eine Achsbüchse durch Sprengung zerstört. Leider reichte die Zeit nicht mehr, um die Tunnels zu sprengen — wie es beispielsweise die Franzosen auf ihrem Rückzug bei Montmédy machten —, noch, um einzelne Züge unter Straßenbrücken ineinander zu fahren, wie es in Südbelgien bei Libramont geschah. Doch halfen auch die anderen Betriebsstörungen für längere Zeit vor.

Wie bereits bei der Maaspatrouille erwähnt wurde, ist auch die leichte Unterbrechung oder die Zerstörung von Telegraphen- und Fernsprechanlagen bisweilen von großem Nutzen. Man muß dabei unterscheiden zwischen oberirdi-

Digitized by Google



...ittre auf dem Gebiet der Sperrungen und Zerstörungen.
...lbrücke, 5 gesprengte Eisenbrücke, 6 Baumbarrikaden, 7 versumpfter Weg, 8 aufgehackte Straße. II. Bei Eisenbahnen: 9 Schienen-...brechantagen: 14 abgeschnittene Drähte, 15 umgelegte Stange, 16 zerstörtes Kabel, 17 versteckter Fehler. IV. Auf Wasserstraßen: 19 Flaschenfänger.

schen, „blanken Leitungen" und unterirdischen „Kabelleitungen". Die Drähte der ersteren werden durchfeilt, durchschnitten oder durchschlagen, die Isolatoren zerstört, die Stangen abgehauen. Einzelne Gestänge, die sehr viele Leitungen tragen, brechen von selbst nach der Seite um, auf welcher der Drahtzug wirkt, nachdem die Drähte einseitig abgeschnitten sind. Unterirdische Leitungen, deren Lage oft nur durch Einschneiden eines tiefen Grabens quer über die Straße ermittelt werden kann, wie wir es bei Antwerpen machten, um die Verbindung mit England zu stören, werden dann an mehreren Stellen durchschnitten oder gesprengt. Ferner werden auf den Stationen die Apparate und die Batterien zertrümmert und die Zimmerleitungen abgerissen, wenn man sie nicht für den eigenen Gebrauch benötigt. Lange Betriebsstörungen können durch Anbringen versteckter Fehler erreicht werden. Am leichtesten ist dabei die Anbringung einer Erdableitung. Ein Mann klettert die Telephonstange hinauf, schabt die Außenschicht dicht am Isolator ab, legt einen mitgenommenen Kupferdraht an die metallisch reine Stelle und führt den Draht unsichtbar in den Holzrissen der Telegraphenstange, die nötigenfalls mit dem Messer vertieft werden, zur Erde hinab. Dort wird der Draht um ein größeres Stück Metall gewickelt, in die Erde eingegraben, angefeuchtet und zugedeckt. Die Spuren werden dann sorgfältig verwischt, und der Gegner kann lange suchen, bis er bei den kilometerweiten, äußerlich unbeschädigt scheinenden Leitungen solche versteckten Fehler findet!

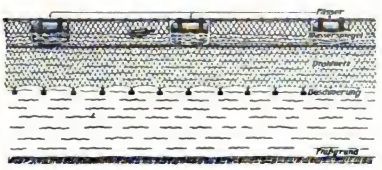


Abb. 6. Flaschenfänger.

Es sei noch kurz auf die Sperrung von Wasserstraßen eingegangen, soweit sie sich nicht wie bei Brücken, die in den Fluß gestürzt

Digitized by Google

sind, aus dem bisher erzählten ableiten lassen. Man kann einen Fluß ebenso wie einen Meeresarm und einen Hafen durch reihenweis verankerte Wasserminen sperren, wobei meist verborgene Lücken für die eigene Schiffahrt angebracht werden. Eine besondere Sperrungsart sind die in Abb. 6 veranschaulichten Flaschenfänger, welche die vom Feinde in den Fluß geworfenen und mit dem Strom treibenden Flaschen oder ähnliche Gefäße mit Briefschaften auffangen sollen. Sie bestehen aus einem quer über den Fluß gespannten Drahtnetz, das von Schwimmkörpern getragen wird. An stärker gebauten, aber ähnlichen Sperren scheinen die Franzosen nach ihren Meldungen mehrere treibende Minen und Brandertähne, die von uns bei St. Mihiel in die Maas gelegt wurden, aufgefangen zu haben. Inwieweit hiebei Schaden entstand, verschweigt der feindliche Bericht natürlich.

Die beigegebene Abb. 7 veranschaulicht in übersichtlicher Weise und zusammenfassend die Haupttätigkeit der Pioniere im Gebiet der Sperrungen und Zerstörungen.

Die belgischen Panzerkraftwagen-Korps.

Von Hanns Günther.

Bei dem kürzlich an dieser Stelle gegebenen Bericht über die Verwendung des Kraftwagens im Kriege sind die Panzerautomobile ziemlich knapp weggekommen. Der Grund dafür lag einmal in der gebotenen Beschränkung des Artikelumfangs, vor allem aber darin, daß wir über kein Mittel des Kriegs von heute so schlecht unterrichtet sind, als gerade über das Panzerautomobil. Man kann zwar aus den älteren Jahrgängen der Fachzeitschriften eine ganze Anzahl Beschreibungen französischer, englischer, belgischer, russischer und auch österreichisch-deutscher Panzerkraftwagen zusammenstellen, indessen ist aus verschiedenen Gründen anzunehmen, daß diese Konstruktionen längst überholt worden sind, in Wirklichkeit also nur noch geschichtlichen Wert besitzen. Erst in der allerletzten Zeit hat sich der Schleier, der dieses Gebiet verhüllt, etwas gelüftet, denn kürzlich hat die „Automobil-Zeitung" einige allem Anschein nach von unterrichteter Seite stammende Mitteilungen über die belgischen Panzerkraftwagen-Truppen gebracht, deren Organisation, wie sich aus verschiedenen Pressеäußerungen entnehmen läßt, bei den Heeren des Vierverbands als vorbildlich gilt. Nach diesem Bericht setzen sich die belgischen Panzerkraftwagenkorps aus 10 Kampfwagen, 3 Beobachtungswagen, 2 Munitionswagen, 1 Werkstattwagen, 2 Hilfswagen und 1 Krankenwagen zusammen, die insgesamt 100 Mann Besatzung haben. Hinzu treten 100 Radfahrer und 12 Kraftfahrer, deren Aufgabe in erster Linie die Aufklärung ist. Für die Verwendung gliedert sich die Truppe in zwei Abteilungen, von denen jede 6 Kampfwagen und je 1 Munitions-, Hilfs- und Beobachtungswagen umfaßt, während der dritte Beobachtungswagen zur Verfügung des Stabes steht. Kranken- und Werkstattwagen werden gemeinschaftlich benutzt, Rad- und Kraftfahrer gleichmäßig geteilt.

Geschwindigkeit und Nutzlast sind bei allen Wagen gleich; die durch ihre Panzerung stärker belasteten Kampf- und Beobachtungswagen besitzen 20 PS-Knight-Motoren; die übrigen Wagen sind mit 18 PS-Vierzylinder-Motoren versehen. Die des leichteren Ersatzes wegen gleich gebauten Räder haben Drahtspeichen und Gummibereifung; Doppelreifen finden nur bei den Hinterrädern der Panzerwagen Verwendung.

Über die Einrichtung der Kampfwagen weiß unsere Quelle zu melden, daß sie nur einen einzigen, mit 5 mm starken Stahlplatten gepanzerten Raum aufweisen, der über dem Führerstand ein schräges Dach besitzt, im übrigen aber oben offen ist. Türen sind in den Seitenwänden nicht vorhanden; die Besatzung muß über die Wände hinweg ins Innere klettern. Hier befinden sich an der Vorderseite des Wagens zwei Führersitze, davor zwei Pedalpaare, dazwischen das Steuerrad. Diese Anordnung gestattet jedem der beiden Fahrer, den Wagen von seinem Sitz zu lenken, so daß, wenn der eine verwundet wird, der andere ihn unverzüglich ersetzen kann. Vor den Führersitzen ist die Panzerung in Augenhöhe durch einen Sehschlitz unterbrochen, der breiten Ausblick nach vorn gestattet. Rechts und links von den Sitzen befinden sich zwei weitere Beobachtungsöffnungen mit Spiegeleinrichtungen, die es ermöglichen, nach rückwärts zu schauen, also die hinter dem Wagen liegende Wegstrecke zu überblicken. Hinter den Führersitzen sind auf kräftigen Sockeln zwei 4 cm-Geschütze angeordnet, die nach allen Richtungen feuern können. Über dem einen Geschütz ist ein Maschinengewehr angebracht, das sich unabhängig von der Kanone dreht. Der sehr wichtige Schutz des Motors wird durch eine starke, oben offene Stahlpanzerung besorgt. Vor dem Kühler sind sechs rechteckige, durch 3—5 cm weit vorstehende, schräg nach unten gerichtete Stahlleisten geschützte Öffnungen ausgespart, die zusammen mit je einem Windfang oben und unten und zwei eingebauten Ventilatoren für ausgiebige Kühlung sorgen. Öl, Benzin, die nötigsten Ersatzteile und Werkzeuge werden in besonderen Behältern mitgeführt. Selbstverständlich sind die Kampfwagen auch mit starken elektrischen Scheinwerfern versehen, die aus einer Sammlerbatterie gespeist werden. Außerdem ist ein Azetylen-Scheinwerfer vorhanden, der in Notfällen als Ersatz in Tätigkeit tritt.

Die Beobachtungswagen sind nur teilweise gepanzert, und zwar so, daß von den drei Räumen, in die ihr Inneres geteilt ist, der vordere und mittlere Panzerschutz haben, während der hintere ungepanzert ist. Dieser hintere Raum dient zur Aufbewahrung von Gepäck u. dgl. und nimmt außerdem 4 Mann Besatzung auf, die allerlei Hilfsdienste zu leisten haben. Der mittlere Raum kann gerade zwei Mann fassen; er besitzt einen turmartigen, stark gepanzerten Aufbau, dessen Wände mit mehreren, durch Stahljalousien

Digitized by Google

verschließbare Ausblicköffnungen versehen sind. In diesem Turm nimmt der Führer der Abteilung mit seinem Adjutanten Platz. Von hier aus wird das Gefecht geleitet, nötigenfalls unter Verwendung eines aus- und einschiebbaren Sehrohrs, das gestattet, über ziemlich hohe Deckungen hinwegzuschauen. — Im Vorderraum sind die beiden Fahrer untergebracht. Ausblicköffnungen, Scheinwerferanlage, Motorgehäuse usw. stimmen mit denen der Kampfwagen überein.

Die Munitionswagen stellen gewöhnliche Lastwagen dar, die mit geeigneten Einrichtungen zur Unterbringung der Geschoßvorräte versehen sind.

Die Hilfswagen sind als Magazinwagen ausgebaut. Den Hauptraum nehmen große Benzinfässer nebst Ölkannen und Ersatzreifen ein. Den übrig bleibenden Teil füllen verschließbare, von außen zugängliche Kästen, die die nötigen Ersatzteile enthalten.

Der Werkstattwagen ist hinten offen. Er trägt auf seiner Plattform eine Bohrmaschine mit Fußantrieb, eine Schmiede, einen Amboß und eine große Werkbank. Die Werkzeuge sind in starken Kästen untergebracht, die bequem aus dem Wagen herausgenommen werden können, sobald sie gebraucht werden.

Eine wirksame Verwendung der Panzerkraftwagen ist nach dem Urteil unserer Feinde nur dann möglich, wenn sie selbständig operieren können, also nicht an Infanterie- oder Kavalleriegruppen angegliedert werden. Daraufhin ist die Organisation der belgischen Korps zugeschnitten. Die beiden Abteilungen jedes Korps bilden je in sich geschlossene Einheiten, die jederzeit in der Lage sind, selbst breiter angelegte kriegerische Unternehmungen selbständig durchzuführen. Die Unterstützung durch die den einzelnen Abteilungen angegliederten Rad- und Kraftfahrer ist dabei von hohem Wert. Ihnen liegt es bei geplanten Angriffen ob, Stellungen und Stärke des Feindes festzustellen und gleichzeitig Art und Beschaffenheit aller verfügbaren Wege zu ermitteln. Nach ihren Meldungen stellt der Abteilungsführer den Angriffsplan auf, dessen Durchführung dann den Kampfwagen zufällt. Die Rolle der übrigen Wagen ergibt sich aus ihren Bezeichnungen von selbst.

Vermischtes.

Seht die vielen Völker alle . . . Die russische Völkerflut, die in diesem Kriege gegen die feste Mauer unserer und unserer Verbündeten Armeen anbrandet, ist so gewaltig groß und bunt gemischt, daß es sich schon verlohnt, das Völkergemisch einmal näher zu betrachten und sich zu vergegenwärtigen, welche Völker und Rassen schon allein im Heere des weißen Zaren wider uns kämpfen. Das Slawentum, das gegen das Germanentum zu Felde gezogen, wird zum verschwindenden Bruchteil, wenn man es unter die anderen mischt. Auch in bezug auf die Religionen herrscht eine große Verschiedenartigkeit. So stehen neben den blonden, blauäugigen Weißrussen die schmächtigen, dunklen Kleinrussen. Es gesellen sich dazu die langhaarigen Hyperboräerstämme Sibiriens, die katholischen Polen, die protestantischen Letten Kurlands, die katholischen Litauer, die Deutschrussen der Ostseeprovinzen, die Kosaken vom Don, die Juden verschiedener Nationalität, die muselmännischen Kosaken aus den Regionen des Kaukasus, die Baschkiren von Ufa und Orenburg, die buddhistischen Burjaken aus Transbaikalien, die lamaistischen Mongolenstämme der Kirgisen und Kalmücken aus Astrachan, die mohammedanischen Tataren aus der Krim und von der Wolga, die Rumänen, Bulgaren und Griechen Bessarabiens, die Chinesen und Urwölfer Turkestans aus Taschkend, Buchara und Samarkand, die Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwasen, Ugrier und Permiaken und Samojeden als fischische Horden der Tundren. Von Friedrich dem Großen, gegen den im Siebenjährigen Krieg die halbe Welt in Waffen stand, stammt mit Bezug auf die Vielheit und Wildheit des damals beteiligten Völkergemischs das Wort: „Und mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!" Wieviel größere Berechtigung hätte aber das Wort heute schon im Hinblick auf die Vielartigkeit in Typus, Farbe, Rasse, Religion und Kostümierung, die allein an der Ostfront die Waffen gegen uns führt. Und schaut man noch nach Westen, wo das Gemisch der Völker und Stämme kaum weniger bunt ist wie im Osten, so erhält dies Wort Friedrichs eine geradezu ins Unglaubliche gesteigerte Berechtigung. Aber unsere wackeren Helden in Ost und West sorgten schon dafür, daß auch das andere Wort Friedrichs seine Wahrheit behielt, das er in seiner Ode an die Deutschen 1760 prägte, nämlich: „Unverzagt nur, meine Helden! Trefft sie mit dem Wetterschlage eures Zornes, eurer Hiebe, daß die Menschheit künft'ger Tage diesem Sturmlauf ohnegleichen, diesem Sieg der Minderzahl wider eine Welt von Neidern, türm' ein bleibend Ehrenmal!"

-z-

Eine Hindenburg-Erinnerung aus dem Jahre 1831. In den hinterlassenen Papieren Nikolaus I. von Rußland, die im kaiserlichen Hausarchiv in Petersburg aufbewahrt werden, befindet sich, wie der „Frankf. Ztg." mitgeteilt wurde, eine eigenhändige Denkschrift des Zaren aus dem Jahre 1831 über die Abtretung weiterer polnischer Gebiete an die Nachbarmächte Österreich und Preußen. Polen befand sich seit dem Spätherbst 1830 im Aufruhr gegen Rußland, und Nikolaus, des blutigen und scheinbar aussichtslosen Kampfes gegen die Empörer müde, wollte seine polnischen Gebiete soweit verkleinern, daß fürderhin die Weichsel und der Narew die Grenze bilden sollten; alle westlich von diesen beiden Flüssen gelegenen russisch-polnischen Landesteile wollte er bedingungslos an Österreich und Preußen geben. Diese Aufzeichnung des Kaisers Nikolaus, die an und für sich einen nur aktenmäßigen Wert hat, da es seine Absicht später doch nicht ausführte, gewinnt aber in unseren Tagen besonderes Interesse dadurch, daß sich der Generaladjutant des Zaren, Graf Orloff, im Auf-

Digitized by Google

trage seines kaiserlichen Herrn zu dem an der preußischen Ostgrenze stehenden General von Beneckendorff und von Hindenburg begab, um ihn von der geplanten Abtretung der polnischen Gebiete in Kenntnis zu setzen, und daß es sich dabei um die gleichen Gebiete handelte, die 83 Jahre später von einem Nachkommen jenes Generals von Hindenburg dem Nachkommen des Zaren Nikolaus I., dem zweiten Nikolaus, in siegreichem Kampfe entrissen wurden. Hindenburg berichtete über den Vorschlag des Zaren seinem Oberbefehlshaber, dem kommandierenden General von Gneisenau, und dieser gab den Bericht nach Berlin an den damaligen Minister des Auswärtigen, v. Bernstorff, weiter, doch warnte er zugleich dringend vor der Annahme des russischen Angebots. Auch in Berlin fand der unklar gehaltene Vorschlag des Zaren eine nur kühle Aufnahme; der Unterhändler Graf Orloff erhielt eine unbestimmte Antwort, und als er nach Petersburg zurückkehrte, hatte Nikolaus, unter dem Einfluß der Vorstellungen des Feldmarschalls Paskewitsch stehend, seinen Entschluß geändert. Er wollte die polnischen Gebiete nicht mehr abtreten, sondern nur noch eintauschen, und zwar gegen das Land am Pregel und Thorn (von Preußen) und gegen Tarnopol (von Österreich), doch ließ er auch diesen Plan fallen, als Paskewitsch am 7. September 1831 Warschau eingenommen und dadurch die polnische Revolution im wesentlichen beendet hatte.

Das richtige Lazarett. Zwei leichtverwundete Bayern kommen mit dem Lazarettzug in einem mittleren Landstädtchen an und werden von der Bahnhofswache nach dem Vereinslazarett Nr. 2 ge-

Ein denkwürdiger Augenblick: Verabschiedung des engl. Kriegsministers Lord Kitchener und seines Stabes durch Admiral Jellicoe an Bord des „Hampshire". Die engl. Zeitschrift „The Illustrated London News", die dieses Bild zuerst der Öffentlichkeit übergab, gibt dazu folgenden Begleittext: Die hier erfolgte Wiedergabe einer soeben zur Veröffentlichung freigegebenen Photographie ist im vollen Sinne ein historisches Dokument, denn sie zeigt Admiral Jellicoe, den Oberbefehlshaber der großen Flotte, wie er Lord Kitchener und seinem Gefolge Lebewohl sagt, als der große Kriegsminister sich auf die Reise nach Rußland begab, auf der er sein Leben einbüßte. Man wird sich erinnern, daß der offizielle Bericht der Katastrophe in Form eines Telegramms des Oberbefehlshabers der großen Flotte erfolgte, datiert vom 6. Juni, worin es heißt: „Ich habe mit tiefem Bedauern zu berichten, daß S.M.S. „Hampshire", Kapitän Herbert J. Savill, R. N. mit Lord Kitchener und seinem Stabe an Bord vorige Nacht, etwa um 8 Uhr, westlich der Orkney-Inseln durch eine Mine oder ein Torpedo versenkt wurde. Es war bei NNW-lichem Winde schwerer Seegang. Ein Patrouillenschiff, sowie Zerstörer begaben sich sofort an Ort und Stelle, und der Küste entlang wurde eine Sucherabteilung gesandt, aber es wurden bis jetzt nur einige Leichen und ein gekentertes Boot gefunden. Da die ganze Küste von der See der abgesucht wurde, so fürchte ich sehr, daß wenig Hoffnung vorhanden ist, irgendwelche Überlebende zu finden." — Auf dem Bilde ist Lord Kitchener die dritte Figur von rechts nach links. Er trägt einen Militärmantel und steht gegen Admiral Jellicoe gewendet, der eben H. J. O'Beirne, vom Auswärtigen Amt, die Hand schüttelt, der einer von den hervorragenden Reiseteilnehmern war, die umkamen. Hinter O'Beirne, auf der Gangbrücke, steht man Oberleutnant O. A. Fitzgerald, den militärischen Privatsekretär Lord Kitcheners, der bei der Katastrophe ebenfalls seinen Tod in den Wellen fand.

wiesen. Sie wandern eine gute Stunde in der Stadt herum, können aber trotz vielen Fragens die angegebene Pflegestätte nicht finden. Schließlich entdecken sie ein Lazarett, das zwar nicht das angewiesene ist, wie die Inschrift besagt, vor dem aber gerade ein Bauer von einem Wagen ganze Körbe mit Äpfeln, Trauben, Birnen, etliche Flaschen mit Most, ja sogar — einige Würste und einen leibhaftigen Schinken abläd't und den unter der Tür stehenden Pflegerinnen übergibt. Beim Anblick dieser Herrlichkeiten bricht der eine der beiden Bayern in die Worte aus: „Karl, des is das richtige, da gehn ma nei!"

Digitized by Google

Der Sammler

Der Sammler im Kriege.

Zu einem früheren Aufsatz unseres Sammlers wurde schon von allerhand Stempeln und Siegelmarken gesprochen, die aus Anlaß des Krieges entstanden sind, und es wurde darauf hingewiesen, daß auch die Kleinigkeiten für den Sammler ein dankbares Feld der Betätigung eröffnen. Wir haben dabei daran gedacht, daß die Briefumschläge, auf denen sich solche Marken und Stempel finden, so wie sie sind gesammelt werden. Das dürfte im allgemeinen auch wohl das Richtige sein, um so mehr als auf diese Art und Weise doch manches erhalten bleibt, was auch in anderer Beziehung noch Interesse bietet.

Daß man es aber auch anders machen kann, erfahren wir durch eine Zusendung aus unserem Leserkreise. Ein junger Sammler hat die Marken losgelöst, die Farbstempel ausgeschnitten und beides auf einzelnen Tafeln in einer gewissen systematischen Ordnung zu ganz ansprechenden Gesamtbildern vereinigt, die auch in ihren verschiedenen Farben (was sich hier allerdings nicht wiedergeben läßt) gar nicht übel wirken.

Da ist zunächst eine Tafel mit einer Anzahl von Zensur-Verschlußmarken und Prüfungsstempeln; darunter auch solche, die hier nicht gerade häufig vorkommen. Wir finden neben den gewöhnlichen und häufigen Stempelabdrucken der deutschen und österreichischen Prüfungsstellen in den Grenzgebieten auch einen: „Geprüft. Auswärtiges Amt in Berlin", der nicht allzu oft in Verwendung kommen wird. Die Mitglieder der deutschen Botschaften, Gesandtschaften und Konsulate im Auslande lassen nämlich auch einen Teil ihrer Privatkorrespondenz der Sicherheit halber mit den Depeschensäcken der diplomatischen Vertretungen nach Berlin befördern und von da aus verteilen. Wie alle anderen vom Auslande eingehenden Briefschaften, werden auch diese durchgesehen. Dann ist da aus den Ländern unserer Bundesgenossen das hübsche Wiener Papiersiegel, der einfache Verschlußstreifen der Ungarn usw., und dann die auf rotem oder auch auf grünem Papier gedruckte

türkische Zensurmarke, die mit ihrer weißen verschnörkelten Schrift besonders zierlich und dekorativ wirkt. Dazu kommt schließlich noch das wuchtige „Opened by censor" der Engländer und das kleinere, gefälligere „Verificato per censura" der Italiener.

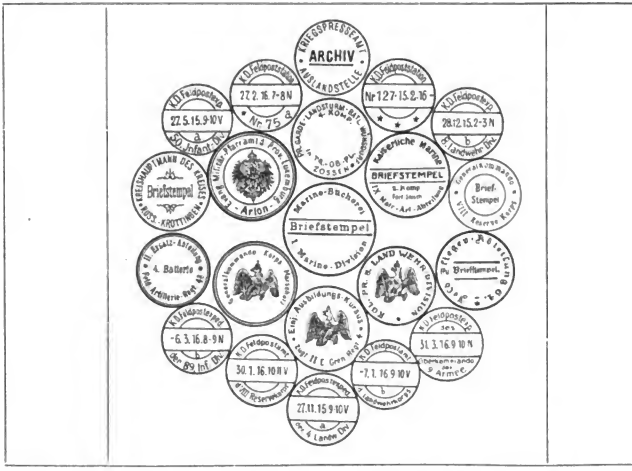
Andere Tafeln geben Beispiele, abgeschlossen ist die Sammlung natürlich noch nicht, von

Digitized by Google

allen möglichen neuen Einrichtungen, wie sie durch deren Stempel und Siegelmarken sich zu erkennen geben. Von denen des Inlandes lernen wir das Kriegspressеamt kennen, einige Gefangenenlager (Golzern und Zossen z. B.), Rekrutendepots, Einj.-Ausbildungskurse, Rote-Kreuz-Stationen und dergleichen; aus dem Etappengebiet die Polizeistelle Lüttich des General-Gouvernements in Belgien, das Evangel. Militär-Pfarramt der Provinz Luxemburg in Arlon, die Marine-Bücherei der 1. Marine-Division, die Kreishauptmannschaft des Kreises Russ.-Krottingen u. a.; aus dem Felde selbst eine Reihe von Generalkommandos, Divisionen, Brigaden, Regimentern, Kriegszeitungen und vor allem die Feldpostämter der einzelnen Armeekorps, die Feldpostexpeditionen der verschiedenen Divisionen und die numerierten Feldpoststationen; schließlich auch ausländische Einrichtungen wie das „Bureau de renseignements sur les prisonniers de guerre“ in Paris.

Es läßt sich wohl denken, daß eine solche Sammlung, gehörig fortgeführt und ausgebaut, allmählich einen eigenartigen Wert erhält, der sich durch die gefällige Art der Zusammenstellung vielleicht gar erhöht. Wir sind in der Lage, einige dieser Tafeln hier wiederzugeben. —h.

Die Geburtsstätte einer österr.-ungar. Feldzeitung. Eine kleine, aber anschauliche Schilderung unter welch merkwürdigen und eigenartigen Verhältnissen mitunter die Feldzeitungen an der Front hergestellt werden, war vor kurzem in der österreich-ungar. Buchhändlerkorrespondenz zu lesen. Diese Schilderung liefert den besten Beweis dafür, welche Bedeutung das Zeitungswesen in diesem Kriege erlangt hat. Und wenn


KRIEGSPRESSEAMT
ARCHIV
AUSLANDSTEIL
Briefstempel
Marine-Bücherei
Marine-Division
Briefstempel
ZOSSEN
BRIEFSTEMPEL
Briefstempel
Briefstempel
Briefstempel

wird wohl auch den Wert der Leistungen auf diesem Gebiet richtig einschätzen.

Oft müssen die für unsere braven Soldaten bestimmten Feldzeitungen unter den eigenartigsten Umständen hergestellt werden, aber es ist eine dankbare Aufgabe, denn der Wunsch, in bezug auf die weltgeschichtlichen Ereignisse unserer Tage ständig auf dem laufenden gehalten zu werden, ist bei den wackeren Kämpfern oft viel größer als der sogenannte Nachrichtenhunger des Hinterlandes. Namentlich für den Soldaten, der auf fremdem Boden ein rauhes Schützengrabenleben führt, ist die Feldzeitung ein sehnsüchtig erwarteter Bote, der ihm Kunde von den Vorgängen in der Welt bringt und in ihm das Verständnis für die Zusammenhänge des großen Geschehens lebendig erhält . . . Unter den verschiedenen Feldzeitungen, die täglich an unseren Fronten erscheinen, gewinnt gegenwärtig ein für die . . . Armee in Russisch-Polen herausgegebenes Blatt schon durch die merkwürdigen Umstände der Herstellung besonderes Interesse. Die fünf Redakteure der Feldzeitung dieser Armee müssen nämlich nicht bloß über Sprachkenntnisse — das Blatt erscheint in deutscher, ungarischer und seit einiger Zeit auch in polnischer Sprache —, sondern auch über bewundernswürdige Nerven verfügen. Denn bei ununterbrochenem Schlachtendonner eine anstrengende geistige Tätigkeit zu verrichten, die noch dazu eine außerordentliche Konzentration der Gedanken verlangt und keine Ablenkung verträgt, ist gewiß keine Kleinigkeit.

Das Zeitungsgebäude befindet sich im Standorte des Kommandos der Armee, kaum zwanzig Kilometer von der Schlachtfront entfernt, von wo Tag und Nacht der Donner der Geschütze herüberdröhnt. Übrigens ist die Geburtsstätte dieser Feldzeitung ein äußerst eigenartiger Zeitungspalast, dessen Einrichtung seinen Schöpfern — der Quartiermeisterabteilung dieser Armee — zur vollsten Ehre gereicht. Der Quartiermeisterabteilung vor allem ist es zu danken, wenn die Feldzeitung der Armee seit ihrer Gründung selbst zur Zeit der ernstesten und stürmischsten Begebenheiten auf dem östlichen Kriegsschauplatz stets pünktlich herauskam und bisher nur ein einzigesmal eine kurze Pause von drei Tagen in ihrem Erscheinen eintreten lassen mußte. Der gesamte Zeitungsbetrieb, Redaktion, Setzerei, Druckerei und Expedition, sind in einem Eisenbahnzug untergebracht worden, der auf einem von allen Truppen- oder Munitionstransporten unberührten Stockgeleise

Digitized by Google

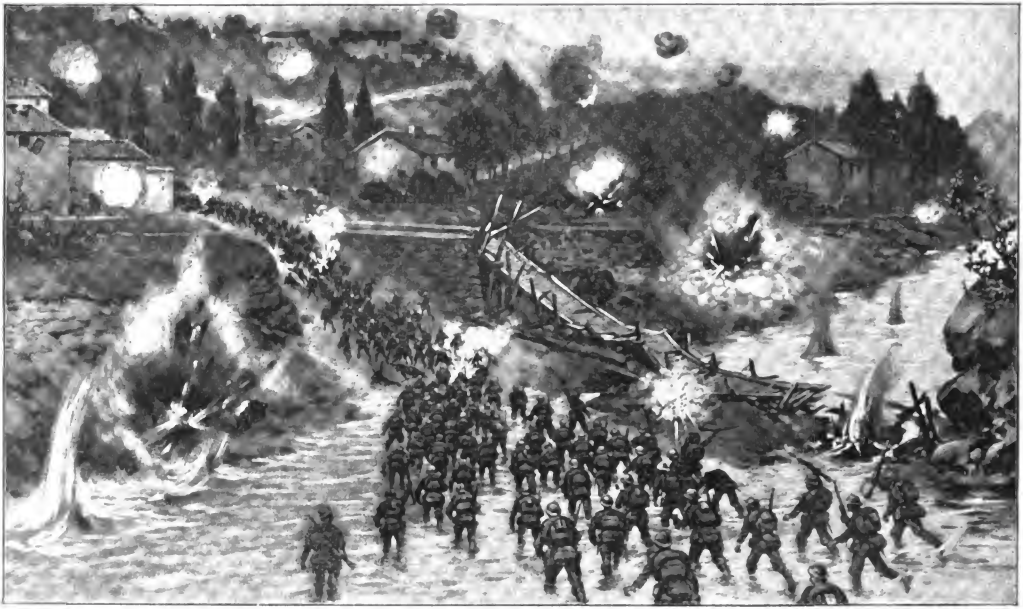
seinen Platz fand. Kaum war die Maschine von den fünf Waggons losgekoppelt, war auch schon der „Zeitungspalast" so gut wie fertig, und bald danach konnten die braven redaktionellen und technischen Mitarbeiter der Feldzeitung in dem Haus auf den Schienen ihr Tagewerk in Angriff nehmen. Sehr hübsch repräsentiert sich der Redaktionssaal, der in dem ersten Waggon untergebracht ist. Etwas schmal zwar für den an einen großstädtischen Zeitungsbetrieb Gewöhnten, aber breit genug für die längste Redaktionsschere und den dickbauchigsten Papierkorb. Sogar wirkliche Schreibtische gibt es hier! Kann man von einem Redaktionssaal, in dem man Hunderte von Kilometern weit zu reisen vermag, vielleicht mehr verlangen? Aber Scherz beiseite, der Raum ist wirklich sehr behaglich und nett, die elektrische Beleuchtung darf nicht wundernehmen, ebensowenig der unmittelbare Anschluß an das Telephon- und Telegraphennetz, durch das die Feldzeitung täglich die Kriegsdepeschen aus aller Welt und auch die Generalstabsberichte erhält.

In den folgenden Waggons sind die Setzerei, die Druckerei und die Expedition untergebracht. Erstaunlich ist die ökonomische Ausnützung des Raums. In der Druckerei der Feldzeitung werden übrigens auch die verschiedenen Drucksachen für das Kommando der Armee hergestellt. In der Setzerei sind zehn Soldaten beschäftigt, die natürlich schon in ihrem Zivilleben diesen Beruf ausübten. Die einzelnen Abteilungen dieses Betriebes stehen miteinander wieder durch Telephone in Verbindung. Die Feldzeitung der Armee erscheint täglich. Seit jüngster Zeit ist sie durch eine illustrierte Beilage bereichert worden, die gleichfalls im Eisenbahnzug hergestellt werden soll. In dem rollenden Zeitungsgebäude ist auch eine Feldbuchhandlung untergebracht, die sich bei den Truppen gleichfalls großer Beliebtheit erfreut. Ihre treffliche Organisation hat bei den anderen Armeen vielfach Nachahmung gefunden.

Eine deutsche Kriegszeitung in Java. Der bekannte Schriftsteller Max Dauthendey aus Würzburg hat im fernen Sumatra, wo er durch den Ausbruch des Krieges festgehalten wird, in Schrift und Wort für das Verständnis der deutschen Sache in Holländisch-Indien zu wirken begonnen. Eine ähnliche erfreuliche Kunde kommt aus Java, dem tonangebenden Mittelpunkt der niederländischen Inselherrschaft. Dort haben in Surabaja die Deutschen durch die Herausgabe von „Oorlogsberichten uit duitsche bladen" („Kriegsberichte aus deutschen Blättern") dafür gesorgt, daß die Lügennachrichten der feindlichen Presse durch systematische, geschickte Gegenüberstellung der amtlichen Berichte des deutschen Hauptquartiers ad absurdum geführt werden. Die seit dem 1. Januar monatlich erscheinenden Blätter bringen auch authentische Nachweise der guten Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland und erläutern drastisch den Unsinn der angeblichen „Hungersnot" in Deutschland durch Mitteilung von Inseratenausschnitten Berliner Zeitungen über billige Lebensmittel und anderes mehr. Ferner gibt eine Broschüre „Die Wahrheit über den Krieg" eine urkundenmäßige Darstellung der Entstehung des Weltkrieges, der prachtvollen Abwicklung der Mobilisation, der historischen Reichstagskriegstagungen usw.

Weltkriegsbücherei. Ein ebenso eigenartiges wie gleichermaßen wertvolles Unternehmen besteht seit einigen Monaten in Berlin unter dem Namen Weltkriegsbücherei. Dieses Unternehmen stellt eine Sammlung aller möglichen Druckschriften, Zeitungen und Zeitschriften dar, die auf den Krieg Bezug haben. Unter dem Gesichtspunkt der Gemeinnützigkeit gegründet, soll das hier zusammengetragene Material nach Beendigung der hauptsächlichsten Sammelarbeiten der Öffentlichkeit zur allgemeinen Benützung übergeben werden. Es ist sicher, daß die gewaltigen Umwälzungen, die der Krieg für uns gebracht hat, wie die mancherlei Erscheinungen und Beobachtungen, die wir in seinem Verlauf auch bei unseren Gegnern wahrnehmen durften, erst von der Nachwelt im richtigen Licht gewürdigt werden können. Der Laie wie der Forscher wird aus den vieltausendfachen Erscheinungen ein besonderes Bild über den Krieg, über Wesen und Wirken der behördlichen Maßnahmen im eigenen Land und in den besetzten Gebieten, sowie in den Ländern unserer Feinde gewinnen. Darum ist es wichtig und wertvoll, beizeiten dafür zu sorgen, daß von all dem, was zu diesem Zweck gedruckt worden ist, nichts verloren geht. Namentlich die rasch vergänglichen Tagesdruckwerke, die ebenso bedeutsame Quellen für die Geschichtsforschung darstellen, müssen vor dem Verschwinden bewahrt werden. Die Weltkriegsbücherei, deren Bestrebungen sich der warmen Unterstützung führender Persönlichkeiten erfreuen und die auch von amtl. Stellen gerne gefördert wird, hat diese dankenswerte Aufgabe übernommen und schon recht umfangreiche Bestände und schöne Erfolge ihrer Sammelarbeit zu verzeichnen. Sie erbittet aber nach wie vor freiwillige Zuwendungen von Sammelstoff und ist bereit, mit allen in Verbindung zu treten, die dem Unternehmen ihre Unterstützung angedeihen lassen wollen. Ein besonderes Merkblatt mit anschließendem Übersichtsplan über die Sammelgebiete der Weltkriegsbücherei wird von der Geschäftsstelle Berlin W 35, Potsdamerstr. 121, gerne zur Verfügung gestellt.

Digitized by Google



Feuerüberfall österr.-ung. Artillerie auf bei Ponte Rotto im Posinatal (Trentino) vorgehende italienische Infanterie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bei den deutschen Charakteren ist der trotzige Egoismus mit einer Hingabe an ideale Empfindungen verbunden, die den Deutschen seit der Urzeit ein auffallendes Gepräge gab und sie mehr als ihre Körperkraft und ihre kriegerische Wucht den Gegnern furchtbar machte. Gust. Freytag.

Chronik des Krieges.

Vom 7. bis 21. Oktober 1916.

7. Oktober. Ein deutsches Tauchboot läuft nach 17tägiger Ozeanfahrt den nordamerikanischen Hafen Newport an. — Ein mit großen Massen unternommener feindlicher Durchbruchsversuch nördlich der Somme wird vereitelt; der Gegner erzielt nur ganz geringfügigen Geländegewinn. — Die 2. rumänische Armee ist in vollem Rückzug begriffen. Kronstadt wird wieder genommen. Auch im Görgeny-Gebiet weichen die Rumänen. — An der mazedonischen Front lebhafte Artilleriekämpfe und gescheiterte feindliche Teilvorstöße. — Ein italienischer Nachtangriff an der Fleimstalfront wird blutig abgewiesen.

8. Oktober. Fortgesetzte siegreiche Abwehr in der gewaltigen Sommeschlacht, namentlich zwischen Gouendecourt und Bouchavesnes; bei Le Sars gelingt ein Gegenstoß gegen die Engländer. Erfolgreiche deutsche Sprengungen in den Argonnen. — Die Russen holen sich westlich Luck und bei Brzezany abermals blutige Köpfe. Deutsche Bataillone machen Fortschritte im Ludowagebiet. — Die Kämpfe bei Kronstadt und Törzburg endigen mit einer schweren Niederlage der Rumänen. Herbeieilende rumänische Verstärkungen werden bei Marienburg geschlagen. Eine von den Rumänen besetzte Donauinsel bei Svistov wird durch Handstreich genommen und dabei 6 Geschütze erbeutet. — Bei den fortgesetzten Kämpfen an der Bahnlinie Monastir—Florina gelingt es dem Gegner, auf dem linken Cerna-Ufer Fuß zu fassen. — In den Fassaner Alpen wird ein italienischer Vorstoß nach erbittertem Nahkampf abgeschlagen. — Deutsche Tauchboote entwickeln an der nordamerikanischen Küste eine erfolgreiche Kapertätigkeit.

9. Oktober. Alle englisch-französischen Angriffe im Sommegebiet bleiben erfolglos. Beiderseits der Maas lebhafte Artillerie- und Minenwerferkämpfe. — An der Ostfront glückliche deutsche Teilvorstöße am Stochod nordwestlich Luck und westlich der Narajowka bei Herbutow. Russische Gegenangriffe im Abschnitt von Ludowa scheitern. — Die bei Kronstadt geschlagenen Rumänen werden lebhaft verfolgt; 1175 Gefangene und 25 Geschütze werden eingebracht. Der Grenzberg Negrulini westlich des Vulkanpasses wird genommen. Auch im Nordosten Siebenbürgens werden die Rumänen zurückgedrängt. Die bulgarischen Truppen behaupten ihre Stellungen im Cernabogen gegen feindliche Angriffe. — Eine neue große italienische Offensive setzt im Karstgebiet ein, bringt aber nirgends Erfolge. Auch bei den Kämpfen im Fleimstal, Lusia-Gebiet und am Gardinal bleiben die Österreicher und Ungarn im Vorteil. Am Pasubio hat sich ein größeres Gefecht entwickelt. Die österreichischen Seeflugzeuge sind fortgesetzt mit Erfolg gegen die militärischen Anlagen an der italienischen Küste tätig. — Französischer Flieger über Stuttgart.

10. Oktober. An der Somme erzielen die Gegner bei Sailly und bei Bermandovillers Teilerfolge; im übrigen werden sie abgewiesen. Kleinere, für die deutschen Massen glückliche Gefechte bei Prunay und Fleury. Die Feuertätigkeit beiderseits der Maas ist im Zunehmen. — Weitere Zurückdrängung der Rumänen in Siebenbürgen. — Verschiedene feindliche Vorstöße an der mazedonischen Front bleiben ergebnislos. — In der Schlacht auf dem Karst, die auch in den Raum nördlich der Wippach übergreift, gehen den Italienern einige anfangs errungene Vorteile wieder verloren; bei glücklichen Gegenstößen machen die Österreicher und Ungarn 1400 Italiener zu Gefangenen.

11. Oktober. Starke englisch-französische Infanterieangriffe nördlich der Somme scheitern; heftige Dorfkämpfe südlich des Flusses. — Die rumänische Nordarmee wird zum Rückzug gezwungen. Die 2. rumänische Armee wird in die Grenzpässe zurückgeworfen. Gefechte am Vulkanpaß. — Die Kampftätigkeit an der Cerna und am Wardar dauert an. — In der Schlacht auf dem Karst nehmen die Italiener Novavast und gewinnen auch bei Oppachiasella Raum; alle anderen Stellungen werden von den Österreichern und Ungarn siegreich behauptet. Am Pasubio gehen die k. u. k. Truppen etwas zurück. — Entwaffnung der griechischen Flotte durch die Entente.

12. Oktober. Ein neuer großer Durchbruchsversuch des Feindes nördlich der Somme endigt mit einer blutigen Niederlage der Engländer und Franzosen. Auch südlich des Flusses bleiben die Deutschen im Vorteil. Erhöhte Feuertätigkeit östlich der Maas und bei Markirch. Ein großer französischer Fliegervorstoß nach Süddeutschland wird unter Verlust von neun Flugzeugen abgewiesen. — Siegreicher Vormarsch im östlichen Sie-

Digitized by Google

benbürgen. — Heftige Kämpfe zwischen Bulgaren und Serben im Cernabogen. — Nachlassen der italienischen Massenangriffe an der fürstenländischen Front; vereinzelte Teilvorstöße des Feindes werden abgeschlagen. — Im Mittelmeer ist am 2. ein kleiner französischer Kreuzer und am 4. ein großer, mit Truppen besetzter Hilfskreuzer durch ein deutsches Tauchboot versenkt worden. — Besetzung von Athen durch englisch-französische Truppen. Norwegen erläßt ein Aufenthaltsverbot für Unterseeboote in seinen Gewässern.

13. **Oktober.** An der Somme ersticken die feindlichen Angriffe zumeist schon im deutschen Sperrfeuer. Wo es zu Nahkämpfen kommt, bleiben die Deutschen im Vorteil. Kleinere Teilvorstöße der Deutschen sind von Erfolg. Im Maasgebiet Artilleriekämpfe. — An der Ostfront flammen die Kämpfe westlich von Luck wieder auf. — Säuberung der siebenbürgischen Grenzgebiete. Wechselvolle Kämpfe am Bultanpaß. — Vergebliche serbische Angriffe im Cernabogen. — Die Schlacht auf dem Karst schließt mit einem Mißerfolg der schwer mitgenommenen Italiener ab. Italienische Flieger über Triest, österreichische über Monfalcone.

14. **Oktober.** Fortgang des erbitterten Ringens an der Somme, wo der Feind überall blutig zurückgeschlagen wird; nur in Genermont sassen die Franzosen Fuß. — Gesteigerte Gefechtstätigkeit in Wolhynien. In den Karpathen wird die Kuppe Smotree von deutschen Truppen zurückerobert. Auch die Österreicher und Ungarn bleiben im Abschnitt von Kirlibaba im Vorteil. — Erfolgreiche Kämpfe an den siebenbürgischen Grenzpässen. — Zahlreiche Gefechte beiderseits der Bahn Monastir—Florina und im Cernabogen. — Ein italienischer Teilvorstoß gegen die Höhen von Sober mißlingt.

15. **Oktober.** An der Sommefront Artilleriekämpfe und vergebliche Teilvorstöße des Gegners. — Starke russische Angriffe westlich Luck sowie an der Narajowka brechen zusammen. Sturmerfolge deutscher Truppen in den Karpathen. Die Österreicher und Ungarn machen im Raum von Kirlibaba Fortschritte, wo mehr als 1000 Gefangene eingebracht werden. — Die Bulgaren behaupten sich bei Brod gegen heftige Angriffe der Serben.

16. **Oktober.** Rege Patrouillentätigkeit in Flandern, Vorpostengefechte in der Champagne bei Lemesnil. An der Somme das gleiche Bild wie am Vortage. — Westlich Luck siegreiche Abwehr und erfolgreiche Gegenangriffe; über 1900 Gefangene, 10 Maschinengewehre. Die Rumänen werden an der Dreiländerecke zurückgedrängt. — Serbische Teilangriffe an der Cerna und Ridze Planina werden abgewiesen.

17. **Oktober.** An der Somme macht sich mehr und mehr eine Verstärkung der deutschen Artillerie geltend. Die Franzosen dringen in Sailly ein. An allen anderen Punkten werden die feindlichen Angriffe zum Scheitern gebracht. — Die Bayern erstürmen einen russischen Stützpunkt an der Narajowka. Sonst überall an der Ostfront nur kleinere Gefechte zum Nachteil der Russen. — Fortgesetzte Kämpfe am Westflügel der mazedonischen Front. — Ein italienischer Vorstoß am Pasubio mißlingt. — Im Mittelmeer sind am 4. und 11. drei englische Truppentransportdampfer versenkt worden.

18. **Oktober.** Erfolgreicher Großkampftag an der Somme. Alle Durchbruchsversuche des Feindes, der bescheidensten Geländegewinn mit schwersten Verlusten erkauft, scheitern. — Glückliche Gefechte gegen die Russen am Stochod. — An der Cerna entwickeln sich neue Gefechte. — Erbitterte Kämpfe gegen die Italiener im Pasubio-Gebiet.

19. **Oktober.** Erfolgreicher Gegenstoß gegen die Engländer nördlich der Somme. — Den Russen werden an der Narajowka wichtige Höhenstellungen entrissen und dabei mehr als 2000 Gefangene gemacht. Auch vom Gipfel des Rusulni wird der Feind vertrieben. — An der Dobrudschafront lebt die Gefechtstätigkeit wieder auf. — Die Serben erzielen im Cernabogen einige Erfolge, werden dann aber zum Stehen gebracht. — Neue erfolglose Angriffe der Italiener am Pasubio.

20. **Oktober.** An der Westfront hauptsächlich Geschütz- und Luftkämpfe. Gegnerische Infanterieangriffe werden schon im Keime erstickt. — Ein russischer Teilangriff am Stochod scheitert, während ein erneuter deutscher Vorstoß an der Narajowka vollen Erfolg hat. — Die Kämpfe im siebenbürgischen Grenzgebirge gestalten sich sehr vorteilhaft für die Rumänen. — Großer Sieg Mackensens in der Dobrudscha. Der linke Flügel der feindlichen Hauptstellung wird aufgerollt, Tuzla genommen. — Italienische Angriffe gegen den Bolte-Rücken mißglücken.

21. **Oktober.** Heftiges Artilleriduell nördlich der Somme; südlich des Flusses glückt ein deutscher Gegenstoß bei Biaches. — Die Russen werden vollends vom Westufer der Narajowka vertrieben. — Die Rumänen werden an den Grenzpässen mehr und mehr zurückgedrängt. Die Dobrudschaschlacht endigt auch im Zentrum mit einer schweren Niederlage des Feindes. — Eingreifen deutscher Truppen in die Kämpfe im Cernabogen. — Kampf zwischen deutschen Fliegern und englischen Kriegsschiffen an der flandrischen Küste. Der kleine deutsche Kreuzer „München" wird in der Nordsee durch ein englisches Tauchboot leicht beschädigt. — Ermordung des österreich. Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Durchbruchsschlacht von Gorlice.

II. Die Schlacht und ihre Folgen.

Von Dr. Kurt Floericke. Mit 8 Abbildungen.

Am 1. Mai erfolgte als gelungener Auftakt zum Kampfe auf dem äußersten linken Flügel in der Gegend von Otfinow der erste Übergang über den Dunajec. Der Fluß fließt dort zwischen hohen Überschwemmungsdämmen. Zwischen dem Damm auf dem linken Ufer und dem freien Wasser zog sich ein sumpfiges, stark mit Schilf verwachsenes Gelände hin. Der Übergang ließ sich also auf gewöhnliche Weise kaum bewerkstelligen, denn jeder Mann, der sich auf dem freien Damm zeigte, wurde sofort abgeschossen. Die Pioniere waren daher drei Nächte lang beschäftigt, durch die untere Hälfte des Dammes ein Loch zu graben, eben breit genug, daß ein Ponton hindurchgebracht werden konnte. Beim Morgengrauen wurde das Loch immer wieder mit Sandsäcken und Schilfbelag sorgfältig gegen Sicht gedeckt. Als es breit genug war, legten die Pioniere Gleise bis ins Wasser hinab, auf denen die mit Rädern versehenen Pontons rasch herangebracht werden konnten. Bei Tagesanbruch erfolgte dann der Überfall, der die Festsetzung am jenseitigen Dunajecufer ermöglichte, die Ortschaft Otfinow in unseren Besitz brachte und 1000 Russen zu Gefangenen machte. Auch an den anderen Punkten der langen Front blieb die Infanterie nicht müßig. In der Nacht vom 1. zum 2. Mai wurden überall in den Gräben Sturmstufen gebaut und dabei bedacht darauf genommen, durch keinerlei Geräusch den Verdacht der feindlichen Horchposten zu erwecken. Pioniere und Sappeure schlichen sich in der Dunkelheit an die russischen Drahthindernisse heran und zerschnitten sie zum großen Teil. Die Sturmtruppen wurden aus den Reservestellungen in die vordersten Gräben vorgeschoben und mit sogenanntem Sturmgepäck versehen, d. h. die Rucksäcke oder Tornister wurden mit allen möglichen Vorräten gefüllt, denn der kommende Tag würde ja die Leute hoffentlich einige Kilometer vorwärts bringen, und man konnte nicht wissen, ob dann die Fuhrparkkolonnen rechtzeitig zur Stelle sein würden.

Am 2. Mai früh morgens 6 Uhr donnerten plötzlich sämtliche 1500 Feuerschlünde Mackensens

Abb. 1. Der Kirchberg von Gorlice nach dem Sturm.

los und unterhielten vier Stunden lang ein rasendes Trommelfeuer gegen die erste russische Hauptstellung. Dieser Artillerieorkan unterschied sich also von dem bei unseren Gegnern an der Westfront üblichen durch seine viel kürzere Dauer. Dafür wurde neben dem Überraschungsmoment der größte Wert auf zielsicheres Treffen gelegt. „Die ganze italienische Trommelei am Isonzo ist für die Katz", meinte der österreichische Artilleriegeneral Metz, der 70 Geschütze gegen einen nur 600 Schritt langen Teil der russischen Front spielen ließ, verächtlich zu dem Berichterstatter Strobl, „wir Artilleristen sind hier die Schneide des Keils." In der Tat erwies sich an dieser Stelle die „Schneide des Keils" als so scharf, daß die stürmende Infanterie kaum noch etwas zu tun fand. Am Dunajec wurde nicht nur ge-

Digitized by Google

schossen, sondern auch gut geschossen. Kurz war dieses Höllenkonzert, aber über alle Maßen schrecklich und in seiner Wirkung geradezu entsetzlich. Das dumpfe, ununterbrochene Dröhnen dieser Hunderte und aber Hunderte von Kanonen ließ an unsichtbare Riesenlokomotiven glauben, die dahinsausen, daß die Erde erbebt. Ein einziges, wirres, höllisches Donnern war hörbar. Die Schläge folgten sich wie ein Wasserfall. Die Artillerie überschlug sich förmlich vor Wildheit. Es war ganz unmöglich, sich zu verständigen. Man hätte heulen müssen. Felssplitter flogen in wahren Eruptionen zum Himmel hinaus, Erdmassen wurden hoch emporgeschleudert und fielen langsam aufgelöst wieder herab wie Regen-

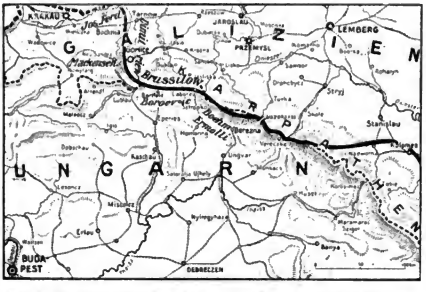


Abb. 2. Der Frontverlauf Ende April 1915 vor Beginn der Durchbruchskämpfe.

tropfen. Minutenlang war alles verfinstert und unsichtbar. Die russischen Stellungen sahen aus wie ein unendlich langer Wirbel von dunklen Wolken, die durch Blitze erleuchtet wurden. Der wilde Hagel von Geschossen aller Kaliber, der vier Stunden lang auf die russische Front niederprasselte, hieb alles zusammen. Was später die Gefangenen erzählten, die übereinstimmend aussagten, daß sie sich die Hölle nicht schlimmer vorstellen könnten, gehört in seiner herzbewegenden Einfachheit zu den grauenvollsten und erschütterndsten Darstellungen dieses Weltkrieges. Bataillone, Regimenter, Brigaden, Divisionen schmolzen unter diesem unaufhörlichen Geschoßhagel dahin wie in der Glut eines Hochofens. Bei einer russischen Reservedivision wurden sämtliche Generale und Stabsoffiziere getötet oder verwundet. Nach keiner Seite hin war eine Rettung möglich, denn es gab kein Fleckchen Erde, auf das die Geschütze der Verbündeten nicht gewirkt hätten. Dazu tobte der Irrsinn in den Reihen der Russen, die sich in die tiefsten Unterstände und in die letzten Winkel der Schützengräben verkrochen. Von allen Seiten ertönten hysterische Schreie noch das Gebrüll der Geschütze, zu stark fast und zu gellend für menschliche Nerven. Als dann unsere Infanterie zum Sturm vorging, fand sie ganze Haufen russischer Soldaten, die stieren Blicks in den Unterständen herumhockten und sich willenlos in die Gefangenschaft abführen ließen.

Punkt 10 Uhr, wie einst am schicksalschweren Tag von Düppel, schwieg urplötzlich das rasende Geschützfeuer und gleichzeitig brach mit dreifachem, donnerndem Hurra, zuerst am südlichsten Flügel, dann gegen Norden fortschreitend, das Fußvolk zum Sturme vor und und segte hinweg, was noch Widerstand leistete. Was sich nicht zur Flucht wandte, wurde niedergemacht oder gefangen genommen. Über alles brausten diese in einer Linie einherrasenden, prachtvollen Infanteriefluten hinweg. In einem Chaos zerschossener Drahthindernisse, aufgewühlter Deckungen und russischer Leichen wälzte sich der wütende Angriff unaufhaltsam vorwärts. An manchen Stellen ließen die Russen selbst im Zickzack zwischen ihren Drahthindernissen hervor, ein braunes Gekrabbel von Menschen, die mit hocherhobenen Händen und entsetzten Mienen um Schonung ihres elenden Lebens baten. Offenbar war die Widerstandskraft der russ. Truppen durch die fürchterliche Artillerievorbereitung schon aufs äußerste erschüttert. Trotzdem zeigte sich der Feind an manchen Stellen auch sehr tapfer und leistete erbitterten Widerstand, namentlich in den weiter rückwärts gelegenen Grabenreihen, so daß es hier noch zu recht hartnäckigen und blutigen Kämpfen kam; ebenso mußte um den Besitz einiger Ortschaften und Höhenkuppen heiß gerungen werden. Bisweilen verfolgten die Russen auch ihren alten Trick, dem Angreifer die vordersten Gräben absichtlich fast kampflos zu überlassen; kaum aber hatte sich dieser darin festgesetzt, so wurde er aus rückwärtigen Stellungen und von genau auf dieses Ziel eingeschossener Artillerie unter heftigstes Feuer genommen. Besondere Geschicklichkeit bewiesen die Russen wieder im Waldgefecht; hier lagen ihre Gräben hinter starken Astverhauen oft an den unwahrscheinlichsten Stellen mitten im Forst und wirkten dann

Digitized by Google

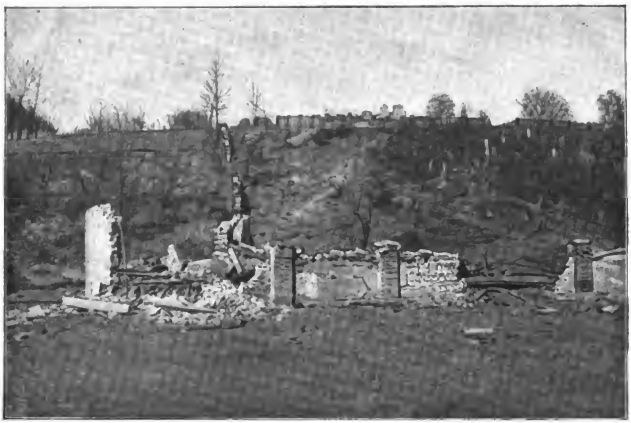


Abb. 3. Blick auf die Südseite des Kirchhofs von Gorlice.

durch ihr überraschendes Vorhandensein. Aber ungeheuer, durch nichts zu bändigen war die berauschende Kampflust der deutschen, österreichischen und ungarischen Truppen, die, ohne auch nur einen Augenblick zu stutzen, die festesten Stellungen der Russen angriffen und nahmen. Mit anerkennenswerter Tapferkeit und Zähigkeit suchten die russischen Reserven immer wieder dem Ansturm der Verbündeten Widerstand entgegenzu setzen, aber sie waren dem siegesfrohen Ungestüm dieses wohldurchdachten und glänzend vorbereiteten Angriffs nicht gewachsen, und die immer weiter um sich greifende Panik in ihren Reihen war nicht mehr aufzuhalten. Waren doch ganze Divisionen durch das entsetzliche Artilleriefeuer einfach wegrasiert worden, und mit Grauen blickten auch unsere Soldaten auf die zu Leichenhügeln getürmten Opfer eines raubgierigen Zarismus. Schon am Abend des ersten Schlachttages war das Durcheinander in den russischen Reihen ein derartiges geworden, daß auch die größte Führerkunst es für die folgenden Gefechtstage nicht mehr ganz gut zu entwirren vermochte. Alle Verbände waren zerrissen, viele irrten suchend umher, wußten nicht wohin sie gehörten, und aus Hunderttausenden zäher Soldaten, die bis dahin eine große Einheit zusammengefaßt hatte, waren zahllose zerfallende Haufen geworden, die der Gegner einsammelte, wie man reife Früchte von den Bäumen schüttelt. Vorläufig konnte kein strategisches Flickwerk aus diesen in kopflosser Flucht dahinstiebenden Trümmern wieder ein brauchbares Ganzes machen.

Die preußische Garde erzwang den Übergang über die Biala und nahm dann nach hartnäckigem Widerstande, der bis zum Bajonettkampf fortgesetzt wurde, die Höhe 437 westlich von Straschkowa, die durch sieben Reihen von etagenförmig angelegten Schützengräben verteidigt wurde. Südlich davon stürmte das Kaschauer Korps die Höhen von Pustki, wo die Artillerie des Generals Metz besonders kräftig vorgearbeitet hatte. Trotzdem kam hier der Angriff bei der 39. Division auf dem rechten Flügel des Korps zeitweise ins Stocken und ebenso bei der südlich anschließenden 81. deutschen Reservedivision des Korps François, die ihm zäh verteidigten Kamienec-Wald schwere Verluste erlitt. Wieder sprach hier die Artillerie das erlösende Wort, indem sie von Pustki aus die Russen mit verheerendem Feuer in der Flanke faßte und so das gerissene Loch immer mehr erweiterte. Die rechte Flügeldivision des 41. Reservekorps François lief direkt gegen die Petroleumstadt Gorlice selbst an, gegen die sich von Norden her auch die Einwirkung der Österreicher und von Süden her die der Schlesier geltend machte, deren Hauptkräfte sich in raschem Ansturm des Höhenzugs bei Sekova bemächtigten.

Digitized by Google

Da die Russen aus Gorlice nicht weichen wollten und sich namentlich auf dem festungsartig westlich der Stadt aufsteigenden Friedhof zu hartnäckiger Verteidigung eingerichtete hatten, mußte Gorlice leider unter schweres Artilleriefeuer genommen werden, und so erneuerte sich für den unglücklichen Ort das traurige Schicksal des großen Brandes vom Jahre 1874. Die Granaten schleuderten Brand und Tod in Straßen und Häuser. Die großen Naphthagruben hinter Gorlice fingen Feuer, haushoch schlugen die Flammen aus der Tiefe, eine schwelende Rauchsäule von mehreren 100 Metern stieg zum Himmel empor, mit donnerndem Krachen explodierte Oltank auf Oltank. Die Schwefelsäurefabrik und sämtliche Brücken brannten, im Flusse gesellten sich zu den roten Streifen vergossenen Blutes fette, schwärzliche Ölflecken und die hölzernen Bohrtürme hatten sich in Riesenfackeln verwandelt. Was in der Stadt nicht von den Granaten zerschmettert wurde, fraß das gierige Feuer. Vernichtet wurde u. a. das Rathaus, in dem vor 30 Jahren der Apotheker Lukasiewicz die erste Petroleumlampe zusammengesetzt hatte, die neue Kirche mit der Madonna Jan Stykas und das Sokolhaus mit seinem im Zakopaner Stil ausgemalten Saal. Mit besonderer Erbitterung schlug man sich namentlich auf dem Friedhof und in den herrlichen Parkanlagen, unter deren tausendjährigen Eichen der Polendichter Vincenz Pol so gerne geweilt hatte.

Als die Russen schließlich aus der brennenden Stadt weichen mußten, stellten sie sich doch auf den Höhen östlich davon zu neuem Widerstande, so bei dem Wallfahrtsorte Kobylanka, zu dessen wundertätigem Christus alljährlich zu Pfingsten Tausende von Polen und ungarischen Slowaken pilgern. Erst in der Abenddämmerung fielen diese Höhen vollends in die Hände der Sieger, und unendlicher Jubel stieg zum Himmel empor, als nach dem heißen Tage eine kühle Frühlingsnacht hereinbrach und hinter Gorlice preußische, bayrische und österreichisch-ungarische Truppen zusammentrafen. Es gab köstliche Verbrüderungsszenen unter den freudetrunkenen Siegern, obwohl die brennenden Naphthawerke die Luft fast unatembar machten. Lange Züge von Gefangenen zogen vorüber, die derart zermürbt und erschüttert waren, daß sie selbst ihre Maschinengewehre willig hinter die Front der Verbündeten trugen. Weiter südlich hatten inzwischen die Schlesier die Höhen vor Sekowa genommen, während die tapferen Bayern an dem steilen, stark verschanzten und zu einer wahren Festung ausgebauten, 405 Meter hohen Zemszynkoberg eine harte Nuß zu knacken hatten. Sie fügten hier ihrem Ruhmeskranz in zehnstündigem, fast ununterbrochenem Ringen ein neues, unverwelkliches Lorbeerblatt bei. Das Korps Emmich ging auf dem äußersten rechten Flügel in aufgelösten Schwarmlinien mit förmlicher Hast vor, denn es kam hier darauf an, rasch Raum zu gewinnen, um die am Duklapaß stehende Armee Brussilow zu überflügeln und ihre Verbindung mit der Armee Dimitriew über den Konieczuapaß zu unterbrechen. Dies glückte durch weit vorgetriebene Husarenabteilungen noch am Abend, und damit war der erste Schritt zur Aufrollung der russischen Karpathenfront getan.

Starken Widerstand fand auf dem Nordflügel die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand, die mit den Zielrichtungen Tuchow und Tarnow vorging. Es handelte sich insbesondere um die hinter dem Herrensitz Blonie aufsteigende und die ganze Umgebung beherrschende Höhe 419 und die benachbarte Höhe 402, auf denen sich sechs russische Regimenter in dreifacher Grabenreihe eingegraben hatten. Zum Sturm gegen Höhe 419 wurde das 4. Tiroler Kaiserjägerregiment angesetzt, während die 3. Kaiserjäger Kuppe 402 auf sich nahmen. Es zeigte sich aber, daß die Russen hier trotz schwerer Verluste durch das Artilleriefeuer doch noch nicht genügend erschüttert waren. Die Tiroler konnten deshalb auf den steilen, kahlen, keinerlei Schutz gewährenden Hängen nicht vorwärts kommund mußten wieder zurück, so tapfer sie auch fochten. Am Waldrand begruben sie ihre Toten und setzten sich neben dem Friedhof fest, während die Artillerie wieder in Tätigkeit trat und den Gegner noch stärker zu erschüttern sich bemühte.

Am Morgen des 3. Mai erfolgte der zweite Sturm. Wieder gingen die Tiroler mit ehrner Ruhe vor, aber wieder hielten frisch herangekommene russische Reserven zäh stand, und es entbrannte ein furchtbarer Nahkampf. Die Kaiserjäger drangen bis vor die feindlichen Schießscharten vor und feuerten durch diese in die Gräben hinein, aber erst am Nachmittage gelang die völlige Vertreibung des tapferen Gegners, der nur noch ein grauenhaftes Chaos von Kriegsgerät aller Art auf der von Granaten durchpflügten Höhe zurückließ. Die Wegnahme der Höhe 419 entschied den Sieg auf dem Nordflügel, denn gleich darauf fiel auch Höhe 402, und Höhe 269 wurde von den Russen geräumt, wodurch der Dunajec-Übergang von Wojnicz gegen Tarnow

Digitized by Google

frei wurde und damit von Südosten her der Angriff gegen Tarnow eingeleitet werden konnte. Zur Deckung der Stadt bezogen die Russen eine feste Stellung an der Straße nach Pilzno, aus der sie erst durch eine weit nach Osten ausgreifende Umfassung herausmanövriert werden mußten. So fiel Tarnow, das nach dem Befehl Dimitriews unter allen Umständen gehalten werden sollte, erst am 6. Mai wieder in die Hände der Österreicher und Ungarn, weil man die Stadt nicht den Greueln einer Erstürmung preisgeben wollte und deshalb mehr durch zeitraubende Umgehungen wirkte.

Bei den Kämpfen um Tarnow spielte ein der Stadt seitlich vorgelagerter dichter Wald eine große Rolle. Hier befand sich, tief eingegraben und geschickt gedeckt, ein großer Teil der russischen Stellungen, die erst wieder eine gründliche Vorbereitung durch die Artillerie erforderten. Mit wenigen kurzen Pausen waren die schweren Geschütze den ganzen Tag über unermüdlich tätig, während die russische Artillerie sich nicht rührte und buchstäblich keinen Schuß abgab. Von den Beobachtungsständen aus sah man, wie Baumzweige, Pfähle, Pflöcke und verwirrte Drahtklumpen viele Meter hoch in der Luft herumgewirbelt wurden. Die großkalibrigen Geschosse verschütteten und zerrissen mit den Deckungen halbe Kompagnien. Dann schwieg die schwere Artillerie, die Feldkanonen wurden vorgezogen und machten die Gräben vollends sturmreif. Zuletzt setzte die Infanterie zum Sturm an, aber es war nur noch ein ununterbrochenes Vorwärtsmarschieren, denn die Russen waren bereits in vollem Rückzuge begriffen. Nur ihre Artillerie schickte jetzt Schrapnellgrüße herüber, als die k. u. k. Truppen den Wald betraten. Grauenhaft sah dieser aus. So dicht er noch am Morgen gewesen war, so schütter erschien er jetzt. Man mußte sich in ihm mühselig vorarbeiten wie in einem Urwald, denn alle paar Schritt lagen die mächtigsten Stämme über dem Weg. Beim Rückzug über die durch die Schneeschmelze stark angeschwollene Biala verloren viele Russen den Boden unter den Füßen und kämpften schreiend um ihr Leben. Viele hängten sich an die überfüllten Fähren, die umschlugen und neue Opfer unter sich ertränkten. Ein braver russischer Soldat, der das rettende Ufer schon erreicht hatte, sprang nochmals zurück, um seinen bewußtlos in der Flut treibenden Offizier zu retten, und brachte ihn auch wirklich ans Land. Hier aber erreichte den Retter eine verirrte Kugel und streckte ihn tot über den Leib des ohnmächtigen Offiziers nieder, der dann in die Hände der nachdrängenden Verfolger fiel. Patrouillen der Tiroler Kaiserjäger waren die ersten, die in Tarnow, wo Radko Dimitriew sein Hauptquartier

Abb. 4. Eroberte und durchbrochene russische Stellungen am Dunajec.

Digitized by Google

gehabt hatte, eingezogen und unter den russischen Nachzüglern noch viele Gefangene machten. Sie konnten sich aber nicht aufhalten, sondern mußten gleich wieder östlich und nordöstlich von der Stadt ins Gefecht, weil sich hier die Russen erneut festgesetzt hatten. Namentlich bei Zelstichow, wo die Russen starke Reserven heranführten, entwickelten sich schwere Kämpfe. Unter fortwährenden Gefechten drang das Tiroler Korps am 8. Mai bis Pilzno vor, überschritt die Wisloka und erreichte am 9. Dembica, wo es durch einen raschen und kühnen Vorstoß die Russen noch rechtzeitig an der Zerstörung der Bahnlinie verhinderte. Durch Einsetzen einer deutschen Reservebrigade wurden diese Erfolge am 10. bei Tuszyma vervollständigt. Hinter den Edelweißjägern war inzwischen das Linzer Hausregiment Nr. 14 in die beflaggte Stadt Tarnow eingerückt, froh begrüßt, namentlich von der verschüchtert aus ihren Schlupfwinkeln und Kellerverstecken hervorkriechenden jüdischen Bevölkerung, die uns ja aus den Schilderungen von Sacher-Masoch und aus Franzos' berühmten Roman „Die Juden von Tarnow" vertraut ist, und die sich seit den Tagen der Herrn von Tarnow und der Fürsten von Radziwill besonderer Vorrechte erfreut. Übrigens war die Stadt während der russischen Besetzung recht glimpflich davongekommen, denn sie hatte das Glück gehabt, nach einander drei edelmütige Männer als Kommandanten zu erhalten, die jede Willkür und jede unnütze Härte verhinderten; es waren dies der Kosakenhetman Gasanic, der bekannte Dumaabgeordnete, der Oberstleutnant Kozlow vom Geographischen Institut in Petersburg, der ein vortreffliches Werk über seine Forschungen in Tibet herausgegeben hat, und der seingebildete, ritterliche Oberstleutnant Markiewicz, früher Adjutant Dimitriews. Der letzte russische Offizier, der Tarnow verließ, war Rittmeister v. Dombrowski, der Enkel des berühmten polnischen Generals aus den Freiheitskämpfen des Jahres 1863. Auch durch die wiederholten Beschießungen hat Tarnow nicht sehr gelitten. Völlig zerstört ist nur der Bahnhof, arg verwüstet der herrliche Park des Fürsten Sanguszko in der Vorstadt Gumnisko. Nur wenig beschädigt waren dagegen der hochstehende Dom mit den schönen Marmorgräbern der Grafen Tarnowski und der Fürsten Ostrogski, sowie das prächtige alte Rathaus, das an die Krakauer Tuchlauben erinnert und vor dem sich die Denkmäler des Geschichtsschreibers Szujski und des Dichters Brodzinski erheben. Mit dem Verluste von Tarnow, wo vier Bahnlinien münden, wurde auch die Stellung des rechten russischen Flügels unhaltbar. Die Russen banten daher nun auch bei Ostinow ab, aber Feldmarschallentnant v. Stöger-Steiner blieb ihnen dicht auf den Fersen und lieferte ihnen an den folgenden Tagen eine Reihe glücklicher Gefechte.

Bei der Armee Mackensens war der 3. Mai der Überwältigung der zweiten russischen Stellung gewidmet. Auf dem rechten Flügel wurden die Russen mit leichter Mühe geschlagen, dagegen gab es auf dem linken noch heiße Kämpfe bei den Höhen von Lipic, wo die preußische Garde blutete, und um den vor Biecz gelegenen und diese Stadt beherrschenden Wilczakberg, den die jungen Regimenter des Korps François stürmten, obwohl die russischen Stellungen hier ungemein stark waren (Niemann vergleicht sie mit denen von Gravelotte—St. Privat) und die Russen sogar von der Ropa her im Gegenangriff einen Flankenstoß versuchten, der allerdings kläglich scheiterte. Ähnlich verlief am nächsten Tage der Kampf um die dritte russische Hauptstellung, der hauptsächlich auf den Höhen nordöstlich von Biecz ausgefochten wurde, während links anschließend die Garde Scerzyny nahm. Stellenweise ergaben sich die Russen fast ohne Gegenwehr unter allen Anzeichen tiefster Mutlosigkeit, stellenweise schlugen sie sich aber auch noch mit dem wilden Mute der Verzweiflung. So mußte das brave Honvedregiment Nr. 10 sechsmal vergeblich gegen die Höhe 369 bei Biecz anstürmen, ehe die Eroberung des wichtigen Punktes beim siebten Male endlich gelang. Wenn sich auch an diesen beiden und an den folgenden Tagen das Eintreffen von mit aller Eile auf der Bahn herangeholten russischen Verstärkungen geltend machte, so vermochte es doch keine sonderliche Wirkung auszuüben, da ihr Eingreifen jeder einheitlichen und planmäßigen Leitung entbehrte; die Bataillone und Regimenter kamen einzeln ins Gefecht und wurden einzeln aufgerieben. So wurden die Reserven lediglich in die katastrophale Niederlage Dimitriews mit verwickelt, ohne dem geschlagenen Feldherrn Luft gebracht zu haben. In völliger Auflösung — denn von einem geordneten Rückzug konnte keine Rede mehr sein — flüchteten schließlich das 9., 10., 12., 24. Korps, das 3. kaukasische Korps sowie mehrere Reiter- und Reservedivisionen den schützenden Ufern des San zu. Plawolle und umfangreichere Gegenstöße kamen nur am äußersten Südflügel zur Entwicklung, wo sie dem bedrängten Brussilow Luft machen sollten, ihren Zweck aber nicht oder nur höchst unvollkommen erreichten. Im übrigen gab es nur noch Nachhut-

Digitized by Google

Abb. 5. Serpentine an der Duklapaß-Straße mit vorgehenden deutschen Truppen. Links davon ein Naphtha-Bohrturm.

gefechte, die mit immer größerer Einbuße an Gefangenen und Geschützen für die Russen endigten, und so wuchs sich der glorreich errungene Sieg mit jedem Tage großartiger aus und brachte den Russen nachgerade Verlustziffern, denen auch die Riesenheere des Zaren nicht mehr gewachsen waren.

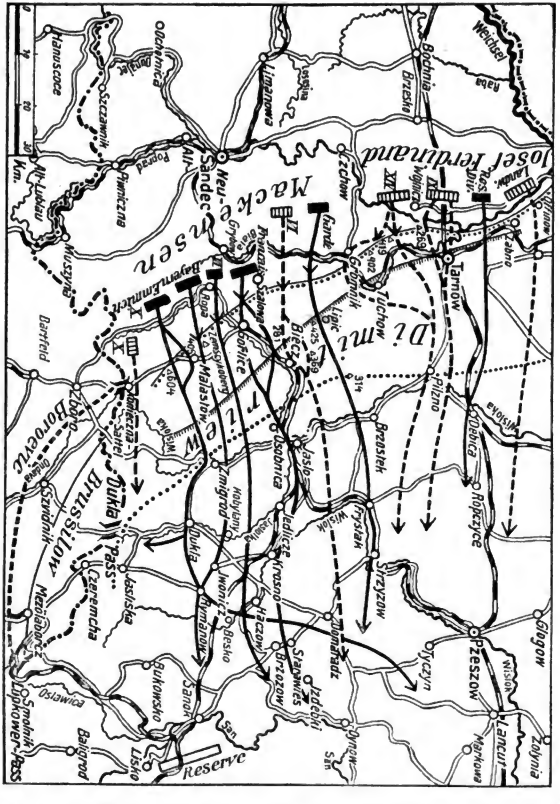
Da Großfürst Nikolai nicht in der Lage war, genügende Verstärkungen auf das eigentliche Kampffeld zu entsenden, versuchte er es, seinen arg zerfaderten westgalizischen Heeren dadurch mittelbar einige Entlastung zu schaffen, daß er letztmalige wütende Angriffe gegen den Uzsoker und gegen den Wyszoker Paß unternehmen ließ; aber Linsingen und Hoffmann wiesen den Anprall der russischen Massen kaltblütig ab. Da der erwartete Widerstand der Russen auf dem überhöhenden östlichen Ufer der Wisloka ausblieb, konnten die Verbündeten ohne größere Kämpfe diesen Fluß überschreiten und sich des wichtigen Knotenpunktes Brzosteg bemächtigen, das von der 10. österr.-ung. Division unter General v. Mecenseffy am 7. Mai nach erbittertem Straßenkampf genommen wurde. Auch den Oberlauf des Wislok vermochten die Russen nicht zu halten, und am 9. Mai standen die Truppen Mackensens in weitem Bogen auf einer etwa 150 km langen Front, täglich kämpfend 10 bis 15 km zurücklegend, in der Linie Dembica—Frystak—Krosno—Rymanow—Bukowska—Baligrod. Immer dichter ballten sich die geschlagenen Massen zusammen, immer drängender saß ihnen der Verfolger im Nacken. Die konzentrische Art der Angriffsbewegung und der Mangel an guten Straßen zwang sie, jedem von Mackensen gegebenen Anstoß hilflos zu folgen, so daß ihre Entwirrung immer schwieriger wurde. Schon machte sich auch in rasch steigendem Maße die strategische Auswirkung des erstrittenen Erfolges geltend. Noch einmal versuchten die Russen zwischen Wislok und San im Stobnica—Brzezanka-Abschnitt sich zu setzen, aber am 10. Mai wurde auch diese Stellung durchbrochen.

So wurde hier der tote Punkt, der beim Kampfe mit den russischen Massenheeren immer zu fürchten ist und der auch noch die Siege bei Lodz nicht zur strategischen Ausreifung hatte kommen lassen, glücklich überwunden. Die Sache blieb diesmal im Fluß, der Bewegungskrieg hörte nicht mehr auf. Meist haben es sonst die Russen in diesem wie auch in früheren Kriegen vortrefflich verstanden, sich von den Folgen einer Niederlage unglaublich rasch zu erholen. Die Nerven des russischen Soldaten sind nicht empfindlich, er ist von Jugend auf ans Dulden gewöhnt, besitzt großen passiven Mut und zäheste Ausdauer. Darum haben bei ihm die Nachwirkungen einer verlorenen Schlacht auf das Ge-

Digitized by Google

müt keine lange Dauer. Er ist sofort wieder zu gebrauchen, so bald er sich der unmittelbaren Einwirkung des Gegners entzogen weiß. Das lehrt die gesamte russische Kriegsgeschichte von

Zähigkeit verteidigungsbereit, und die Niederlagsfolgen sind kaum mehr zu spüren. Diese kennzeichnende Eigenschaft des Muschiks ist von den russischen Führern im gegenwärtigen Kriege


Josef Ferdinand
Mackensen
Di. Mi.
Brussilow
Reserve
Sandec
Neu-Sandec
Tarnow
Gorlice
Jaslo
Krosno
Rzeszow
Przemysl
Jaroslau
Lemberg
Zamosc
Bochnia
Brzeska
Pilzno
Ropczyce
Strzyzow
Dukla
Jasliska
Lisko
Sanok
Zloczow
Brody
Dubno
Rawaruska
Grodek
Lubaczowka
Mosty
Sokal
Kowel
Wlodzimierz
Lutsk
Rowno
Tuchow
Biecz
Malastow
Debica
Mielec
Tarnobrzeg
Sieniawa
Leżajsk
Lancut
Jaroslaw
Radymno
Przemysl
Sambor
Stryj
Halicz
Kalusz
Stanislau
Kolomea
Czernowitz
Kuty
Kimpolung
Radautz
Suczawa
Gura Humora
Dorna Watra
Bistritz
Borgo Prund
Klausenburg
Maros Vasarhely
Deva
Hermannstadt
Kronstadt
Fogaras
Rothenturm-Pass
Predeal
Temesvar
Arad
Szegedin
Belgrad
Semlin
Mitrowitza
Uzitze
Valjevo
Sarajevo
Mostar
Ragusa
Cattaro
Scutari
Durazzo
Valona
Prizrend
Uskub
Monastir
Saloniki
Dedeagatsch
Gallipoli
Konstantinopel
Adrianopel
Rodosto
Gallipoli-Halbinsel
Smyrna
Aidin
Mytilene
Chios
Rhodos
Kreta
Alexandrien
Kairo
Suez
Port Said
Jerusalem
Jericho
Jaffa
Haifa
Akka
Damaskus
Beirut
Tripolis
Homs
Hama
Aleppo
Alexandrette
Adana
Tarsus
Konia
Eregli
Angora
Kaisarieh
Sivas
Erzerum
Trapezunt
Batum
Tiflis
Baku
Kasbek
Wladikawkas
Petrowsk
Astrachan
Kaspisee
Persien
Mesopotamien
Bagdad
Basra
Persischer Golf
Kuwait
Arabien
Rotes Meer
Aden
Hodeida
Mokka
Abessinien
Massaua
Kassala
Khartum
Omdurman
Fashoda
Sudan
Abessinien
Britisch-Ostafrika
Deutsch-Ostafrika
Kilimandscharo
Mombasa
Nairobi
Victoria-Nyanza
Uganda
Belgisch-Kongo
Albert-Nyanza
Lado
Rudolf-See

die kraftvollen und scheinbar vernichtenden Schläge Hindenburgs wiederholt in ihrer Nachhaltigkeit eingeschränkt. Um so höher ist das Verdienst Mackensens einzuschätzen, daß er den geschlagenen Gegner nirgends mehr zur Ruhe und zur Festsetzung kommen ließ und damit die unaufhaltsame Aufrollung der russischen Gesamtfront in die Wege leitete.

Es sei gestattet, im Anschluß hieran noch einige Worte über die bei Gorlice befolgte deutsche Durchbruchstaktik zu sagen, um auch dem Laien einen einigermaßen anschaulichen Begriff davon zu geben, wie sich ein solcher Durchbruch vollzieht. Wir denken hierbei an den entscheidenden Angriff auf das 10. russische Korps als einen besonders typischen Fall. In dem für den Durchbruch gewählten Abschnitt wurden von den Deutschen außer den dort ohnedies in Feuerlinie stehenden Truppen starke Kräfte — gewöhnlich zwei Armeekorps — vereinigt, die aus anderen Teilen der Front herbeigeholt und mit einer ausnehmend starken Artillerie ausgestattet waren, hauptsächlich mit schwerer. Das schnelle Heranführen der großkalibrigen Geschütze erfolgte auf eigens zu diesem Zwecke gebauten Schmalspurbahnen. Diese gewaltige Artillerie vereinigte ihr Trommelfeuer gegen einen verhältnismäßig schmalen Raum und bestreute namentlich die russischen Batteriestellungen so lange, bis sie zum Schweigen gebracht waren. Unter dem Schutze der sich dabei bildenden Rauch- und Staubschleier griffen dann die vordersten Abteilungen des deutschen Fußvolks an und nützten dabei die moralische Erschütterung derjenigen russischen Infanterie aus, die sich vor der Front und in dem Abschnitt der niedergekämpften Artillerie befand. Gleichzeitig wurden natürlich die angrenzenden russischen Abschnitte lebhaft beschäftigt. Den vordersten deutschen Abteilungen folgten dichte Sturmkolonnen, die, wenn sie auch bisweilen harte Verluste erlitten, doch stets einen furchtbaren Eindruck auf das schon wankende russische Fußvolk in dem angegriffenen Abschnitt machten. Nun kommt aber die Hauptsache: nach der Durchbrechung der feindlichen Linie beließen die Deutschen nämlich nur verhältnismäßig schwache Kräfte in der ursprünglichen frontalen Angriffsrichtung; mit allen rückwärtigen Kolonnen und den Reserven dagegen schwenkten sie nach rechts und links ab, in der Absicht, die dem Angriffsabschnitt benachbarten russischen Abschnitte in der Flanke und im Rücken zu fassen. Da die russischen Reserven zu weit entfernt waren, um rechtzeitig eingreifen zu können, und da sie außerdem bei ihrem Anrücken der verheerenden Wirkung des deutschen Artilleriefeuers ausgesetzt waren, wurden auf diese Weise große und schnelle Erfolge erzielt. So gelang es beispielsweise den Unsrigen nach Zurückwerfung des 10. russischen Armeekorps gleich auch rechts davon die 70. und links davon die 49. und 48. Division des 24. Korps in eine äußerst üble Lage zu bringen. Am besten kam dabei noch die 49. Division weg, die klugerweise gleichzeitig mit dem 10. Korps zurückging, sich dann an neuer Stelle entwickelte und hier den Kampf zunächst zum Stehen brachte. Freilich brachte auch sie von ihren sämtlichen Geschützen nur vier bis zum San zurück. Dagegen wurde die 48. Division zu lange in ihrer ursprünglichen Stellung zurückgehalten und deshalb derart umfaßt, daß es nur geringen Resten gelang, sich durchzuschlagen. Unter sehr schwierigen Bedingungen hatte auch die 70. Division ihren Rückzug zu vollziehen, denn sie hatte den Fehler begangen, zunächst nur ihren linken Flügel zurückzubiegen, während der rechte zu lange stehen blieb und den Abmarsch erst begann, als er schon im Rücken bedroht war.

Zum Schlusse müssen wir noch kurz des Schicksals der den rechten Flügel der russischen Karpathenfront bildenden 8. Armee des Generals Brussilow gedenken, da sie naturgemäß sofort mit in die Niederlage von Gorlice verwickelt wurde. Diese aus fünf frisch aufgefüllten Armeekorps bestehende Heeresgruppe hing mit den zwei Korps ihrer vorgeschobenen rechten Flanke schon von dem Augenblicke an in der Luft, wo die eilig vorwärts strebenden Vorhuten Emmichs das wichtige Jasigrod an der Wisloka erreicht hatten und nun von hier aus südöstlich gegen die Duklasenke einschwenkten. Gleichzeitig streifte das 10. österr.-ung. Korps die Nordhänge der Karpathen ab, erstürmte am 4. die starken russischen Stellungen auf der 847 Meter hohen Watkowa, warf am 5. feindliche Nachhuten bei Krempna über den Haufen und schoß an den nächsten Tagen die über diese Hänge flüchtenden Russen ab wie Hasen auf der Treibjagd. Trotz der augenscheinlichen Gefahr, die im Verzuge lag, zögerte das russische Oberkommando zu lange mit der Erteilung des Rückzugsbefehls an Brussilow. Er erging erst in der Nacht zum 5. Mai, worauf der russische Feldherr sofort schleunigst seine ganze Front bis zum Lupkow-Paß hin abbaute und Hals über Kopf den Rückzug antrat, zu dessen Deckung die bei Mezolaborz stehenden Truppen in aussichtslosem Kampfe gegen

Digitized by Google

Abb. 7. Kurze Mittagsrast des Stabes einer Armee während des Vormarsches.

das deutsche Beskidenkorps sich aufopfern mußten. Für große Teile der Armee Brussilow war es aber bereits zu spät, denn nun setzte sich auch die 3. österr.-ung. Armee des unternehmenden Kroatengenerals Boroevic gegen den Dukla-Paß in Bewegung, dessen Ausgänge bereits unter dem Feuer der Geschütze Emmichs lagen. So wurden mehrere russische Korps unrettbar in eine Katastrophe hineingetrieben, die sich nur mit der von Sedan vergleichen läßt. Die Russen liefen hier in eine richtige Mausefalle, von Norden, Westen und Süden schlossen sich eiserne Heereszangen um sie, und nur nach Osten war noch eine Flucht aus dieser Zwickmühle möglich, aber sie führte über schwieriges, straßenloses Gelände, so daß alle Geschütze und alles Heeresgerät zurückbleiben mußten. Ein eiserner Vorhang senkte sich vor ihnen nieder und ließ nur die Wahl zwischen Waffenstreckung und Verzweiflungskampf bis zur Vernichtung.

Jauchzend vernahmen die vielgeprüften Truppen Boroevics, deren Kampfesmut in den monatelangen schweren Gebirgsgefechten gestählt und nun durch das Bewußtsein siegreichen Vordringens vervielfacht war, den Befehl zum Vormarsch. Bisher hatten diese wackeren Steirer und Ungarn im fürchterlichsten Winterklima des Gebirges mit schier übermenschlicher Ausdauer einer gewaltigen feindlichen Übermacht standgehalten, nun brachten ihnen die schönen Maientage Befreiung aus den vereisten Felsen, und lustig trieben sie den fliehenden Feind zwischen Bergen und Schluchten vor sich her. Die 7. und die 14. Husaren, die als Grabenmaulwürfe in ihren fabelhaften Schanzen aller russischen Angriffsmöglichkeiten gespottet hatten, stiegen nun wieder zu Pferde mit Tausenden anderen und jagten den Feind so heiß und toll und unerbittlich, wie sie ihn schon einmal von den Karathen bis hoch nach Sambor hinauf gehetzt hatten. Auch Emmichs Husaren durften sich jetzt wieder als Reiter fühlen. Sie sprengten mit gezücktem Säbel hinter dem geschlagenen Feind einher und trieben die Gefangenen scharenweise der in Eilmärschen folgenden Infanterie zu. Sie waren es, die zuerst die Duklaer Straßenkreuzung erreichten und sperrten. Nur die Vorhut Brussilows konnte hier noch durchschlüpfen. Das ganze Gros seines nördlichen Flügels aber wurde zertrümmert bis auf die 4. Division, der es gelang, sich durchzuschlagen. Zwischen zwei Feuern festgehalten, eingekeilt und verknäult zwischen Zmigrod, Dukla und Zboro, behindert durch die zusammengestopften, steckengebliebenen Trains, kämpften diese bedauernswerten Truppen einen wilden, aber aussichtslosen Verzweiflungskampf. Nordöstlich Zmigrod vermengten sie sich mit dem flüchtenden Südflügel Dimitriews. Es gab eine heillose Verwirrung und Stauung, Schreien, Flüche, selbst Faust- und Bajonettkämpfe, und in dieses Durcheinander hinein, das sich in wildem Tohuwabohu nach dem Becken von Krosno zu wälzte, hagelten schon die ersten deutschen Granaten und riefen eine unbeschreibliche Panik hervor. Im berauschenden Gefühl eines großen Sieges folgten Niederdeutsche und Bayern, Österreicher und Ungarn und nahmen Tausende und aber Tausende gefangen. An der Wisloka wurde der Wagenpark der 8. Armee — 30000 Fuhrwerke! — unter Feuer genommen; es entstand eine schauderhafte Verwirrung, ein Teil des Trains stürzte in den Fluß, der Rest ergab sich. Befehlsführung und Verbindung der Truppenteile untereinander versagten nun bei den Russen gänzlich. An einer einzigen Stelle wurden an einem einzigen Verfolgungstage Gefangene

Digitized by Google

von 51 verschiedenen russ. Regimentern gemacht.

Ungeheuer groß war die Beute, die bei diesen Verfolgungskämpfen gemacht wurde. Eine kaukasische Division rettete von ihren 36 Kanonen nur 9. Die 48. russische Division wurde beim Dorfe Thalwa am 6. Mai vom 10. österr.-ungar. Korps ereilt und zersprengt. Am nächsten Tage erschienen ihre Reste auf den Höhen von Hyrowa Gora vor den Truppen des Generals v. Emmich. Zur Ergebung aufgefordert, erklärte General Kornilow, dies könne er nicht tun, legte den Befehl nieder und verduftete mit seinem Stabe in den Wäldern, während seine Truppen die Waffen streckten. Nach viertägigem Umherirren im unwirtlichen Gebirge kam auch General Kornilow in recht abgerissenem Zustande wieder zum Vorschein und übergab sich samt seinem Stabe einer österreichischen Abteilung.*) Der Führer einer russischen Batterie erschoß sich, als seine Soldaten bei dem brausenden Hurra der anstürmenden Sieger feige davonliefen, der Befehlshaber einer anderen Batterie dagegen ging selbst gleichmütig rauchend dem Feinde entgegen und ergab sich. In Dukla wurden sechs riesenhafte Brotmagazine vorgefunden, aber das russische Gebäck erwies sich als so hart und schwarz, daß es die Soldaten nicht essen mochten. In Jaslo, wo Dimitriew mit seinem Stabe im Hotel „Krakovia“ gewohnt hatte, und dann mit dem Kraftwagen eilends nach Rzeszow entflohen war, erbeutete man zahllose persönliche Gebrauchsgegenstände des russischen Feldherrn, Uniformen und wichtige Schriftstücke, da die Russen kaum Zeit gehabt hatten, das wichtigste fortzuschaffen; dazu kamen massenhaft Telephon- und Telegraphenein richtungen, Kraftwagen, Flugzeuge und anderes Kriegsgerät sowie eine Herde von 2800 Rindern. Auf dem Bahnhof standen noch zwei Züge des russischen Roten Kreuzes sowie zehn Eisenbahnwagen voller Liebesgaben, die erst am

Abb. 8. Auf dem Gefechtsstand. General Emmich gibt an Hand der Karten Befehle für die kämpfenden Truppen.

5. Mai dort eingetroffen waren. Unweit der Stadt wurde auch noch General Kitschenko ergriffen, der auf der Flucht einen Autounfall erlitten und sich dabei schwere Verletzungen zugezogen hatte.

So rasch und nachdrücklich war überall die Verfolgung, daß die Russen glücklicherweise fast nirgends Zeit zur Sprengung der Brücken und zur Ausübung der sonst bei ihren Rückzügen üblichen Greuel behielten. Um zu retten, was noch zu retten war, rafften sie bei Sanok, wo ihnen das schöne Kosciusko-Denkmal ein warnendes Memetekel zuzurufen schien, frisch eingetroffene Divisionen eiligst zu einem entlastenden Gegenstoße zusammen. Zwei Divisionen gingen gegen die Höhen von Besko vor, eine dritte nebst zwei Regimentern der Festungsbesatzung von Przemysl weiter nördlich gegen Krosno. Beide Stöße scheiterten völlig und führten nur zu neuen Niederlagen. Allerdings hatten die wenigen deutschen Kompagnien, die zunächst den Stoß bei Besko aufzufangen hatten, anfangs einen schweren Stand. Am Abend kam zwar das Gros der Division zu Hilfe, aber die Artillerie war noch nicht zur Stelle. Trotzdem unternahm die Division nach Mitternacht bei Mondenschein einen prachtvollen Angriff und schleuderte die Russen weit zurück, obgleich sie selbst im Handgemenge schwere Verluste erlitt. Das Eintreffen schwerer Artillerie in Rymanow machte dann einen russischen Durchbruch an dieser Stelle überhaupt aussichtslos. Der Feind wurde nun vollends in den Raum Sanok—Lisko hineingequetscht.

*) Der erst 46jährige General, der schon im Japankriege mit Auszeichnung gefochten hatte, ist dann im August 1916 auf abenteuerliche Weise aus der österreichischen Gefangenschaft über die rumänische Grenze entkommen.

Digitized by Google

Auch Brussilows linker Flügel kam nur in arg zerzaustem Zustand aus den Karpathen heraus, obwohl seine Nachhuten mit anerkennenswerter Aufopferung so lange als möglich an die Paßstraßen sich klammerten und dadurch sich wenigstens eine Katastrophe wie die bei Dukla hintanhielten. Bereits beteiligten sich hier auch die linken Flügeltruppen der 2. österr.-ung. Armee unter Böhm-Ermolli an der Verfolgung. Es zeigte sich hier eben, daß die „strategische Auswirkung eines gelungenen Frontaldurchbruchs sich gar nicht begrenzen läßt, sobald erst einmal durch innere Umfassung die durchstoßene Front weit aufgebrochen und zum Abblättern gebracht worden ist" (Stegemann). Die ganze russische Riesenfront geriet auf immer weitere Entfernungen hin ins Schwanken und vollführte immer bedenklichere Schwingungen unter den Stößen, die ihr die Verbündeten mit stets frisch sich erneuernder Tatkraft versetzten. Wörtlich wie bildlich waren die Russen auf der schiefen Ebene angekommen und glitten nun unaufhaltsam auf ihr den Tälern des San und des Dnjestr zu. Auf der ganzen Front war keine Ruhepunkt mehr zu finden, beiderseits wurden die gesamten Streitkräfte mehr und mehr in den Wirbel hineingezogen, den das bei Gorlice gestoßene Loch erzeugt hatte. Es war, wie wenn man bei einer Perlenschnur den verbindenden Faden durchschneidet, so daß nun eine Perle nach der anderen herabgleitet. Auch mit der Räumung der stark befestigten Nidafront mußten die Russen nun beginnen, da sie durch die rastlos vorwärts dringenden Truppenkörper des Erzherzogs Joseph Ferdinand bereits ernstlich im Rücken bedroht erschien. Das auf dem rechten Flügel des Erzherzogs stehende 9. Korps ward zu guter Letzt am 10. Mai noch das 3. kaukasische Korps bei Wielopole und sprengte so eine neue Lücke zwischen Mitte und Nordflügel der Russen.

Das Vorbrechen der Armee Boroevic über Dukla hatte auch noch den Vorteil gebracht, daß sie jetzt aus einer langgedehnten Verteidigungsfront in einen weit schmaleren Angriffskeil verwandelt worden war, wodurch erhebliche Streitkräfte frei wurden. Hatten vorher die Truppen Boroevics im Verein mit dem 10. k.und k. Korps die beiden Katheten eines fast rechtwinkligen Dreiecks gebildet, so waren sie nun auf die Hypotenuse übergegangen. Dies kam wiederum der Armee Mackensen zugute, bei der Korps Emmich auf dem äußersten rechten Flügel entbehrlich und daher über Dynow gegen den Brückenkopf von Sieniawa zu auf den äußersten linken Flügel vorgeschoben wurde, ein während des fechtenden Vormarschs an der ganzen Front vorbei rasch, glänzend und reibungslos durchgeführtes Manöver, das dem deutschen Heere so leicht kein anderes nachmachen wird.

Ihren äußeren Ausdruck fanden die ruhmreichen zehntägigen Kämpfe von Gorlice in der märchenhaften Ziffer von 143500 Gefangenen, 100 genommenen Geschützen und 350 Maschinengewehren. Zwei russische Armeen waren vernichtend geschlagen, und ihr Gesamtverlust kann kaum unter 300000 Mann betragen haben. Es war der härteste Schlag, der nach dem Ausspruche Leon Bourgeois' den Dreiverband seit dem Falle Antwerpens getroffen hatte, und Botschafter Iswolski, der die ersten Meldungen aus Westgalizien für törichte Hirngespinste hatte erklären lassen, schloß sich tagelang in seiner Wohnung in Paris ein und war nur für seinen Herzensfreund Delcassé zu sprechen. Die russische Gesamtfront aber war wie betäubt von diesem furchtbaren Schlag, dessen ungeahnte Folgen sich wie eine Lawine fortwälzten, den Siegern in der Befreiung Lembergs einen politischen und militärischen Höhepunkt brachten und erst mit der Einnahme von Brest-Litowsk abschlossen, wodurch der Einbruch des Zarismus nach Mitteleuropa wohl für immer abgewendet erschien. Großes war vollbracht, aber Ungeheures stand noch bevor, denn im großen Rahmen der Ereignisse erscheinen die Tage von Gorlice doch nur als ein besonders glücklicher Auftakt. Als eine großartige und entscheidende Waffentat muß aber diese Bewältigung der russischen Massen durch die geistige Überlegenheit der Strategie auf jeden Fall gewertet werden, imponierend namentlich auch durch die vorbildlich und in der Kriegsgeschichte fast einzig dastehende Zusammenarbeit der Streitkräfte der beiden verbündeten Kaiserreiche. Die Schwäche, die der Verwendung von Koalitionsheeren sonst regelmäßig anhaftet, trat bei diesem gemeinsamen Ringen in keiner Weise zutage, und die beiderseitigen Truppen wetteiferten nur an gewaltiger Stoßkraft und unwiderstehlichem Drang nach vorwärts. Führung und Truppen haben in gleichem Maße zu dem glänzenden Erfolg beigetragen; was diese dabei an Gewaltmärschen und siegreichen Stürmen geleistet haben, das wird späteren Geschlechtern vielleicht einmal sagenhaft erscheinen. Der Brennpunkt der gesamten Kriegslage ist durch die Schlacht von Gorlice für lange hinaus nach Osten verrückt worden, wo die deutschen, österreichischen und ungarischen „Barbaren" in treuer Waffenbrüderschaft ihr Herzblut einsetzen, um die Welt vor der Verelendung durch russische „Kultur" zu bewahren.

Digitized by Google

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Peter Karageorgewitsch.

Mit 1 Abbildung.

Der Urgroßvater des am 29. Juni 1844 geb. Serbenkönigs hörte gleichfalls auf den Namen Peter, aber einen Familiennamen hatte er nicht, denn er war nur ein kleiner Bauer und großer Schweinezüchter in dem kleinen Dörfchen Wisanetzi unweit Kragujewatz. Man weiß von ihm nur, daß er zwei Söhne besaß, die sich der serbischen Freiheitsbewegung gegen die Türken anschlossen. Da der Vater sich nicht dazu entschließen mochte, ihnen von Haus und Hof in den Kampf zu folgen, erschlug ihn der brutalere der beiden Söhne, und dieser Vatermörder hieß Georg, und zwar zum Unterschied von seinen vielen Namensvettern „Kara Georg", d. h. der schwarze Georg. Dieser schwarze Georg war nach serbischen Begriffen ein Freiheitskämpfer, nach unserer Auffassung ein Räuberhauptmann. Außer dem moralischen Schönheitsfehler, daß er als 21jähriger Jüngling seinen Vater erschlagen hatte, haftete ihm weiter noch die recht unerfreuliche Tatsache an, daß er etwas später auch seinen Bruder wegen eines geringen Versehens aufhängen ließ. 1817 wurde der verwegene Bursche endlich selbst ermordet. Dem Charakterbild des Großvaters entsprach das des Vaters, des unfähigen Alexander, der als 11jähriger Knabe schon zu Macht kam, später aber zweimal erst von einem serbischen, dann von einem ungarischen Gerichtshofe zu längeren Kerkerstrafen verurteilt wurde, allerdings nur wegen Anstiftung und Beihilfe zum Mord an dem Vater des nachmaligen Königs Milan von Serbien, denn die Obrenowitsch waren es ja, die den Karageorgewitsch beständig die Herrschaft in Serbien streitig machten. Ob König Peter von Serbien selbst mit Mördern im Bunde gestanden hat, wird erst die Geschichtsforschung aufzuklären haben. Der Gothaische Kalender und Meyers Konversationslexikon lassen diese Fragen einstweilen offen. 1859 mußte der junge Peter mit seinem Vater ins Ausland flüchten, und zwar begaben sich beide nach Frankreich, wo Peter bei der Unbeliebtheit seines Vaters schon damals als Thronprätendent galt, die Kriegsschule in Saint-Cyr besuchte und sich dort wenigstens etwas gesellschaftlichen Schliff und militärische Straffheit aneignete. Außerlich ist es ihm damals ziemlich traurig gegangen, wie ja auch noch sein Großvater zwischen seinen Freiheitskämpfen Viehhändler und einmal sogar längere Zeit Waldhüter auf einem Klostergute in Österreich gewesen war. Schon von dem Kriegsschüler in Saint-Cyr wird uns aber berichtet, daß seine Begabung ebensoviel zu wünschen übrig ließ, wie sein haltloser Charakter. Er hatte nicht das Zeug, aus dem sich tüchtige Offiziere entwickeln, und lebte kümmerlich von Unterstützungsgeldern aus anscheinend recht trüben Quellen. Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, trat er als Freiwilliger bei der französischen Armee ein, hat also schon damals gegen Deutschland gekämpft. Er machte die Kämpfe um Metz mit, wurde leicht an der Hand verwundet und hat dann lange als Gefangener in Trier gesessen. Später beteiligte er sich dann an dem Aufstand in Bosnien, 1875/76, und an den serbischen Kämpfen gegen die Türken, 1877/78, bei welcher Gelegenheit sein Leben oft nur an einem schwachen Faden hing. An persönlichem Mut und draufgängerischer Tapferkeit hat es ihm gewiß nicht gefehlt, wohl aber stets an sittlichem Ernst. Er war nicht aus dem Holze, aus dem man Fürsten und Könige schnitzt. Nach dem Tode seines Vaters ließ er sich in Genf nieder, und es gibt noch viel Augenzeugen, die den damaligen Grafen von Torpola, wie er sich nannte, aus den internationalen Hotels der schönen

König Peter von Serbien.
Nach einer Federzeichnung von M. Zimmerer.

Schweizerstadt kennen und sich lebhaft an den langen, hageren, vorzeitig gealterten Herrn mit den spinnenhaft langen Gliedmaßen und den nervösen Bewegungen erinnern. Seine Gestalt war stets in einen schlotternden schwarzen Gehrock, der nicht gerade bei dem ersten Schneidermeister gearbeitet war, gehüllt, und aus einem verlebten, faltenreichen, nicht besonders sorgfältig rasierten Gesicht mit etwas Vogeltypus blickten zwei stechende schwarze Augen auf den Beschauer. Vom Bezahlen von Rechnungen war Peter schon damals kein großer Freund, und das soll, glaubwürdigen Angaben zufolge, auch noch nach seinem Regierungsantritt der Fall gewesen sein.

Manchmal kam aber doch rätselhafter Besuch zu dem einsamen Manne nach Genf; dann gab es geheimnisvolles Geflüster, Geraune, Getuschel

Digitized by Google

in fremder Sprache, und wenn der Besuch wieder abgereist war, war sogar Geld vorhanden. Im übrigen erfreute sich Peter in Genf keines sonderlichen Ansehens, und ein deutscher Rittergutsbesitzer hätte ihm schwerlich seine Tochter zur Frau gegeben. Der Herr der schwarzen Berge aber tat es aus kluger politischer Berechnung. Indessen ist Peters Gemahlin schon lange vorher gestorben, ehe ihm endlich das langersehnte Glück leuchtete. Treulich aß sie mit ihm das schmale Brot der Verbannung und teilte sein traurig verwartetes Leben. Zu irgendwelcher Tat vermochte sich der Enkel des schwarzen Georg nicht aufzuraffen. Es gibt eben Menschen, die es an persönlicher Tapferkeit nicht fehlen lassen, die aber trotzdem im bürgerlichen und politischen Leben äußerst charakterschwach sind, und zu diesen gehört König Peter. An dieser Charakterschwäche, die ein Familienerbstück zu sein scheint, sind Vater und Großvater zugrunde gegangen, und sie hat auch König Peter nach 12jährigem Aufstieg wieder in den tiefsten Abgrund gestürzt.

Endlich gestalteten sich die Verhältnisse für Peter günstig. Auf Serbiens Thron saß nach der Abdankung des leichtsinnigen und lebenslustigen Königs Milan sein Sohn, der kranke und entartete Alexander, und sein anderer Obrenowitsch lebte mehr. Draga Maschin spielte die Komödie ihrer Schwangerschaft und brachte damit das Faß zum Überlaufen. In Genf wurden eifrig Besuche empfangen, Pläne geschmiedet, Briefe geschrieben, die Zeit war da! Und dann kam das verabredete Telegramm. Schon am Abend des 10. Juni 1903, als Frau Draga Maschin noch in ihrem französischen Roman las, packte Peter seine Koffer. Er hatte nicht viel Gepäck mitzunehmen bei seiner Reise ins Königtum. Die paar Leichen waren rasch verscharrt. Peter hielt Reden, die von Glück und Frieden triefen, und zog, weißhaarig und verbraucht, als König in Belgrad ein. Sein dünnes, graues Haar trug eine Krone, die schmalen Schultern umwallte ein Hermelinmantel. In dieser Aufmachung ritt er auf einem wundervollen Araberschimmel durch die Straßen seiner getreuen Hauptstadt. Böse Zungen behaupten freilich, die Krone sei nur schwach vergoldet gewesen und die „echten" Steine aus Glas, der Königsmantel aus belgischem Kaninchenfell, und man nannte sogar ganz genau die kleine Kürschnerfirma in Wien, die den Prunk hergestellt hatte. Aber echt war jedenfalls der schimmernd weiße Schimmel, und zweifellos echt war die große goldene Ordenskette mit dem Lazarusorden, den nur der jeweilige Beherrscher Serbiens tragen darf. Wenige Tage vorher war ja erst ihr letzter Besitzer Alexander Obrenowitsch ermordet worden. Ob wohl König Peter ein beklemmendes Gefühl empfand, als er das dem Hausschatz des letzten aus dem alten Bojarengeschlecht der Obrenowitsch entnommene Prunkstück anlegte? Bedrückt genug sah er an seinem Ehrentage aus, aber das kam vielleicht nur von der Last der Krone, die er trug. Die Arbeit der Ränke und Verschwörungen hatte ihren Lohn gefunden. Peter war am Ziel.

Aber es war eine armselige Macht, eine getrübte, sorgenvolle Herrlichkeit, und nur zwölf Jahre dauerte seine Herrschaft. Europa scheute zunächst vor diesem blutriefenden Purpur zurück, und der äußerlich so sittenstrenge Eduard von England wollte den neuen Vetter nicht anerkennen. Auch Frankreichs und Rußlands Anerkennung erfolgten nur zögernd und unter demütigenden Bedingungen. Eine Ironie des Schicksals will es, daß jetzt die Soldaten der britischen Majestät, der französischen Republik und des russischen Zaren sich anstrengen, um Peter wieder zu seinem verlorenen Throne zu verhelfen. — Bestiegen hat er den Thron, nachdem er mit so verdächtiger Schnelligkeit und mit reichen Geldmitteln alsbald zur Stelle war, lediglich als willenloser Scherge des russischen Panslawismus, und alleszeit ist er dies geblieben, ein gehorsamer Diener des russischen Gesandten in Belgrad, denn kein Zoll an ihm war ein König. Nur von höchst mittelmäßiger Begabung, unbedeutenden Geistes, immer nur willig im Dienste des Zaren und unter der Fuchtel der Königsmörder von jener grauenvollen Maiennacht des Jahres 1903, hat er nie den Ehrgeiz gehabt, das serbische Volk und Land emporzuheben. Niemals hat Peter auch nur die geringste Anstalt getroffen, sich aus dem Netz zu befreien, in dem er durch die Mörder des unglücklichen Alexanders gehalten wurde; niemals hat er Ansätze zu einer selbständigen Regierung gemacht, und nur als getreuer Knecht des Zaren fühlte er sich wohl und geborgen. Auf ihn fällt ein nicht geringer Teil der Schuld an dem gegenwärtigen ungeheuren Kriege, auf seine armselige Unselbständigkeit, seinen schwachen Willen, seine kindische Freude an einem schäbigen Königsmantel, den er nur von Rußlands Gnaden auf seinen Schultern trug. Jetzt ist ihm dieser Mantel entglitten und schleift im Schmutz der Landstraße. Wo aber sind in der Stunde der Not seine Beschützer geblieben?

Wenn manche Optimisten erwartet hatten, daß der neugebackene König vor allem die feige und hinterlistige Mörderbande in Serbien zur Verantwortung ziehen werde, so sahen sie sich bald genug getäuscht. Im Gegenteil stellte Peter sich in den Dienst der Königsmörder, denen er offenbar verpflichtet war, und tat alles, was sie wollten. Er betrante sie mit den angesehensten Stellungen und Ämtern und ließ sich sogar von ihnen vorschreiben, wen er sich zum Hofmarschall und wen er zu seinem Kabinettssekretär ernennen solle. Alle Einladungen zu Empfängen im Konak, alle Audienzen irgendwelcher Art wurden stets vorher von den Verschworenen begutachtet; von ihnen hing es ab, mit wem der König verkehren, wen er überhaupt sprechen durfte. Als dann unter englischem Einfluß die Verschwörerpartei mit Oberst Maschin an der Spitze schließlich doch vom Hofe verdrängt wurde und die radikale Partei unter Pasitsch die Oberhand gewann, warf sich König Peter dieser ebenso willenlos in die Arme, und von jener Zeit an schreibt sich der ungeheure Einfluß Pasitschs her, der bei dem Volk mit vollem Recht der ungekrönte König von Serbien hieß. Die Abhängigkeit des Königs von den Radikalen ging soweit, daß er niemand empfing, der diesen nicht genehm war, und daß er sogar Ukase unterschrieb, ohne sie überhaupt zu lesen. Bissig, aber nicht unrichtig schlug deshalb ein serbisches Blatt vor, man solle doch lieber einen Hamal (Lastträger) auf den Thron setzen, denn der würde das Unterschreiben, falls er überhaupt schreiben könne, billiger besorgen als König Peter, der das Land jährlich viele Millionen koste.

Digitized by Google

Eines nämlich verstand Peter bei alledem doch recht gut: er ließ sich seine Charakterlosigkeit und Willensschwäche von den Radikalen glänzend bezahlen, denn er verfügt über eine gehörige Portion Bauernschlauheit, die ihn in jeder Lebenslage seinen persönlichen Vorteil finden läßt. So setzte er es durch, daß seine Tochter Helene bei ihrer Vermählung mit einem russischen Großfürsten aus dem Staatsschatz eine Mitgift von einer Million Franken erhielt — ein in Serbien ganz unerhörter Vorgang. Statt aber dafür, wie es ausgemacht war, der Braut neue Möbel zu kaufen, hängte er ihr seine alten auf und strich selbst die Million schmunzelnd ein. Seine sämtlichen Reisen, die fast ausschließlich Vergnügungsreisen waren, ließ er sich aus dem Staatssäckel bar bezahlen, und als eine erste Reise zum Präsidenten der französischen Republik wegen des großen Unglücks auf dem Pariser Flugfelde im letzten Augenblick abgesagt werden mußte, ließ er sich das Reisegeld sogar zweimal anweisen. So unfähig er zum Regieren war, war er doch ein guter Geschäftsmann, und so willig er auf seine Herrscherrechte verzichtete, so gut verstand er es doch, überall ein reichliches Profitchen herauszuschlagen. Sogar bei Übertragung der Regentschaft an seinen Sohn Alexander wußte er es gegen alle Verfassungsrechte so zu bewirken, daß ihm selbst die königliche Zivilliste verblieb und Alexander sich auf die kronprinzliche Apanage beschränken mußte. So hat er sich allmählich zu einem richtigen alten Geizkragen entwickelt, was sein Charakterbild für uns auch nicht gerade sympathischer macht.

Die trostlosen politischen Zustände im Lande, das unverantwortliche Treiben der Narodna Ochrana, die furchtbare Hetze der großserbischen Presse gegen Österreich-Ungarn, endlich die traurigen Ereignisse, die zum Bruch mit der habsburgischen Monarchie führten, fanden keinerlei Widerstand bei dem König, der berufen gewesen war, diesem wahnsinnigen Treiben ein Ende zu machen und das Land vor einem neuen Krieg zu bewahren. Peters Charakterschwäche und Jchsucht waren größer als seine Vaterlandsliebe, und indem er alles gut hieß, was in seinem Namen geschah, hat er einen großen Teil der Schuld an dem unsäglichen Elend Serbiens und seines Volkes Verfall auf sich geladen. Jn König Peters nächster Umgebung weilten, von Gnadenbezeugungen überhäuft, die Führer der Narodna Ochrana, von denen die Mörder von Sarajewo und ähnliche Helden Unterstützungen und Waffen empfingen. Freilich war Peter, der seine Krone selbst Mördern verdankte, von allem Anfang an in seinen Handlungen gebunden, schon am dem Tage, als er nach der Bluthochzeit, die dem letzten Obrenowitsch Thron und Leben kostete, triumphierend in Belgrad einzog und öffentlich gelobte, „für das heilige Kreuz und Serbiens teure Freiheit" leben und sterben zu wollen. Damals hat er auch das Wort gesprochen: „Jch überlasse es der Geschichte, jeden nach seinen Taten zu richten." Die Geschichte hat nunmehr über ihn selbst geurteilt und sich an ihm gerächt, der ihren Namen mißbrauchte. Unter seiner Regierung wurde seine zweite Residenzstadt Nisch zu der „Hochburg von Treulosigkeit und Lüge", als die sie der Bulgarenzar treffend bezeichnete, und der ehemalige Minister Wladan konnte der Geschichte seines Vaterlandes die Aufschrift geben: „Meineid auf Schritt und Tritt." So ist die Krone, nach der Peter so heiß gestrebt hatte, ihm zu einer Dornenkrone geworden, und oft mag er sich nach Genf zurückgesehnt, mag er in seinem unheimlichen Konak von der Rousseauinsel geträumt haben, so wie er auf der Rousseauinsel dereinst vom Belgrader Konak geträumt hatte. Die zwölf Jahre seiner Regierung waren voll schwerer Sorgen, und schon äußerlich konnte man dies von seinem ängstlichen, verschlagenen Raubvogelgesicht ablesen. Gichtgequält suchte er in den armseligen serbischen Bädern Linderung seiner Schmerzen, und am liebsten weilte er in dem einsamen Topola, wo in gleißendem Marmor das Erbbegräbnis seiner Familie emporragt. So gern er persönlich Ruhe gehabt hätte, taumelte er doch aus einem Krieg in den andern, immer von unliebsamen Erinnerungen, bösem Gewissen und der Furcht vor dem Zusammenbruch gepeinigt. Jn Serbien liebte man ihn nicht, und die häßlichen Szenen zwischen ihm und seinem ältesten Sohne, dem Kronprinzen Georg, haben ihm beim Volk vollends alle Achtung geraubt. Man erzählt sich auch, daß der Zimmerbrand im Konak zu Nisch im September 1915, der in unmittelbarer Nähe des königlichen Schlafzimmers ausbrach, kein bloßer Zufall gewesen sei.

Nur in einer Beziehung hat sich Peter um sein Vaterland verdient gemacht, indem er nämlich, soweit es seine Tatenunlust zuließ, für die Weiterentwicklung des Heeres besorgt war, und da das Material zu diesem Heer ein vortreffliches war, hat es sich stets tapfer geschlagen und auch die Achtung des Gegners sich erzwungen. Deshalb hoffte Peter, — und es kamen wirklich noch Tage des Glanzes. Sein Sohn Alexander siegte mühelos bei Kumanowo, die überfallene Türkei wurde geschlagen, das geschwächte Bulgarien um seinen Siegespreis geprellt, Mazedonien wurde serbisch. Das war viel. Für den großserbischen Ehrgeiz aber noch immer zu wenig.

Der wollte auch Albanien, Bosnien, die Herzegowina, ja sogar Südungarn, und der alte König ließ sich verleiten und griff mit blutbefudelter Hand wie vorher nach Bulgarien, so auch alsbald nach Österreichs südslawischem Besitz. Diesem Zwecke sollte der Mord von Sarajewo dienen. Mordbuben vom Schlag der Princip und Gabrinowitsch sind der Mittelpunkt des neuesten Heldenepos der Serben. Es ist leider schon halb vergessen, daß das gleiche Schicksal wie dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand auch dem ehrwürdigen Greis auf dem Throne der Habsburger zugedacht war, daß vorher schon fünfmal Revolver und Dynamit an dem höchsten Beamten der südserbischen Länder Österreich-Ungarns sich versuchten, daß unter König Peters Augen die Arsenale in Kragujewatz zu Werkstätten des Meuchelmordes wurden. Es war ein großes Spiel, bei dem Peter lange Zeit alle Trümpfe in der Hand hatte, und es wurde doch verspielt und kostete die Krone. Wir wollen zu Peters Ehre annehmen, daß er sein Serbien liebte, und so mag es ihm am bittersten sein, daß er sein Vaterland in sein Unglück verstrickte, daß in vier blutigen Feldzügen die ganze Jugendkraft des Landes verströmte, Grabhügel und Leichenberge überall sich auftürmten. Vor den Zwiebelkuppeln des Domes von

Digitized by Google

Topola stehen jetzt österreichische und deutsche Soldaten und bewachen die toten Karageorgewitschs, während die Lebenden jenseits der Grenze umherirren und landfremd und flüchtig wiederum das bittere Brot der Verbannung essen. Als es mit Serbien zu Ende ging, da raffte sich der Serbenkönig noch einmal aus seiner Erstarrung auf und stieg selbst zu seinen Truppen in die Schützengräben. Mit zitternden Greisenhänden schoß er auf die verhaßten Feinde, oder man sah ihn zu Pferd steigen und, von zwei Soldaten gestützt, die Reihen seiner Krieger entlang reiten. Ein serbischer Walter Scott wird vielleicht später diese letzten Kämpfe und die traurige abenteuerliche Flucht des alten Königs schildern.

Er ist nicht auf dem Amselfeld gefallen, der alte Soldatenkönig mit dem vertrockneten Zigeunergesicht, den wirren weißen Haarsträhnen und dem herabhängenden Schnurrbart. Er hat vergeblich den Tod in den Schützengräben gesucht. Der Tod wollte ihn nicht haben, er gönnte diesem verfehlten Dasein nicht einen versöhnenden Abschluß, indem er es mit einem letzten Hauch von Heldentum umwob. Nein, mit blutigen Händen klammerte sich Peter bis zum letzten Augenblick an seine Krone, statt das einzige Mittel zur Rettung seines Volkes zu ergreifen und mit dem Sieger Frieden zu schließen. So verbluteten die letzten Serben, und Peter war bald nicht mehr Kriegsherr und König, sondern nur noch ein Flüchtiger unter Flüchtigen, ein Lästiger mitten im Troß. Wie ein Wahnsinniger irrte er, geistig und körperlich gebrochen, von bittern Enttäuschungen gequält, auf dem Bahnhof von Kragujewatz herum, sah seinen Hofzug zum letztenmal und brach in Tränen aus, als auch hier die Hilfthörner der jagenden Bulgaren erschollen. Weiter trieb es ihn gen Südwesten in den letzten Bruchteil serbischen Gebiets. Er machte nur noch den Eindruck eines Geisteskranken. Anfangs noch in einem Auto stehend, seine Orden und seine Krone mitschleppend, war er bald auch der letzten Hilfsmittel entblößt und nur noch auf ein halbverhungertes Maultier oder auf die eigenen, gichtkranken Füße angewiesen. Bei den Arnauten mußte er seine Zuflucht suchen, die ihn hassen wie die Pest. So nahm sein Königtum ein klägliches Ende. Die Alten seiner Regierung sind überall im Rote der grundlosen serbischen Wege verstreut, oder neugierige Journalisten durchwühlen sie in dem verlassenen Belgrader Konak. Einige leichtgezimmerte Kisten sind auf der kopflosen Flucht heruntergefallen und haben die strengst gehüteten Geheimnisse seiner Regierung preisgegeben. Sollte überhaupt noch ein Serbien aus dem Wirbel hervorgehen, sein König wird ganz gewiß nicht Peter Karageorgewitsch heißen. Seine Herrlichkeit endete ohne den Abglanz tragischer Größe, und so sehr die Welt sonst geneigt ist, unglücklichen Fürsten Mitgefühl entgegenzubringen, bei diesem schwarzen Peter versagt das Mitleid.

Ein begabtes, tapferes Volk ist zerschmettert worden. Nie war eine Strafe gerechter und verdienter, und doch faßt uns ein Schauer an wegen der Vollkommenheit der Vergeltung, wegen der Unerbittlichkeit des Strafgerichts; keines Volkes Geschichte ist so angefüllt mit Aufständen, Verschwörungen, Überhebungen und Gewalttaten, nirgends strömte das Blut so reichlich, war der Mord so zu Hause. Sie haben gelauert, gezündet, die Brandfackel an Europa gelegt — nun müssen sie büßen. Noch kein Serbenherrscher hat glücklich geendet, nicht der begabte, leichtfertige Milan, nicht dessen Oheim Miloſch, nicht der große Obrenowitsch, den sie abschlachteten, nicht der ermordete Karageorgewitsch, der Großvater unseres Peter, der jetzt landflüchtig umherirrt und nicht mehr serbischen Boden unter den gichtkranken Füßen fühlt. Sein Leben ist ihm, seinem Volk, ja der ganzen Welt zum Fluch geworden, und er, der über Leichen einzog, sieht jetzt überall Leichen, sein ganzes Land verröchelt, verblutet, zerstampft, zertreten. Die Strafe ist vollzogen, und sie war hart und grausam, aber kein Mitleid mag sich rühren mit diesem Mann, der durch ein Leben von Verbrechen ging.

K. F.

Belgrad.

Digitized by Google

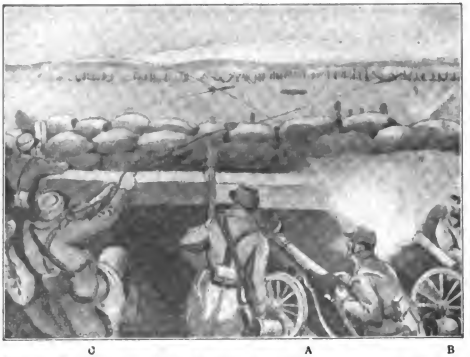
Die Mittel des Krieges.

Neue Mittel zur Zerstörung von Drahthindernissen.

Von Hanns Günther. Mit 3 Abbildungen.

Die lange Dauer des Krieges bringt es mit sich, daß man fast alle Berichte kriegstechnischen Inhalts von Zeit zu Zeit ergänzen muß, weil immer wieder neue Erfindungen gemacht oder neue Anwendungen bekannter Hilfsmittel gefunden werden. Ein Schulbeispiel für den letzteren Fall bilden die beiden Neuerungen, die wir hier besprechen wollen: Zwei neue Mittel zum Zerstören von Drahthindernissen. Die Betrachtung, die wir diesem Gebiet des Stellungs- und Festungskriegs in einem Heft des vorigen Jahrgangs widmeten, zählte vier Verfahren zur Beseitigung solcher Hindernisse auf: das Überbrücken, das Umreißen, Zerschneiden und das Sprengen. Gemeinsam ist allen vier Methoden, daß sie nur dann angewendet werden können, wenn es dem Angreifer gelingt, sich unbemerkt bis dicht an das Hindernis heranzuarbeiten. Das aber ist heutzutage, wo dem Verteidiger selbst des kleinsten Postens Leuchtraketen und Leuchtkugeln zur Verfügung stehen, auch im Dunkel der Nacht eine so schwierige, gefahrvolle Aufgabe, daß ihre Lösung in der Regel nur beim Zusammentreffen mehrerer günstiger Umstände (unsichtiges Wetter, Unaufmerksamkeit der feindlichen Posten, für den Verteidiger ungünstige Geländeverhältnisse usw.) ohne schwere Verluste gelingt. Diese Sachlage bildet den Ausgangspunkt für die beiden Erfindungen, um die es sich hier handelt. Sie sollen beide die Zerstörung von Drahthindernissen aus der Ferne ermöglichen, und so die Opferung gerade der tapfersten Leute zur Erreichung dieses Zieles unnötig machen.

Aus den beigefügten Abbildungen geht das Wesen der beiden Neuerungen klar hervor. Bei der ersten, die französischen Ursprungs ist, haben wir es mit einer Verbesserung des Umreißverfahrens zu tun, die man auch als Anwendung des Harpunenschusses auf die Verhältnisse des Schützengrabenkriegs bezeichnen könnte. Das Verfahren beruht nämlich darauf, daß ein an einem Drahtseil befestigter, mit vier starken Widerhaken versehener Eisenstab, den man mit Fug und Recht als eine ihrem neuen Zweck angepaßte Harpune betrachten kann, durch eine kleine Grabenkanone von der eigenen Stellung aus in das Drahtgewirr des feindlichen Hindernisses geschleudert, hier durch vorsichtigen Zug verankert und dann von mehreren Leuten mit Hilfe des Drahtseils wieder zurückgezogen wird. Das die „Harpune" schleudernde Geschütz ist ein nach Art der Minenwerfer gebauter einfacher Vorderlader, in den die Harpune mit dem glatten Ende voran hineingeschoben wird, so daß die Widerhaken aus der Mündung herausschauen. In der Mitte des Hakenkranzes greift das auf eine sich leicht drehende, neben dem Geschütze stehende Trommel aufgewickelte Drahtseil an, dessen



C A B

Abb. 1. Ein neues französisches Verfahren zur Zerstörung von Drahthindernissen. Aus einer Grabenkanone wird eine Art Harpune, an einem Drahtseil hängender, mit Widerhaken besetzter Eisenschaft in das Hindernis geschleudert. Durch ruckweises Zurückziehen werden die Pfähle mit den Drähten aus dem Boden gerissen.

Länge der Breite des zu überschießenden Raumes angepaßt wird. Teil A von Abb. 1 läßt diese Verhältnisse gut erkennen. Teil B zeigt uns die durch das sich abhaspelnde Drahtseil bezeichnete Flugbahn der „Harpune". Selbstverständlich muß die Ladung so schwach bemessen werden, daß das Drahtseil dem Zuge des „Geschosses" bequem folgen kann. Zu starke Ladung würde ein Abreißen bewirken. Bildteil C verdeutlicht das Zurückziehen der im feindlichen Hindernis liegenden Harpune. Durch ruckweises Anziehen werden die Pfähle allmählich gelockert und schließlich aus dem Boden herausgerissen. Weiteres ruckweises Ziehen zerreißt die Drähte selbst, so daß am Ende eine Gasse entsteht, die durch Wiederholung des Vorgangs in den benachbarten Teilen des Hindernisses nach und nach auf das erforderliche Maß verbreitert wird.

Bei dem zweiten Verfahren, das Abb. 3 veranschaulicht, haben wir es mit einer Wiedererweckung des alten Kettenschusses zu tun, der in der Zeit der Vollgeschosse, bis tief ins 19. Jahrhundert

Digitized by Google

hinein, ein besonders im Seekrieg sehr beliebtes Kampfmittel war. Beim Kettenschuß wurde das Geschütz mit zwei schweren, durch eine starke Kette verbundenen Kugeln geladen, die sich im Fluge spreizten, die Kette spannten und so einhergefegt kamen. Als Ziel nahm man dabei vor allem die wenig widerstandsfähige Takelage der Schiffe. Aus zeitgenössischen Berichten läßt sich schließen, daß die Geschoß ist mit einem Zeitzünder versehen, der so eingestellt wird, daß die Bodenladung sich dicht vor dem Hindernis entzündet. Dadurch wird die Füllung mit großer Wucht gegen das Hindernis geschleudert, wobei die sich spreizende, einen ziemlich breiten Raum bestreichende Kette die Drähte zerreißt, während die „Kugeln" die Pfähle zertrümmern.

Abb. 2. Kettengeschoß zur Zerstörung von Drahthindernissen.

Abb 3. Wirkung des Kettengeschosses auf das Drahthindernis

ungerichtete Verwüstung oft furchtbar war. Diesen Kettenschuß nun will ein amerikanischer Erfinder in moderner Aufmachung zur Zerstörung von Drahthindernissen benutzen, ein theoretisch sicher nicht unübler Gedanke. Das dazu verwendete Geschoß sehen wir in Abb. 2. Es handelt sich um eine unsern Schrapnells ähnliche Konstruktion, deren Hohlraum indessen keine Bleifugeln, sondern zwei schwere, kegelförmige, an den Spitzen durch eine Stahlkette verbundene Stahlstücke enthält. Das

Es mag erwähnt sein, daß es auch deutsche Patente gibt, die sich auf Spezialgeschosse zur Zerstörung von Drahthindernissen beziehen. Ob davon Gebrauch gemacht wird, ist in der Öffentlichkeit nicht bekannt. Viele Verfahren nehmen sich auf dem Papier sehr wirksam aus, während sie praktisch unbrauchbar sind. Wie es sich in dieser Hinsicht mit den besprochenen Neuerungen verhält, muß vorderhand dahingestellt bleiben.

Der Stahlhelm der Franzosen und seine keltischen Vorläufer.

Von **Professor Kaiser.** Mit 1 Abbildung.

Der Stahlhelm der Franzosen ist keine neue Erfindung, sondern er hat seine Vorbilder bereits in den keltischen Helmen, die wir aus den prächtigen Funden in der Champagne kennen. Nach Diodor von Sizilien rüsteten sich die Gallier mit Metallhelmen, die mit hohen Ornamenten versehen waren. Einige von den Helmen zeigen Hörner und Vögel als Schmuck; so sieht man auf einem Relief im Vatikanischen Museum unter den gallischen Waffen einen Helm mit Hörnern, dazu mit Nägeln geschmückt, wie sie die alten Kelten mit rotem Email zu bekleiden pflegten. Behörnt sind auch die Helme auf dem silbernen Kessel von Gundestrup in Jütland. Die behörnten Helme vom Grabmal der Julier zu St. Remy (Bouches-du-Rhône) und auf dem Triumphbogen zu Orange sind überragt von einem Sonnenrad; dieses Sonnenrad findet sich später auf den Kriegsfahnen der Kelten, und zwar beschreibt Valerius Flaccus in seinen Argonauten die Rüstung einer Skythischen Tribus und erwähnt dabei ihre Schlachtenzeichen in Form von Rädern und Wildschweinen (sanglier). Der gehörnte Helm erscheint auch schon bei den Assyriern, Babyloniern und Sarden, in Griechenland in der Mykenischen Periode, er ist in Gebrauch bei den italischen Stämmen, von denen die Gallier ihre Form entlehnt haben, und zwar sind in Italien konische (kegelförmige) Helme vorhanden, überragt von zwei Hörnern, wobei das Sonnenrad oft nur ganz intim angedeutet ist.

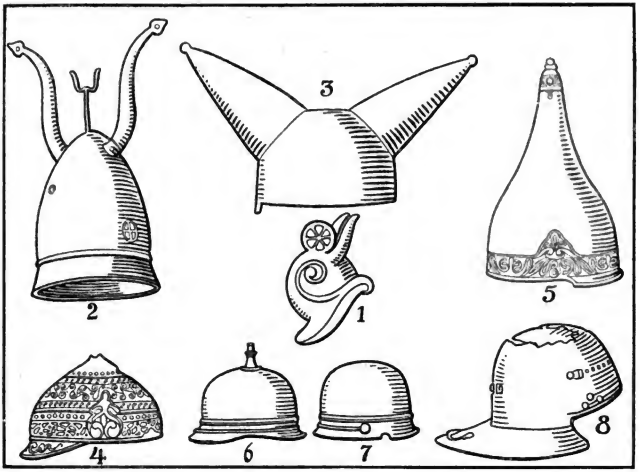
Im Norden der Alpen kennt man als berühmtesten Fund den gehörnten Helm, den man 1868 an der Waterloobrücke in London aus der Themse hob; er besteht aus mehreren Blättern von gehämmerter Bronze, durch Rippen verbunden; dies ist die alte Technik der Bronzezeit. Die halbkugel-

Digitized by Google

förmige Kalotte hat keinen Knauf, keine Backenlappen, wohl aber ist sie überragt von zwei dicken, weit auseinanderstrebenden Hörnern.

In der frühesten La-Tène-Zeit waren die Helme noch nicht durch die Masse der keltischen Krieger adoptiert; auf alten Abbildungen ziehen sie mit bloßem Haupte in den Kampf, so auf dem berühmten Hallstattschwert. Wohl aber wissen wir von den Senonen, daß sie meist den Helm seiner Grundlinie zeigt er verschiedene Palmetten-Muster; man fand ihn 1872 in der Grabstätte eines Häuptlings, den man mit seinem Kriegswagen (char) beigesetzt hatte.

In der späteren La-Tène-Zeit fällt dann der hohe Aufbau weg, es fehlt später sogar der Knauf, der Helm wird flacher, und der ursprüngliche Stirn- und Nackenschirm formt sich zur Krempe rund um den Helmrand, wie es der Eisenhelm von



Die keltischen Ahnen des französischen Stahlhelms.

1. Gallischer Helm mit Hörnern und Sonnenrad vom Triumphbogen zu Orange. 2. Italisch-griechischer Bronzehelm mit Sonnenrad von Canossa. 3 Bronzehelm aus der Themse Waterloo-Brücke in London. 4. Helm von Amfreville (Eure). 5. Bronzehelm von Berru bei Reims. 6. Gallischer Eisenhelm mit Knauf, Stirn- und Nackenschirm. Hermitage bei Agen. 7. Gallischer Eisenhelm mit Krempe und keltischem Email-Knopf. Alise-Sainte-Reine. 8. Römischer Bronzehelm aus dem Rhein bei Mülheim. Provinzial-Museum zu Bonn.

trugen. Der Dichter Silius Italicus erwähnt die Helme der Senonen (galiae Senonum), die im Tempel von Rom aufbewahrt wurden, wo man die Gesandten von Sagunt empfing. Zuerst trugen nur die Häuptlinge der Kelten den Helm als besondere Auszeichnung; die Glocke dieser Helme trägt auf ihrer Spitze einen Knauf oder Knopf; zu dieser Art gehören die Casquen (Helme), die man in Amfreville und in Berru bei Reims fand. Das herrliche Exemplar von Amfreville (Eure), mit Goldplatten mit emaillierten Teilen, ist das luxuriöseste Stück unter den gallischen Waffen. Der Bronzehelm von Berru ist weniger reich, aber an Alise-Sainte-Reine zeigt. Damit ist das Urbild des heutigen Stahlhelmes der Franzosen gegeben. Ob in Eisen oder Bronze, das Metall ist fast immer dünn mit dem Hammer gearbeitet, man mußte daher den Helm durch eine starke Lederein lage füttern, und auch in dieser Hinsicht folgen die Franzosen dem keltischen Vorbild, indem sie durch das bekannte graue Futterpolster verminderten Druck und besseren Sitz des Helmes anstreben. Originell ist an diesem etwas gedrückt erscheinenden Stahlhelm die blaue Farbe, womit er dem Horizont sich anpaßt, wie die deutsche Uniform durch ihre feldgraue Färbung.

Digitized by Google

Vermischtes.

Woher stammen die Rumänen? Bevor Rumänien seinen Treubruch an den Mittelmächten offiziell vollzog, konnte man namentlich in italienischen Blättern allenthalben Hinweise auf die „romanische Schwesternation an der Donau" lesen. Auch die Rumänen selbst lieben es, sich als die Nachkommen der einst an der Donau hinter den Wällen des Trajan seßhaft gewesenen Römer zu bezeichnen. Daß es jedoch mit dieser römischen Abstammung eitel Wind ist, hat die volksgeschichtliche Forschung schon längst bewiesen. Übrigens war gerade bei den Rumänen der Nachweis ihrer Herkunft nicht gerade leicht, das mag schon der Umstand bestätigen, daß diese Frage die Wissenschaft bereits im 18. Jahrhundert beschäftigt hat. Man weiß aber nun heute aus eingehenden Untersuchungen genau, daß die Rumänen der Gegenwart keineswegs die Nachkommen der einst im Karpathenlande und in der Walachei wohnhaften Dakoromanen sind. Die Urheimat der heutigen Rumänen ist vielmehr das alte Illyrikum, also das Gebiet des heutigen Mazedonien. Von dort aus sind die Rumänen allmählich nordwärts gewandert und schließlich im Gebiet der unteren Donau und der Moldau, in Siebenbürgen und den Karpathen sitzen geblieben, nachdem schon längst kein römischer Legionär mehr weder die stolze Utpia Trajana, noch die römische Kolonie Apulum (jetzt Weißenburg, Karlsburg) noch gar das goldreiche römische Ampelum bewohnte. Wie man dies beweist? Die Herrschaft der Römer einerseits in den in Frage kommenden Gebieten (damals Dazien genannt) dauerte nur etwa 150 Jahre und wenig über die Zeit der Völkerwanderung hinaus. Andererseits weist die Sprache der Rumänen nach dem Süden und führt mit Sicherheit in das 8. Jahrhundert. Drittens endlich ist festgestellt, daß sie nördlich der Donau überhaupt erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts auftraten und die heutige Walachei und deren umliegende Gebiete zu erfüllen begannen. Sie waren Hirten, ruhelos nach Weiden für ihre Herden suchende Nomaden, die nicht nur den ganzen Balkan durchstreiften, sondern auch über Donau, Walachei und Moldau, Siebenbürgen und Karpathen hinaus bis nach Galizien, Oberungarn und Mähren kamen. Daß hierbei ihr Volkstum und ihre Sprache Einbrüche und Umbildungen erfuhren, ist nicht weiter verwunderlich. Trotzdem blieb es im Kern doch illyrisch-mazedonisch und es ist somit durchweg unrichtig, die Rumänen als direkte Nachkommen der Kolonisten und Legionäre des Kaisers Trajan zu bezeichnen. Sie sind auf Grund der Ergebnisse der Sprach- und Geschichtsforschung weder dies noch romanisierte Dazier, und ihre beliebte Phrase: „Römer sind wir, die Nachkommen der trajanischen Legionen, die Erben Daziens!" entbehrt jeglicher tatsächlichen Begründung. -z-

Der Seismograph im Dienste des Heeres. Gleich die ersten großen Schlachten des Weltkriegs ergaben die überraschende Tatsache, daß das überaus heftige Artilleriefeuer auf den Erdboden eine ähnlich erschütternde Wirkung ausübt, wie unterirdische vulkanische Vorgänge, also wie Erdbeben, und daß dieses „Zittern" des Bodens sogar auf große Entfernungen hin von den Seismographen registriert wird. Diese Beobachtungen legten den Gedanken nahe, sich des Erdbebenmessers zur Erkundung der feindlichen Artilleriestellungen zu bedienen. Die Versuche, die man zuerst an der Ijonzofront veranstaltete und für die die außerordentlich heftigen Artillerieduelle mit Trommelfeuer auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen ein sehr günstiges Feld abgaben, übertrafen die gehegten Erwartungen noch insofern, als sich aus den Aufzeichnungen des feinfühligen Apparates mit Sicherheit nicht nur Zahl und Stellungen der feindlichen Geschütze, sondern aus den größeren oder kleineren Schwankungen der Nadel auch das Kaliber ermitteln ließ, sowie die Zeiträume, innerhalb deren die einzelnen Schüsse abgegeben wurden. Es liegt auf der Hand, daß der Seismograph berufen ist, im Aufklärungsdienst künftig eine bedeutende Rolle zu spielen. Jedenfalls kann er durch seine Feststellungen und Aufzeichnungen der eigenen Feuerleitung außerordentliche Dienste leisten.

England als Friedensengel. Es gibt kein Volk auf der ganzen Welt, bei dem Worte und Taten so im Widerspruch zueinander stehen, wie bei den Engländern. Das erstreckt sich aber durchaus nicht etwa nur auf die Regierenden des Inselvolks, auch in den Kreisen der Unverantwortlichen ist die gleiche Erscheinung festzustellen. Eine der größten Heucheleien, die man sich in England zuschulden kommen läßt und die doch durch die unleugbaren Tatsachen der Weltgeschichte jederzeit an den Pranger gestellt werden kann, ist das Wort von der englischen Friedensliebe. Dem stellt sich würdig das andere zur Seite, in dem sich England immer wieder als den Freund der Schwachen — und den „Beschützer der kleinen Völker" hinstellt. In welcher Weise sich England als „Friedensengel" betätigt, geht am besten daraus hervor, daß es nach der Zusammenstellung einer holländischen Wochenschrift in den letzten 78 Jahren nicht weniger als 41 Kriege und militärische Unternehmungen durchgeführt hat, die sich wie folgt verteilen:

Gegen Afghanistan 1838, 1840, 1878;
„ China 1841, 1848, 1856, 1860;
„ die Sikhs 1845, 1848;
„ die Kaffern 1845, 1851, 1877;
„ Birma 1850, 1852, 1885;
„ Persien 1852;
„ Ägypten 1852;
„ Rußland 1854;
„ Englisch-Indien 1857, 1860, 1863, 1864, 1868, 1869, 1890, 1895, 1897;
„ die Aschantis 1864, 1873, 1896;
„ Abessinien 1867;
„ die Zulus 1878;
„ die Basutos 1879;
„ Südafrika 1881, 1899;
„ Sansibar 1890;
„ Sudan 1894, 1896, 1899;
„ die Matabelen 1894;
„ Deutschland 1914—1916.

Es ist recht interessant, an Hand dieser Liste festzustellen, welche geschäftlichen Erfolge die Engländer aus diesen Kriegen gezogen haben. Man würde wohl kaum daran denken, heute solche Betrachtungen und Untersuchungen anzustellen, wenn

Digitized by Google

man nicht drüben überm Kanal selber immer wieder die Veranlassung dazu gäbe. So hat beispielsweise im Laufe dieses Krieges einer der „begabtesten und vorzüglichsten" englischen Journalisten namens J. L. Garwin in London gelegentlich eines Vortrags das Wort gesprochen: „Großbritannien muß Deutschland einsehen lehren, daß Kriegführen in Wahrheit keinen Vorteil bringen kann." Gibt es wohl eine größere Heuchelei? — Aber freilich in den Augen der Neutralen macht es sich ganz vorzüglich, sich als den Friedenshüter hinzustellen und seine wölfische Habgier hinter einem dicken Schafspelz zu verbergen. -z-

Gefangenenbehandlung in Frankreich. Trotz aller internationalen Abmachungen und trotz der wiederholten Kontrolle durch Neutrale ist es festverkäufen, die er mit der französischen Behörde abschließe, zu erzählen, und daß er dabei sehr viel verdienen würde, usw.; das waren lauter Dinge, die uns nicht im mindesten interessierten. Hätte uns der Kerl doch etwas reichlicher zu essen, oder wenigstens einmal ein Stückchen Brot gegeben! Dafür hätten wir viel mehr Verständnis gehabt, als für seine albernen Renommistereien. Er gab uns aber nicht mehr, allerdings auch nicht weniger, als wir als Maurer und Fabrikarbeiter auch bekommen hatten, nämlich 450—500 g Brot, statt den uns zustehenden 600 g, dann die übliche Kaffeebrühe, mittags die obligate Wassersuppe mit darin herumschwimmenden Kartoffelscheibchen und etwas Gemüse und am Abend bekamen wir in Wasser aufgekochten Reis, den er mit einigen Erbsen mischen ließ, um uns seine besondere Wohlge-

Feldgraue Marine in den flandrischen Dünen bei einer Übung mit Gasmasken.

stehende Tatsache, daß die Kriegsgefangenen der Mittelmächte im Gegensatz zu denen bei uns nicht so behandelt und verpflegt werden, wie es eigentlich sein müßte, auch in dem auf seine Gesittung und Kultur so stolzen Frankreich nicht. Dies wird durch mancherlei Berichte aus französischen Gefangenenlagern bewiesen, die dem in solchen Dingen unerbittlichen Zensor entgangen sind, oder durch Ausjagen, die entflohene oder in die Heimat entlassene Gefangene geben. So berichtete u. a. ein aus der französischen Gefangenschaft entflohener deutscher Soldat folgendes: „Als wir im Juni 1916 in das Departement Nièvre zu einem Großbauern kamen — bis dahin waren wir als Handlanger bei dem Bau von Munitionsfabriken und nach deren Fertigstellung als Arbeiter in ihnen beschäftigt, um an der Herstellung der Munition mitzuhelfen, die gegen unsere eigenen Kameraden verwendet wurde —, da glaubten wir nun, obwohl die Schweizer Grenze nach unserer Meinung etwa 350 km entfernt war, eine günstigere Gelegenheit nicht mehr finden zu können und beschlossen, an einem der nächsten Tage auszurücken. Der Bauer wußte uns viel von seinen Viehwogenheit zu bereiten. Fand der Bauer, daß wir besonders fleißig waren — er fand das aber nur selten —, dann ließ er uns nachmittags ein kleines Stückchen trockenen Käse verabreichen, aber beileibe kein Stückchen Brot. Als Schlafsaal stellte er uns seine Scheuer zur Verfügung, die auf einen Schafstall aufgebaut war; dieser diente uns als Speisesaal . . ."

Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Am 1. August 1914, also gerade, als England die Würfel fallen ließ, schrieben die „Daily News": „Ein Verharren der britischen Regierung an der Neutralität bedeutet für die gesamte Menschheit den größten Segen, ihr Eintritt in den Krieg den größten Fluch seit Menschengedenken." An diese Prophezeiung, die im Hinblick auf die am 9. Nov. 1916 von Reichskanzler Bethmann Hollweg gegebenen Mitteilungen über Englands Entschlossensein zum Kriege schon lange vor dessen Ausbruch doch recht bemerkenswert erscheint, erinnert in einer seiner Oktobernummern von 1916 der „John Bull". Für die englische Auffassung vom Kriege ist es jedenfalls bezeichnend, wenn dieses schlimmste

Digitized by Google

unter den englischen Hetzblättern sich dabei die sarkastische Anspielung auf den schwindenden Einfluß der „Daily News" leisten kann: „Kein Wunder, daß das Volk für solche Propheten dankt."

Ein paar Kriegszahlen. Der Krieg hat dazu geführt, den Zahlen einen ganz besonderen Wert zu geben und dazu auch alles ins riesenhafte zu steigern. Die Milliarde, die einstmals ein geheimnisvolles Etwas war, ist heute zum volkstümlichen Begriff geworden. Es brauchen aber nicht immer gerade Milliarden zu sein, auch kleinere Zahlen vermögen oft schon eine Ansehnlichkeit darzustellen, vor der man Respekt haben kann. Oder ist es nicht ein respektabler Erfolg, wenn unser erstes Handels-Unterseeboot „Deutschland" nicht nur den Engländern und ihrer famosen Aushungerungsblockade eine lange Nase dreht und gleichzeitig rufen, daß man darüber bisweilen nicht nur vergaß, daß es ja die verhaßten Deutschen sind, die der Welt dieses neue Geschenk der Handels-Unterseeboote gemacht haben, sondern sogar auch sofort ernstlich daran dachte, ebenfalls derartige Boote zu bauen und es den Deutschen nachzumachen. Also wieder ein Sieg des „Made in Germany"! Das läßt nun daran erinnern, wie überhaupt der Plan des Tauchboot-Frachtverkehrs urdeutschen Ursprungs ist und schon vor etlichen Jahrzehnten einmal von einem Mann ins Auge gefaßt wurde. Dieser Mann war der Erfinder des ersten deutschen Unterseebootes, Wilhelm Bauer. In einem Briefe, den er vor nunmehr rund 50 Jahren schrieb, bedauert er die geringe Einsicht, die man damals gegenüber seiner Erfindung besaß, und sagt im Anschluß hieran: „Meine Behauptung, daß die Schlacht von

Die „Tote-Manns-Höhle" im Argonnenwald. Nach einer Zeichnung aus dem Felde von M. Zimmerer.

den Amerikanern — obwohl sie es ja eigentlich nicht verdient haben — für über 60 Millionen Mark der so sehnlichst begehrten Farbstoffe mitbringt? Und wenn wir heute sagen können, daß die englische Handelsflotte seit Kriegsbeginn um 3½ Millionen Tonnen schwächer geworden ist, woran unsere Kreuzer, Minen und Unterseeboote die Hauptschuld tragen, so ist das auch eine ganz hübsche Kriegszahl, die um so schwerer wiegt, wenn man weiß, daß von den 21 Millionen Tonnen des Friedensstandes allein rund 10 Millionen von der englischen Admiralität zu militärischen Zwecken requiriert worden sind.

Eine Voraussage der Handels-Unterseeboote. Die beiden ersten glücklich verlaufenen Amerikafahrten des Unterseeboots „Deutschland" haben, wie bekannt, sogar in England solch großes Aufsehen und eine so starke Bewunderung hervorgerufen, daß man darüber bisweilen nicht nur vergaß, daß es ja die verhaßten Deutschen sind, die der Welt dieses neue Geschenk der Handels-Unterseeboote gemacht haben, sondern sogar auch sofort ernstlich daran dachte, ebenfalls derartige Boote zu bauen und es den Deutschen nachzumachen. Also wieder ein Sieg des „Made in Germany"! Das läßt nun daran erinnern, wie überhaupt der Plan des Tauchboot-Frachtverkehrs urdeutschen Ursprungs ist und schon vor etlichen Jahrzehnten einmal von einem Mann ins Auge gefaßt wurde. Dieser Mann war der Erfinder des ersten deutschen Unterseebootes, Wilhelm Bauer. In einem Briefe, den er vor nunmehr rund 50 Jahren schrieb, bedauert er die geringe Einsicht, die man damals gegenüber seiner Erfindung besaß, und sagt im Anschluß hieran: „Meine Behauptung, daß die Schlacht von Lissa (18. Juli 1866) den Beweis lieferte, daß sich Kriegsschiffe dem Widerstoß durch Untertauchen entziehen müssen, erscheint heute noch kindlich oder zu kühn. Und meine Fernsicht, daß die Handelsschiffe Gefahren des Sturmes, des Strandens usw. durch Untertauchen unter die Wellenlinie wie eine Qualle sich entziehen müssen und noch werden, erscheint der Gegenwart noch zu grau." Was würde nun wohl der einst viel verlachte geniale Vortämpfer der Unterseeschiffahrt heute sagen, angesichts der kühnen Fahrten unserer Kriegs- und Handels-Unterseeboote? Und wo wäre wohl unser liebes Deutschland in diesem Weltkrieg geblieben ohne die Unterseeboote und ohne die Zeppeline, Waffen, die die Wut unserer Feinde schon oft bis zur Raserei gesteigert haben, nur, weil sie ihnen nichts völlig Ebenbürtiges zur Seite stellen können.

A. S.

Digitized by Google

In guter Pflege

Nach einem Gemälde von Willy Planck

Digitized by Google

Disziplin ist die ganze Seele der Armee. Disziplin macht die Armee erst zu dem, was sie sein soll, und eine Armee ohne Disziplin ist auf alle Fälle eine kostspielige, für den Krieg eine nicht ausreichende und im Frieden eine gefahrvolle Institution. Moltke.

Chronik des Krieges.

Vom 22. Oktober bis 3. November 1916.

22. Oktober. Erfolgreiche Abwehr heftiger Infanteriestürme an der Somme. Ebenda siegreiche Luftkämpfe, wobei 22 feindliche Flugzeuge abgeschossen werden. — Gute Fortschritte am Predealpaß. Verfolgung des in der Dobrudscha geschlagenen Feindes. Konstanza wird besetzt; es finden sich dort ungeheure Vorräte. — An der westmazedonischen Front wird der Gegner in die Verteidigung gedrängt. Ein feindlicher Angriff gegen die deutschen Stellungen östlich des Wardar scheitert. — Das italienische Geschützfeuer an der küstenländischen Front wird wieder lebhafter. — Ein Angriff englischer Wasserflugzeuge auf die ostfriesischen Inseln bleibt ergebnislos, während ein deutsches Marineflugzeug über der Themsemündung gute Erfolge erzielt.

23. Oktober. Verzweifelte Durchbruchsversuche der Engländer und Franzosen an der Somme endigen mit einer schweren Niederlage des Feindes. Heftige Artillerietätigkeit auf dem Ostufer der Maas. — Eroberung von Predeal durch deutsche und österr.-ung. Truppen. Auch am Rotenturmpaß erscheint die Widerstandskraft der Rumänen gebrochen. Vervollständigung des Sieges in der Dobrudscha; Einnahme von Rasova und Medgidia; bisher über 6700 Gefangene, 1 Fahne, 12 Geschütze, 52 Maschinengewehre. — Anhaltendes Artilleriefeuer östlich Görz. — Umfangreiche Kapertätigkeit der deutschen Unterseeboote auf den Zufahrtstraßen nach Archangelsk.

24. Oktober. Französische Teilangriffe im Sommegebiet brechen ergebnislos zusammen. Im Nordostsektor von Verdun setzt eine französische Offensive ein, die es dem Gegner ermöglicht, bis zum Fort Douaumont vorzudringen. — Russischen Angriffen an der Schtschara, nordwestlich Luck und in den Waldkarpathen bleibt jeglicher Erfolg versagt. — Die Rumänen werden aus dem Bulkanpaß vertrieben und von Predeal in die Gegend von Kampolung zurückgedrückt. Die Armee Mackensens besetzt Cernavoda, dessen große Eisenbahnbrücke von den Rumänen gesprengt wurde.

25. Oktober. An der Somme bleiben alle Anstrengungen des Feindes, vorwärts zu kommen, erfolglos. Im Kampfgebiet von Verdun geht Fort Douaumont den Deutschen verloren, während Fort Vaux behauptet wird. — Die Russen sind am Miadziol-See, bei Gorodischtsche, westlich Luck und in den Waldkarpathen tätig, vermögen aber nirgends Vorteile zu erringen. — Die Rumänen werden an verschiedenen Stellen der siebenbürg. Front weiter zurückgedrängt. Die Verfolgung in der Dobrudscha hält an. — Serbische Vorstöße an der Cerna werden abgeschlagen. — Erkundungsgefechte gegen die Italiener im Wippachtal und auf der Karsthochfläche. — Gefecht zwischen Engländern und Türken im Tigrisgebiet bei Schueffaid.

26. Oktober. Erkundungsgefechte nördlich der Somme. Angriffsversuche der Franzosen südlich des Flusses werden durch das deutsche Artilleriefeuer niedergehalten. Heftiger Geschützkampf auf dem Ostufer der Maas, wo französische Infanterieangriffe östlich Douaumont scheitern. — Russische Vorstöße an der Schtschara, bei Kisielin und in den Waldkarpathen mißglücken. Dagegen nehmen die Deutschen eine russische Vorstellung an der Wedsmamündung, die k. u. k. Truppen eine andere bei Sara Dornei. — Weitere Fortschritte gegen die Rumänen südlich Predeal und nördlich Kampolung. Auf der weiteren Verfolgung in der Dobrudscha wird Hirsova besetzt. — Starke Artillerietätigkeit der Italiener auf der Karsthochfläche. — Bei einem gelungenen deutschen Torpedobootsvorstoß in den englischen Kanal werden 2—3 feindliche Torpedoboote, mindestens 11 Vorpostendampfer und 1 Postschiff versenkt. Weiter fällt ein englischer Minensucher einem deutschen Tauchboot zum Opfer. — Dr. Ernst v. Körber wird österreichischer Ministerpräsident.

27. Oktober. Heftige feindliche Angriffe an der Somme und vor Verdun werden blutig abgewiesen. — Russische Angriffe westlich Luck scheitern restlos. Sturmerfolge der Österreicher und Ungarn bei Dorna Watra. — Rumänische Gegenstöße an der siebenbürgischen Grenze werden abgeschlagen. Südlich Kronstadt wird eine rumänische Höhenstellung in überraschendem Vorstoß genommen. Die Verfolgung in der Dobrudscha liefert weiter reiche Beute. — Serbische Angriffe im Cernabogen haben ebensowenig Erfolg wie feindliche Teilvorstöße an der Moglena und am Doiransee. — Vergebliche Angriffe der Italiener bei Oppachiasella. — Deutsche Tauchboote beschießen die Murmanküste.

28. Oktober. Die Engländer greifen zwischen Guendecourt und Lesboeufs ergebnislos an.

Digitized by Google

Artilleriekämpfe vor Verdun. — Ein russischer Teilvorstoß bei Szelwow mißlingt. — Die Österreicher und Ungarn erstürmen die Höhen westlich Orsova. Auch in der Richtung auf Kampolung und Sinaja werden die Rumänen weiter zurückgedrängt. — Die Serben mühen sich im Cernabogen wieder vergeblich ab. — Zunahme des italienischen Artilleriefeuers an der küstenländischen Front.

29. **Oktober.** Die Engländer erzielen kleine Fortschritte bei Lesboeufs. Die Deutschen erstürmen französische Stellungen südlich der Somme. — Ein russischer Massenansturm bei Szelwow bricht blutig zusammen. — Südöstlich des Rotenturmpasses verlieren die Rumänen wichtige Höhenstellungen, erringen aber dafür Vorteile am Szurdukpaß. — Starke serbisch-französische Angriffe an der Cerna werden abgeschlagen. — Generalleutnant v. Stein wird preußischer Kriegsminister.

30. **Oktober.** Die Engländer versuchen vergeblich, über Lesboeufs hinauszukommen. Auch französ. Gegenangriffe südlich der Somme scheitern. — Deutsche und Türken erstürmen am Ostufer der Narajowka mehrere russische Vorstellungen, während russische Vorstöße an der Schtschara und bei Stanislau ohne Erfolg bleiben. — Dasselbe Schicksal haben die Gegenstöße der Rumänen an der siebenbürgischen Grenze und bei Orsova. In der Kobrudscha macht sich das Eintreffen russischer Verstärkungen geltend. — Serbische Anfangserfolge im Cernabogen werden durch deutsch-bulgarischen Gegenstoß wieder ausgeglichen. — Ein italienischer Vorstoß in den Fassneralpen bleibt ohne Erfolg. — Deutsche Tauchboote machen reiche Beute im englischen Kanal.

31. **Oktober.** Englische Angriffe nördlich der Somme werden abgeschlagen. — Russische Gegenangriffe am östlichen Narajowkaufer führen nur zu schweren Verlusten des Feindes. — Die Österreicher und Ungarn bringen den Rumänen westlich des Predealpasses eine Niederlage bei und erbeuten 10 Geschütze und 17 Maschinengewehre. — Trommelfeuer an der küstenländischen Front, wo eine neue italienische Offensive beginnt. — Russische Schlappe bei Bibjar in Persien.

1. **November.** Hin- und Herwogen der Sommeschlacht; die Franzosen erringen bei Morval, die Deutschen bei Sailly kleine Vorteile. Im Kampfgebiet von Verdun muß Fort Vaux von den Deutschen geräumt werden. — Erstürmung russischer Vorstellungen auf dem linken Stochodufer; über 1500 Gefangene, 10 Maschinengewehre. Glückliche Vorpostengefechte in der Bukowina. — Bei den fortgesetzten Kämpfen an der siebenbürgischen Grenze bleiben die Rumänen im Nachteil. Beschießung von Konstanza durch russische Kriegsschiffe. — Andauernde Gefechte im Cernabogen, an der Nidze-Planina und an der Struma. — Die wütende italienische Offensive vermag außer der Einnahme von Lokico keinerlei Erfolge zu erzielen. — Vorstoß deutscher Torpedoboote gegen die Themsemündung.

2. **November.** Dorf Sailly geht wieder an die Franzosen verloren. — Die Russen mühen sich vergeblich ab, ihre verlorenen Stellungen an der Narajowka zurückzuerobern. — Erfolge gegen die Rumänen südwestlich Predeal und südöstlich des Rotenturmpasses. — Die italienische Massenoffensive wird im Wippachtal zurückgewiesen, auf dem Karst nach anfänglichen Erfolgen zum Stehen gebracht. — Kämpfe zwischen königstreuen und revolutionären griechischen Truppen bei Ekaterini.

3. **November.** Feindliche Angriffe nördlich der Somme und im Raum von Verdun werden durch das deutsche Feuer erstickt. — Behauptung und Erweiterung der deutschen Erfolge an der Narajowka. — Die Rumänen nehmen die Höhe Rosca, müssen aber südwestlich Predeal noch weiter zurückweichen. Glückliche Unternehmung der österr.-ungar. Donaumonitore gegen eine Donauinsel bei Rustschuk. — Die italienische Offensive erntet auf der ganzen küstenländischen Front nur Mißerfolge. — Ein kleiner englischer Kreuzer wird westlich Irland durch ein deutsches Tauchboot vernichtet. — Wiederaufrichtung des Königreichs Polen.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Neutralität Griechenlands und die Saloniki-Expedition der Entente.

Von **F. M. Kircheisen.** Mit 6 Abbildungen.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten dieses Krieges, daß sich die meisten Voraussagen über seinen Verlauf nicht bewahrheitet haben. Die Hoffnung unserer Feinde, daß beim Erlaß der Mobilmachung eine Revolution in Deutschland ausbrechen, daß Österreich-Ungarn nach den ersten ungünstig verlaufenden Schlachten auseinanderfallen werde wie ein morsches Holz, trog ebenso, wie die große Rechnung Englands, daß Deutschland ausgehungert werden könne. Denn nichts von alledem ist eingetroffen: Deutschland hat sich wie ein Mann erhoben, die Einigkeit der Völker der Donaumonarchie ist jetzt mehr wie je besiegelt, und mit einer Aushungerung des Deutschen Reichs und seiner tapferen Verbündeten rechnet jetzt auch auf seiten unserer Gegner wohl kein vernünftiger Mensch mehr.

Wer hätte früher geahnt, daß Spanien, das

Digitized by Google

Abb. 1. Saloniki: Der Hafen mit dem Weißen Turm und der Neustadt.

konservativste Land lateinischer Kultur, uns während des Krieges so viele Sympathien entgegenbringen würde, wie es getan; wer hätte gedacht, daß Rumänien, das durch die Bande des Bluts und durch die mannigfaltigsten wirtschaftlichen Beziehungen mit den Zentralmächten verbunden war, uns in so niederträchtiger Weise den Krieg erklären — und dafür auch so schnell bestraft werden würde? Und schließlich, wer hätte vorauszusagen gewagt, daß Griechenland, dessen Bevölkerung vor dem Kriege so sehr mit den Ländern des Vierverbandes sympathisierte, so wakker allen Versprechungen und Bedrückungen der Alliierten zum Trotz seine Neutralität und infolgedessen auch seine Freundschaft zu Deutschland so lange würde bewahren können?

Über die Haltung Griechenlands ist seit Kriegsbeginn so viel geschrieben worden, daß es für den Uneingeweihten fast ausgeschlossen ist, das Wahre vom Falschen zu trennen. Es möge deshalb hier versucht werden, in großen Zügen die Vorgänge in Griechenland zu schildern und zu erzählen, wie es zu der bisher so unglücklich für die Anglo-Franzosen verlaufenen Salonikiexpedition kam.

Trotz des sehr beträchtlichen Gebiets- und Menschenzuwachses von 1913 zählte das Königreich der Hellenen zu Beginn des Weltkriegs nicht mehr als etwa 4 700 000 Einwohner, die eine Fläche von 120 000 qkm bewohnen. Das Land bildet keine kompakte Masse, wie etwa Bulgarien oder Serbien, sondern es ist, einzig in seiner Art, eine überaus zerklüftete Halbinsel, wozu noch als ein nicht unbeträchtlicher Teil eine Reihe vorgelagerter Inseln kommen. Die Hauptausfuhrprodukte Griechenlands sind Korinthen, Tabak, Oliven, Wein und einige Metalle, während Getreide, Garne und Gewebe sowie Kohlen und Holz eingeführt werden müssen. Im allgemeinen sind die Griechen von alters her als ein rühriges Handelsvolk bekannt.

Griechenland hat viele Neider und folglich auch viele Feinde. Im Westen lauert Italien, das sich seit Jahren bemüht, die Adria zu „seinem Meer" zu machen und Südalbanien (Epirus) an sich zu reißen. Sogar bis nach Kleinasien erstrecken sich die Wünsche dieses imperialistischen Volkes und es hat darum schon während des ersten türkisch-italienischen Krieges einige der Kleinasien benachbarten Inseln besetzt. Im Osten steht Rußland, das seit Katharinas II. Zeiten den Besitz Konstantinopels erstrebt und den ganzen Balkan russifizieren möchte. Wenn sich die russischen Absichten verwirklichen sollten, so würde natürlich auch Griechenland bald von der Landkarte verschwinden. Vom Meere her droht ihm eine auch uns sehr wohlbekannte Gefahr: Das unersättliche England, das mit seinem Riesenappetit den gesamten Handel auch des östlichen Mittelmeeers für sich gewinnen möchte. Schließlich darf aber auch Frankreich nicht vergessen werden, das an seinen afrikanischen Kolonien und Sorgen noch nicht genug hat und sich auch in Syrien und Palästina festsetzen möchte. Sogar vom Norden her droht Griechenland eine stete Gefahr: Das kleine Serbien, das im letzten Balkankrieg auf Kosten Bulgariens zwar einen sehr großen Gebietszuwachs erhielt, jedoch den Seehafen, den es so stark begehrte, versagt bekam, trachtet seitdem danach

Digitized by Google

ihn sich bei Griechenland zu holen. Und dieser Hafenplatz ist das von so vielen begehrte Saloniki.

Vor 1913 zählte auch noch das Türkische Reich zu Griechenlands Gegnern; die Feindschaft war aber nur einseitiger Natur. Die Türkei hatte nichts von Griechenland zu fordern, nur umgekehrt. Als dann im Bukarester Frieden die von Hellenen bewohnten ehemaligen türkischen Gebiete Griechenland zugesprochen wurden, bestand kein Anlaß mehr zu einem ernstlichen Zwist beider Reiche. Wir haben, nebenbei gesagt, hier den gleichen Fall, wie zwischen Bulgarien und der Türkei. Nachdem Bulgarien die von Bulgaren bewohnten Provinzen erhalten hat, konnte es keinen besseren Wunsch haben, als ein kräftiges Türkisches Reich, das mit Erfolg dazu beiträgt, die russische Gefahr vom Balkan fernzuhalten.

Neben seinen vielen Feinden besitzt Griechenland aber auch Freunde. Zu diesen zählen vor allem Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich. Ein schwaches Österreich-Ungarn ist gleichbedeutend mit einem starken Serbien, und dieser Umstand würde das Gleichgewicht auf dem Balkan auch zu Ungunsten Griechenlands sehr stören. Es liegt daher im eigensten Interesse der Griechen, daß Österreich-Ungarn so kräftig wie möglich bleibt, um den Übergriffen der Serben zu steuern und um überhaupt den Balkan nach Möglichkeit vor fremden Einwirkungen zu schützen.

Daraus ist ohne weiteres ersichtlich, daß Griechenland schon ureigenen Vorteils willen für die Zentralmächte sein muß, wenn anders es sich nicht ins eigene Fleisch schneiden will.

Als der Weltkrieg ausbrach, war die große Mehrheit des griechischen Volkes zuvor durchaus nicht dieser Ansicht. Man schätzte in den großen Städten, wo die öffentliche Meinung gemacht wird, gar sehr französische Kultur und welsche Lebensgewohnheiten und war von der Unbesiegbarkeit der englischen Flotte fest überzeugt, wenngleich man die Engländer ihrer Unersättlichkeit wegen ebenso haßte, wie sie von allen Völkern des Erdballs gehaßt werden. An diesem Haß ändert auch nichts die Tatsache, daß einige Völker jetzt vorübergehend Verbündete,

Abb. 2. Übersichtskarte zu den Ereignissen in Griechisch-Mazedonien.

lies: Vasallen der Engländer, sind. Da die Entente als Beherrscherin des Welttelegraphennetzes und mit Hilfe einer weitverzweigten Propaganda in der Lage war, sehr geschickt ihre Anschauungen über den Krieg zu verbreiten, wohingegen deutsche und österreich.-ungar. Schiffe die griechischen Häfen nicht mehr aufsuchten, so war es möglich, daß die öffentliche Meinung in der Hauptstadt, in Saloniki, in Piräus, Patras und anderen großen Städten des Landes sich bald entschieden zugunsten des Vierverbandes aussprach. Dazu kam, daß Venizelos, der angesehene griechische Staatsmann, durchaus ententefreundlich war, da er nur Frankreich kannte, aber nichts von Deutschlands Macht, Größe und Kultur wußte.

Nun ist zwar im weiteren Verlauf des Krieges, namentlich nachdem die so hochtönenden Voraussagungen von der Zertrümmerung und Aushungerung der Zentralmächte nicht nur nicht eintrafen, sondern diese sogar Sieger auf der gan-

Digitized by Google

zen Linie, bis hinab zur Grenze Griechenlands, blieben, ein recht beträchtlicher Umschwung eingetreten. Man ist von all den sentimentalen Ideen abgekommen, denn man hat gelernt, auch den Standpunkt der Zentralmächte zu verstehen und zu würdigen. Man ist einfach Realpolitiker geworden und hat den Weg eingeschlagen, der für das griechische Volk der beste und einzig richtige war. „Fort mit der lästigen Vormundschaft des Kreters Venizelos, der, um sich selbst ins rechte Licht zu setzen, das Land um jeden Preis in den Krieg hineinzuziehen versuchte! Fort mit den ententefreundlichen Sympathien, die das Land völlig zum Vasallenstaat Englands und Frankreichs gemacht hätten! Wir wollen Griechen sein und bleiben, wir wollen das tun, was unserem Lande heilsam ist!" So etwa lautet der Wahlspruch, zu dem sich nach und nach alle tiefer denkenden Politiker Griechenlands, soweit sie nicht vom Vierverband gekauft worden sind, bekannt haben.

Kurz nach Kriegsausbruch, im August 1914, erklärte Griechenland die strikteste Neutralität. Diese war aber, wie die Dinge damals lagen, nicht restlos durchzuführen, weil Griechenland durch einen mit Serbien geschlossenen Vertrag verpflichtet war, die Nachbarmonarchie über Saloniki mit Kriegsmaterial und Lebensmitteln versorgen zu lassen.

Im Oktober 1914 ließ die griechische Regierung einige Bataillone in den fast herrenlosen Epirus einrücken, um die Bezirke Agyrokastron und Premeti zu besetzen. Man wollte so einfach den Italienern zuvorkommen, die schon längst auf diese meist von Griechen bewohnten Gebiete ein lüsternes Auge geworfen hatten.

Seit August 1914 war die Entente eifrig bemüht, die Neutralen gegen Deutschland und Österreich-Ungarn aufzuhetzen und sie in den Krieg hineinzuziehen, aber obgleich sie mit Versprechungen nicht geizte, so war ihr das unwürdige Spiel noch nicht gelungen. Deshalb verdoppelte sie im Jahre 1915 ihre Anstrengungen, sowohl in Italien, als auch in Rumänien und Griechenland. Bei letzterem, das schon ein wenig in seinen früheren Sympathien für Frankreich abgekühlt war, kam es den Alliierten sehr zustatten, daß der griechische Ministerpräsident Venizelos für sie arbeitete und vor allem an seinen persönlichen Ruhm, nicht aber an die Wohlfahrt seines Landes dachte. Glücklicherweise aber stieß Venizelos auf den heftigsten Widerstand des Königs, unstreitig des besten und weitschauendsten Staatsmanns, den das moderne Griechenland je besessen hat. Nicht weil der König mit einer deutschen Prinzessin vermählt ist, oder weil er persönlich Deutschland liebt und schätzt, sondern weil er am besten weiß, was seinem Volke, das ihn abgöttisch verehrt, nottut, beharrte er auf der Neutralität und ließ sich nicht von den Gesandten der Entente betören. Er hat später einmal das folgende bemerkenswerte Wort gesprochen: „Griechenland will, daß das Schwert in der Scheide bleibt; es bedroht niemanden, allein, es kann auch nicht dulden,

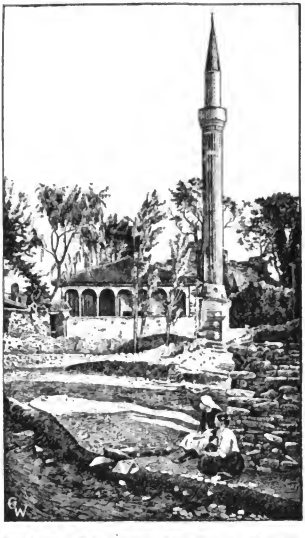


Abb. 3. Eine Moschee in der oberen Stadt von Saloniki.

daß gewisse Vorgänge seinen Bestand und die Freiheit des Hellenenvolkes bedrohen. Meine Aufgabe besteht darin, daß ich das Land vor der Vernichtung bewahre, die ihm bevorstände, wenn es in den gegenwärtigen Konflikt hineingezogen würde," und mit eben diesem Wort das Wohl seines Landes treffend gekennzeichnet.

Venizelos dagegen hat sich und die Griechen stark kompromittiert, und es ist ausschließlich seine Schuld, wenn Griechenland von Ende 1915 ab in immer weniger beneidenswerte Lage kam. Der englische Gesandte hatte im Auftrag Greys

Digitized by Google

am 11. Januar 1915 Venizelos mitgeteilt, daß, sofern Griechenland Serbien helfe, der Dreiverband bedeutende Entschädigungen an Griechenland in Kleinasien bewilligen würde. Wenn Venizelos auf dieser Basis ein Zusammenarbeiten wünsche, so solle er der Entente nur bestimmte Vorschläge machen. Er könne überzeugt sein, daß man sie annehmen werde. Darauf arbeitete Venizelos eine Denkschrift an den König aus, worin er ein Zusammengehen mit Serbien, Rumänien und Bulgarien gegen die Türkei und folglich auch gegen die Zentralmächte empfahl. Es sei natürlich unumgänglich notwendig, daß man Bulgarien Zugeständnisse mache und gewisse Territorien, vor allem Drama, Sarichabar und Kavalla abtrete. Der König war gegen jede Gebietsabtretung, wie ihm auch an einer Entschädigung von Gebieten in Kleinasien, über die zu verfügen, die Entente ja gar kein Recht hatte, und die überhaupt erst erobert werden mußten, durchaus nichts lag. Hauptsache war dem König indes nach wie vor, auf keinen Fall sein Land in einen unheilvollen Krieg hineinziehen zu lassen.

Infolge dieser tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten zwischen dem König und seinem ersten Minister fühlte sich Venizelos am 6. März 1915 veranlaßt, von seiner Stellung als Ministerpräsident zurückzutreten. Der König beauftragte daraufhin Gunaris, ein neues Ministerium zu bilden, das am 9. März 1915 zustande kam. Venizelos zog sich nun — angeblicherweise — ins Privatleben zurück; in Wirklichkeit aber suchte er sich des Ministerpräsidiums wieder zu bemächtigen oder sich gar an die Stelle des Königs zu setzen.

Um jene Zeit trat eine leichte Spannung zwischen Griechenland und der Türkei ein, die natürlich von der Entente kräftig geschürt wurde. Sie wurde jedoch bald im Interesse der beiden beteiligten Staaten beseitigt, zumal am politischen Horizont Griechenlands ein neues Unwetter heraufzog. Es bereitete sich nämlich die Dardanellenexpedition vor, und um einen Stützpunkt in der Nähe der Gallipolihalbinsel zu haben, besetzten die englisch-französischen Streitkräfte die Insel Lemnos, selbstredend ohne die griechische Regierung vorher um Erlaubnis gefragt zu haben. Diese Insel war zwar früher türkisch gewesen, im ersten Balkankrieg aber von griechischen Truppen eingenommen worden.

Bei der Besetzung dieser griechischen Insel blieb es indes nicht. Die Bitten und Drohungen der Entente, gemeinsame Sache mit den Alliierten zu machen, wurden immer dringender. Das neue griechische Ministerium, das im Sinne des Königs regierte, widerstand aber glücklicherweise allen gleisnerischen Angeboten. Darüber rückte die Zeit der Neuwahlen für das griechische Parlament heran. Das Ergebnis, das am 16. Juni 1915 bekannt gegeben wurde, lautete indes durchaus nicht günstig für die Regierung, denn die Anhänger von Venizelos gewannen die Oberhand, was begreiflicherweise die diplomatischen Agenten des Vierverbandes — dem Dreiverband hatte sich inzwischen Italien angeschlossen — ermutigte, ihre Bemühungen fortzusetzen, um Griechenland in den Krieg hineinzuziehen. Doch blieben sie auch jetzt noch ohne Erfolg. König Konstantin hatte dabei sicherlich keinen leichten Stand, zumal er im Mai von einer mysteriösen Krankheit — man sprach sogar von einem auf ihn verübten Attentat — befallen worden war, und sich infolgedessen lange nicht mit Staatsgeschäften befassen konnte. Auch die Eröffnung der Kammer mußte verschoben werden. Als sie schließlich am 17. August eröffnet wurde, erfocht die Partei des Venizelos sofort einen großen Sieg, denn der Venizelist Zavitzianos wurde mit 57 Stimmen Mehrheit zum Präsidenten der Kammer gewählt. Daraufhin demissionierte die Regierung, und der König wandte sich, zweifellos gegen seinen Wunsch, an seinen Widersacher Venizelos und beauftragte ihn am 18. August mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Dieses kam aber erst am 23. zustande.

Seitdem Italien seinem früheren Verbündeten Österreich-Ungarn in so schmachvoller Weise den Krieg erklärt hatte, verschlimmerte sich auch für Griechenland die Lage immer mehr. Es schien unausbleiblich, daß die italienische Regierung in Albanien Fuß fassen würde, um Serbien beizustehen. Ersteres war ihr natürlich die Hauptsache, daß man Serbien Hilfe bringen wolle, diente nur als Vorwand. Der König verharrte aber auch jetzt noch in seiner neutralen Haltung und ließ die Armee nicht mobilisieren, auch dann noch nicht, als der Vierverband Anfang August 1915 in Athen eine energische Note überreichte, die angeblich das Balkanproblem lösen sollte. Erst als Bulgarien die Mobilmachung anordnete und man noch nicht wissen konnte, wie sich die Ereignisse auf dem Balkan weiter gestalten würden, ließ der König schweren Herzens am 23. September 20 Klassen des Heeres einberufen. Nur aus Vorsicht hatte er sich dazu entschlossen. Das Volk blieb ruhig dabei, denn es wußte, daß der König nur sein Bestes im Auge hatte. Venizelos aber

Digitized by Google

Abb. 4. Saloniki: Der Konstantinkai, der Schauplatz der Truppenlandungen der Alliierten.

hoffte, daß es ihm nun doch gelingen würde, vom König die Kriegserklärung zu erzwingen, gegen Bulgarien natürlich und infolgedessen auch gegen die Mittelmächte, die sich eben anschickten, Serbien zu bekriegen. Ein Ereignis sollte ihm dabei zustatten kommen, an das wohl niemand vorher gedacht hatte: Die Franzosen und Engländer hatten am 4. Oktober begonnen, Truppen in Saloniki zu landen! Zweifellos verfolgten sie weniger die Absicht, Serbien zu Hilfe zu kommen, als vielmehr die, Griechenland in den Krieg hineinzuziehen. Es war aber nach wie vor vergebens, denn König Konstantin blieb seinen früheren Grundsätzen treu.

Venizelos mußte sich somit überzeugen, daß er nichts mehr zu hoffen habe und erklärte, nachdem er erst gegen die französisch-englische Truppenlandung einen platonischen Protest erlassen hatte, daß er der Politik des Königs nicht weiter folgen könne. Am 6. Oktober nahm er erneut seine Entlassung. Dieser war tags zuvor eine sehr heftige Kammersitzung vorausgegangen. Venizelos hatte dort den Standpunkt vertreten, daß Griechenland vertragsmäßig verpflichtet sei, den Serben zu helfen, da es von den Bulgaren angegriffen worden sei. Die Gegenpartei bestritt dies jedoch mit der Begründung, daß damals, als der Vertrag geschlossen wurde, kein Mensch an einen Weltkrieg, der die Verhältnisse von Grund aus verändert habe, hätte denken können.*) Trotz einer sehr starken Opposition brachte das Vertrauensvotum eine Mehrheit für Venizelos. Da aber seine Ideen denen des Königs völlig entgegengesetzt waren, blieb er bei seinem Rücktritt und zog sich grollend zurück. Konstantin betraute nun Zaimis mit der Bildung eines neuen Ministeriums, das am 7. Oktober zusammentrat.

Es war augenscheinlich, daß sich dieses Ministerium nicht lange halten konnte, da es nur die Minderheit der Kammer für sich hatte. Über kurz oder lang mußte es zwischen den Abgeordneten und dem Ministerium zum Bruch kommen. Der äußere Anlaß sollte sich bald dazu finden. Am 3. November abends, brachte der Kriegsminister Pannakitsas eine Vorlage für Solderhöhung der Offiziere im Parlament zur Sprache. Dagegen wandte sich ein Mitglied der Venizelistenpartei in wenig korrekten Worten. Der Kriegsminister protestierte. Es entstand ein Tumult und die Rechte verlangte Zurücknahme der Beleidigung, die man einem Mitglied der Regierung zugefügt habe, worauf die Linke behauptete, dies sei schon geschehen. Dem konnte der Kriegsminister nicht beipflichten. Er nahm sein Portefeuille und verließ den Beratungssaal. Nachdem die Sitzung wieder aufgenommen worden war, mißbilligte Venizelos, der es nicht lange in seiner Zurückgezogenheit ausgehalten hatte, zwar die wenig vornehme Haltung seines Kollegen, doch verurteilte er scharf das ungerecht-

*) Die neue Regierung gab am 20. Oktober offiziell eine Erklärung ab, in der sie die Gründe darlegte, warum sie sich nicht für verpflichtet halte, unter den vollständig veränderten Umständen Serbien Hilfe zu leisten und in den Weltkrieg einzutreten.

Digitized by Google

fertigte Verlassen des Saals durch den Kriegsminister und erklärte, er könne mit seiner Partei nicht mehr an den Sitzungen teinehmen, wenn sich der Minister nicht entschuldige. Der Ministerpräsident Zaimis übernahm natürlich die Verteidigung des Kriegsministers und ließ die Vertrauensfrage stellen. Am frühen Morgen des 4. November fand die Abstimmung statt, und diese ergab eine Mehrheit für die Partei Venizelos. Zaimis reichte darauf seinen Abschied ein, und die Ministerkrise war von neuem eröffnet. Der König übertrug nun (am 6. November 1915) den Vorsitz des Ministeriums Skuludis, der gleichzeitig auch die Auswärtigen Angelegenheiten übernahm.

Immer verwirrter gestaltete sich nunmehr die Lage in Griechenland und die Stellung des Königs, der zwar den weitaus größten Teil des Volkes und das Heer hinter sich hatte, dem aber die Mehrheit der Kammer nicht geneigt war, wurde immer schwieriger. Er griff daher zu einem Mittel, das die Verfassung ihm erlaubte, und löste am 12. November die widerspenstige Kammer auf. Die Neuwahlen wurden auf den 6. Dezember (19. neuen Stils) festgesetzt. Dieser Tag sollte entscheiden, ob das hellenische Volk den Frieden oder den Krieg begehre.

Mittlerweile hatten sich die Alliierten in Saloniki festgesetzt, und sie gebärdeten sich hier wie in Feindesland. Sie glaubten jetzt leichteres Spiel mit dem armen Griechenland zu haben als früher. Mit allen Mitteln suchten sie es zu ihrer Ansicht zu bekehren. Zunächst sandten sie den französischen Philhellenen und Staatsminister Denys Cochin nach Athen und Saloniki. Kurze Zeit darauf, in der zweiten Hälfte des Monats November traf auch Lord Kitchener, der englische Kriegsminister, von dessen Erscheinen und Autorität man sich in London viel versprach, in Athen ein.*) Gleichzeitig suchten die englische wie die französische Regierung einen wirtschaftlichen Druck auf Griechenland auszuüben, indem man den griechischen Schiffen die Ausfahrt aus den französischen und englischen Häfen verbot. Natürlich folgte nebenher eine diplomatische Note der anderen, womit vor allem die weitgehendste Bewegungsfreiheit für die verbündeten Truppen in Saloniki und Umgebung gefordert wurde.

Die Haltung des bedrängten Landes war ruhig und würdig. Die beiden Mitte November 1915 abgegebenen Noten der Alliierten beantwortete Skuludis im Einvernehmen mit dem König dahingehend, daß die Regierung bereit sei, die in und bei Saloniki stehenden griechischen Truppen zurückzuziehen, den Verbündeten freie Benützung der Eisenbahnen von Saloniki bis zur Kriegszone zu gestatten und die alliierten Truppen nicht entwaffnen zu lassen, falls diese auf griechisches Gebiet zurückgeworfen werden sollten; endlich werde die Regierung den Unterseebooten der Zentralmächte verbieten, sich in griechischen Gewässern aufzuhalten und zu verproviantieren. Dagegen habe die griechische Regierung nicht die Absicht, abrüsten zu lassen.

Es war ein offenes Geheimnis für jedermann, daß die Deutschen im Verein mit den Österreichern und Ungarn nach den Siegen über die Russen im Herbst 1915 gegen Serbien einen Feldzug großen Stils planten, um durch die endgültige Vernichtung dieses Landes und Montenegros endlich Ruhe auf dem Balkan zu schaffen. Zuerst lächelte man auf seiten der Entente über ein derartiges Unterfangen, das man für unausführbar hielt. Als es aber anfing ernst zu werden, als die deutschen und österreichischen schweren Geschütze an der Donau und der Save zu dröhnen begannen, und als weiterhin Bulgarien sich anschickte, in den Krieg einzutreten, da kam man in Paris und in London zu der Einsicht, daß unbedingt etwas geschehen müsse, um den bedrängten Serben zu helfen. Da hiebei auf die Italiener nicht zu rechnen war, weil die Serben diese, wegen ihrer Absichten auf das östliche Adriaufer, hassen, und weil auch die Russen mit sich selbst genug zu tun hatten, so ging die Sache nur England und Frankreich an. Die Regierungen dieser beiden Länder hatten übrigens schon längst eingesehen, daß ihr Dardanellenunternehmen gänzlich verfehlt war, man wußte nur noch nicht, wie man sich auf einigermaßen geschickte Weise aus der Schlinge ziehen könne. Nun bot sich mit einem Male eine passende Gelegenheit. Man baute also nach und nach auf der Gallipolihalbinsel ab und sandte einen Teil der so freigewordenen Truppen nebst weiteren Verstärkungen aus Frankreich, England und Ägypten nach Saloniki, um von dort aus den Serben Hilfe zu bringen. Der Plan war ganz hübsch, nur hatte man nicht mit der Schnel-

*) Auch die deutsche Diplomatie blieb nicht untätig. Am 25. Oktober erschien eine deutsche Militärmission von Sofia aus in Athen. Am 28. verließ sie die griechische Hauptstadt wieder, und zwar auf einem griechischen Torpedoboot, das die Offiziere in die griechischen Gewässer brachte. — Schließlich muß noch erwähnt werden, daß auch der französische Generalstabschef Castelnau am 25. Dezember in Athen eintraf, nachdem er in Saloniki das geschlagene Heer der Verbündeten besichtigt hatte.

Digitized by Google

ligkeit des deutschen Generalstabs und der Tapferkeit der verbündeten Truppen gerechnet.

Zuerst versprach man in Paris und London den Serben, ihnen 150 000 Mann Soldaten zu senden. Wie immer, überließen die Engländer den Franzosen den Hauptanteil an der Blutarbeit und beteiligten sich nur mit 30 000 Mann an der Expedition. Die ersten Truppentransporte der Alliierten trafen am 3. Oktober 1915 im Hafen von Saloniki ein, nachdem bereits vorher französische und englische Generalstabsoffiziere dort erschienen waren, um den geeignetsten Platz für die Landung und die Unterbringung der Truppen auszusuchen. Daß man dabei griechisches, also neutrales Gebiet verletzte, das war dem Vierverband vollständig gleichgültig. Er begnügte sich nur, durch seine diplomatischen Vertreter in Athen mitteilen zu lassen, daß der Generalstab der Alliierten genötigt sei, Saloniki zur Basis seiner militärischen Operationen zu machen.

Den Befehl über die französischen Truppen führte General Bailloud, über die Engländer die Generale Monroe und Mahou. Nach langem Zögern willigte die englische Regierung dann auch ein, daß General Sarrail, der sich im September 1914 bei der Verteidigung Verduns ausgezeichnet hatte, den Oberbefehl über die gesamten verbündeten Streitkräfte übernahm.

Nach der Ansicht mancher Fachmänner stellte die Expedition nach Saloniki einen guten Schachzug dar, andere wieder meinten, das Unternehmen sei von Anfang an ein großes militärisches und politisches Fiasko gewesen.

Die Anhänger der Expedition sagten sich: Griechenland und Rumänien würden sich zweifellos auf die Seite der Mittelmächte schlagen, wenn nicht den Serben sofort Hilfe gebracht würde, und zwar auf dem nächsten Wege, also über Saloniki. Bei schleuniger Entsendung der französisch-englischen Truppen an die serbische Grenze glaubte man den rechten serbischen Flügel so verstärken zu können, daß die Bulgaren, falls sie schon serbisches Gebiet besetzt haben würden, wieder in ihr eigenes Land zurückgeworfen werden könnten. Sei dort die Gefahr abgewendet, dann könnten weitere französisch-englische Verstärkungen nach Norden gesandt werden, um die deutsch-österreichische Invasion aufzuhalten.

Die Gegner der Expedition aber antwor-

Abb. 5. Einzug französischer Truppen in Saloniki. Links griechische Soldaten mit Gewehr bei Fuß.

teten darauf: Mit der Möglichkeit, daß Rumänien auf seiten der Zentralmächte losschlagen werde, sei nicht zu rechnen, da Rumänien auf den endgültigen Sieg des Vierverbandes hoffe, um Transsylvanien in Besitz nehmen zu können. Griechenland denke ebenfalls nicht daran, das Schwert zu ziehen, da es unter allen Umständen neutral bleiben wolle. Bulgarien sei nur in den Krieg eingetreten, um sich in den Besitz der von Bulgaren bewohnten serbischen Gebiete zu setzen, dann aber den Krieg als beendet anzusehen. Sie kritisierten, daß man die besten Truppen nach Saloniki sende und sie unterwegs den Angriffen der deutschen Unterseeboote aussetze, während man doch diese 150 000 Mann — es wurden bald 200 000 daraus — an der französisch-belgischen Front besser würde verwenden können. Zudem werde der deutsche Generalstab seine Maßnahmen getroffen haben, um die Eroberung Serbiens in kürzester Zeit

Digitized by Google

durchzuführen. Sei aber das serbische Heer erst einmal geschlagen, gefangen genommen oder vernichtet, dann würden auch 300 000 Mann nicht mehr ausreichen, um das Kriegsglück wieder zugunsten der Verbündeten zu wenden.

Wie es scheint, haben die Pessimisten in Paris und London recht behalten, denn Griechenland und Rumänien haben nicht losgeschlagen, und die 200 000 Franzosen und Engländer konnten an der vollständigen Niederlage der Serben nichts ändern, haben aber an der Westfront sehr gefehlt.

Die Landung der alliierten Truppen in Saloniki ging nur langsam von statten. Bis zum 7. November 1915 waren erst 80 000 Mann ans Land geschafft worden, von denen der größte Teil aus Franzosen bestand. Aber schon Ende Oktober wurden einige französische Divisionen eiligst nach Norden gesandt, um einen Teil der bulgarischen Streitkräfte von den Serben abzuziehen. Die Engländer blieben zunächst ruhig in Saloniki liegen, denn die englische Regierung läßt bekanntermaßen gern andere für Großbritanniens Ruhm ihr Blut vergießen, um zuletzt doch den größten Anteil am Gewinn einzustreichen. Erst später gingen auch einige englische Divisionen an die Front ab. Sie nahmen Stellungen ein, die am wenigsten einem bulgarischen Angriff ausgesetzt schienen, und die ihrer Basis Saloniki am nächsten lagen.

Die kriegerischen Handlungen begannen Mitte Oktober damit, daß der Oberbefehlshaber der verbündeten Seestreitkräfte im Mittelmeer, natürlich ein Engländer, am 16. die Blockade der bulgarischen Küste erklärte und daraufhin am Nachmittag des 21. Oktober die völlig unverteidigte Stadt Dedeagatsch durch englische, französische und russische Kriegsschiffe beschießen ließ. Der angerichtete Schaden war ungeheuer. Militärische Anlagen wurden jedoch nur teilweise beschädigt. Im November warf dann auch der italienische Kreuzer „Piemonte" eine Anzahl Granaten in die unglückliche Stadt.

Am 30. Oktober besetzten die französischen Truppen Krivolak und einige Tage darauf auch das nordwestlich davon gelegene Gebiet, das durch den Wardar und die in diesen sich ergießende Cerna gebildet wird. Endlich ward am 5. November Gradisko besetzt, das ein wenig nördlich von dem Zusammenfluß beider Flüsse an der nach Saloniki führenden Eisenbahn zu suchen ist. Wiederum einige Tage später wurden die ersten Schüsse mit den Bulgaren gewechselt. Diese hatten sofort die ihnen drohende Gefahr erkannt und Maßnahmen zu ihrer Abwendung getroffen. Am 6. begann der Angriff der Franzosen auf die bulgarischen Stellungen. Es gelang ihnen auch nach mehrtägigen Kämpfen, dem ihnen zahlenmäßig noch weit unterlegenen Gegner die westlich von der Cerna liegenden Dörfer Cicevo und Krusevica zu entreißen. Inzwischen waren auch einige englische Divisionen nach der Front abgegangen. Sie schlossen sich zur Linken an die Franzosen, zur Rechten an den Doiransee an. Bald war die Schlacht auf der ganzen Front zwischen dem Doiransee und der Babuna im Gange.

Durch ihre Siege im Norden und im Zentrum hatten die Bulgaren einige Einheiten frei bekommen und konnten jetzt die Armee des Generals Teodorow, die im Süden focht, nach und nach verstärken. Der bulgarische Druck machte sich auf die französisch-serbisch-englischen Stellungen bereits von Mitte November ab deutlich bemerkbar. Es war die Absicht der bulgarischen Heeresleitung, die Franzosen, die auf dem linken gegnerischen Flügel fochten, von Nordosten, Nordwesten und Südwesten aus anzugreifen und ihre Stellung aufzurollen. Nachdem die Franzosen zunächst auf die Linie Krivolak—Wardar—Cerna zurückgeworfen worden waren, begann der bulgarische Hauptangriff. Vorher waren Maßnahmen getroffen worden, um eine Verbindung der Reste der serbischen Armee mit den Franzosen zu verhindern. Der Fall Monastirs am 4. Dezember beschleunigte die Ereignisse. Der französische Generalstab sah die Gefahr, die den Alliierten drohte, und begann langsam abzubauen, um sich der gänzlichen Einschließung zu entziehen.

Am 30. November hatte der Angriff der Bulgaren auf der ganzen Linie begonnen. Er war die Einleitung der zwölftägigen Schlacht, die von den Bulgaren als die Operationen am Wardar und Karassu bezeichnet wurden. Ihnen standen nicht weniger als 97 000 Franzosen und 73 000 Engländer mit 600 Feldgeschützen, 150 Gebirgskanonen und 80 Haubitzen gegenüber! Nach überaus heftigen Kämpfen, denn die Franzosen und Engländer befanden sich in selbstgewählten, guten und stark verschanzten Stellungen, wurden die Alliierten geschlagen und über die griechische Grenze zurückgeworfen. Am 12. Dezember fielen Doiran, Gjewgeli und Struga in die Hände der glücklichen Sieger. Kein bewaffneter Feind stand mehr auf bulgarisch-serbischem Boden. Einige Tausend Gefangene, zahlreiche Geschütze, Maschinengewehre und ungeheures Kriegsmaterial fielen in die Hände der Bulgaren. Stark demoralisiert flu-

Digitized by Google

Abb. 6. Das Lager der Franzosen an der Struma.

teten die alliierten Truppen nach Süden. Leider verfolgten die Bulgaren den geschlagenen Feind nicht. An der griechischen Grenze angelangt, gab der bulgarische Oberbefehlshaber die Weisung, die Verfolgung einzustellen, damit die griechischen Hoheitsrechte in keiner Weise verletzt würden.

Das waren schlechte Nachrichten, die Sarrail nach Paris und Mahon nach London berichten mußten!

Dort hatte man indes bereits eingesehen, welchen Fehler man begangen, als man die Expedition wagte, die zu spät und mit unzureichenden Kräften unternommen worden war. Inzwischen waren Cochin und Kitchener in Athen gewesen und hatten sich an Ort und Stelle unterrichtet. Sie kamen in der zweiten Hälfte des November, zu einer Zeit, also, als alles noch scheinbar gut stand und der Rückzug der französisch-englischen Truppen noch nicht stattgefunden hatte. Trotzdem aber war Kitchener mit sehr gemischten Gefühlen nach London zurückgekehrt und vermutlich auf seinen Rat hin teilte die englische Regierung am 3. Dezember den französischen Ministern mit, daß man in London beschlossen habe, die englischen Truppen aus Saloniki zurückzuziehen, um sie anderweitig zu verwenden. Das war ein Schlag für die Franzosen und in größter Bestürzung versammelte sich der französische Ministerrat, in dessen Schoß viele Anhänger der Salonikiexpedition zu finden waren. Das Ergebnis seiner Beratung war, daß man die Engländer auf das Unangängliche, ja Unmögliche einer Aufgabe des Unternehmens aufmerksam machte und für den nächsten Tag, den 4. Dezember, eine Zusammenkunft der französischen und englischen Minister in Calais vereinbarte. Diese Zusammenkunft fand statt, aber man kam zu keiner Einigung. Der darnach am 5. Dezember in Paris zusammengetretene Kriegsrat der Alliierten sprach sich entschieden gegen eine Aufgabe der Expedition aus, die die bedenklichsten Konsequenzen nach sich ziehen würde. Wieder fand nun ein reger Depeschenwechsel zwischen Paris und London statt, worauf am 9. Dezember Asquith, Kitchener und Grey in der französischen Hauptstadt erschienen. Es wurde schließlich beschlossen, in Saloniki zu bleiben, da man doch einmal den ersten Schritt getan hatte. Dabei blieb es, im übrigen aber ist der unglückliche Ausgang der Expedition ja genügend bekannt. Die Serben warteten vergeblich auf die ihnen zugesagte Hilfe.

Da die serbische Armee vollständig aus Serbien vertrieben worden war und nur noch Trümmer von ihr existierten, wurden die meist waffenlosen Überbleibsel nach der griechischen Insel Korfu geschickt, um dort reorganisiert zu werden. Die Überfahrt geschah auf italienischen Schiffen, eine gute Gelegenheit für die Italiener, die sich in diesem Kriege ohnehin nichts als Mißerfolge geholt haben, auch wieder einmal von sich reden zu machen, denn der italienische Generalstab pries diese Truppenüberführungen als eine ganz besondere Heldentat.

Die französisch-englischen Truppen in Saloniki befanden sich in einer derartig schlechten militärischen Verfassung, daß sie froh sein konnten, von den Bulgaren nicht angegriffen zu

Digitized by Google

werden und sich in Ruhe neuordnen und befestigen zu können. Erst später, wenn die serbischen Truppen, die man noch auf 100000 Mann zu bringen hoffte, wieder kriegsfähig sein würden, wollte man versuchen, Serbien zurückzuerobern. Man hoffte auf das Frühjahr 1916.

Infolgedessen fanden im Winter 1915/16 keine besonderen kriegerischen Ereignisse statt, mit Ausnahme einer sehr wirkungsvollen Beschießung der alliierten Lager bei Saloniki durch ein Zeppelin-Luftschiff in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar 1916. Leider hatte das schöne Luftschiff das Unglück, in der Nacht vom 4. zum 5. Februar angeschossen zu werden, so daß es an der Wardarmündung niedergehen mußte.

Im März 1916 ereigneten sich einige unbedeutende Zusammenstöße an der Front zwischen Doiran—Gjevgeli—Wodena—Florina. Die Franzosen hatten ihre Stellung nach Westen zu ausgedehnt und sich immer mehr auf griechischem Boden eingenistet. Erst im Mai aber begann eine wirksame Luftaufklärung durch die Franzosen. Auch besetzten die Alliierten Dova-Tepe, das nördlich vom Doiransee zu suchen ist. Infolgedessen entwickelten sich im letzten Drittel des Monats Mai mehr oder weniger heftige Artilleriekämpfe; doch selten kam es zu Infanteriezusammenstößen. Um einem Angriff der Alliierten wirksam entgegentreten zu können, besetzten die Bulgaren am 27. Mai 1916 das Fort Rupel und die östlich und westlich das Strumatal beherrschenden Höhen, nördlich von Demir-Hissar. Inzwischen waren die neuorganisierten serbischen Divisionen in Saloniki eingetroffen, wo sich die Alliierten immer mehr als Herren gebärdeten, denn am 3. Juni war der Belagerungszustand über diese griechische Stadt verhängt worden. Endlich im Juli begann die Offensive der Verbündeten. Eine Gegenoffensive der Bulgaren setzte wenige Tage später ein und fand mit der Einnahme von Florina ihren vorläufigen Abschluß. Ein zweiter Artikel wird diese militärischen Operationen und den Ausgang der Salonikiexpedition zu schildern suchen.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Karl d'Elsa.

Mit 1 Abbildung.

General Karl d'Elsa, der unlängst mit der Führung einer Heeresgruppe an der Westfront beauftragt wurde, ist Sachse und wurde am

General Karl d'Elsa.
Nach Federzeichnung von M. Zimmerer.

1. September 1848 in Dresden geboren. Nachdem er die Kadettenschule seiner Vaterstadt durchgemacht hatte, trat er im Alter von 20 Jahren als Fähnrich beim 2. sächs. Grenadierregiment ein, konnte den Krieg gegen Frankreich schon als Leutnant mitmachen und durfte dabei, geschmückt mit dem wohlverdienten Eisernen Kreuz II. Klasse, der Kaiserproklamation in Versailles beiwohnen. Das Jahr 1874 brachte ihm die Ernennung zum Oberleutnant, und als solcher tat er Adjutantendienste, bald im Regiment, bald in der Brigade, um hierauf als Erzieher an der gleichen Kadettenanstalt zu wirken, aus der er selbst hervorgegangen war. 1881 wurde d'Elsa Hauptmann und führte eine Kompagnie im Leib-Grenadierregiment Nr. 100. Nach einer kurzen Adjutantenzeit beim Generalkommando übernahm er als Major 1891 den Befehl über das 13. Jägerbataillon in Dresden und vermählte sich im Juni des gleichen Jahres mit Karoline Charlotte v. Stieglitz. Bereits 1893 wurde der hervorragend tüchtige, kenntnisreiche und befähigte Offizier Oberstleutnant und war dann von 1895—1898 als Abteilungschef im sächsischen Kriegsministerium tätig. Als Oberst trat er an die Spitze des 1. Leib-Grenadierregiments Nr. 100, und als Generalmajor führte

Digitized by Google

er erst die 48. Infanteriebrigade in Leipzig, dann die 64. in Dresden. Eine besondere Auszeichnung bedeutete für den 53jährigen die 1902 erfolgte Ernennung zum diensttuenden Generaladjutanten seines Königs, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1904 verblieb. In diesem Jahre erhielt er als Generalleutnant den Befehl über die 24. Infanterie-Division in Leipzig, um dann 1910 als Kommandierender General das 12. Armeekorps (Dresden) zu erhalten. Die ganze militärische Laufbahn d'Elsas hat sich also in der sächsischen Armee abgespielt und blieb — ein seltener Fall — auf die beiden Garnisonsplätze Dresden und Leipzig beschränkt. Gleich bei Beginn des Weltkrieges holte sich d'Elsa das Eiserne Kreuz I. Klasse und wurde am rechten Arm leicht verwundet. Nach seiner Wiederherstellung kehrte er an die Front zurück, mußte hier aber leider den großen Schmerz erleben, daß seine drei hoffnungsvollen Söhne sämtlich als Offiziere den Heldentod fürs Vaterland starben.

Die Mittel des Krieges.

Die elektrische Sonne im Kriege.

Von **Willy Bautzner.** Mit 7 Abbildungen.

Schon seit den Tagen des grauen Altertums spielt das Licht eine wichtige Rolle im Kriege. Suchten die Gegner bis an die Grenze der neuesten Zeit das natürliche Tageslicht und seine Vorteile nach Möglichkeit auszunützen, so hat in den Kriegen der jüngst verflossenen Jahrzehnte, namentlich aber im Weltkrieg, das künstliche Licht eine ungeahnte, ja beinahe noch größere Bedeutung erlangt, wie das natürliche. Die elektrische Sonne — der Scheinwerfer — ist zu einem Mittel des Krieges geworden, ohne das heutzutage weder Freund noch Feind auszukommen vermögen. Zwei Erfindungen waren allerdings notwendig, um den Scheinwerfer in die Reihe der technischen Hilfsmittel des Krieges einzuführen: das elektrische Bogenlicht und der Parabolspiegel. Beide sind Errungenschaften des 19. Jahrhunderts, und vom Scheinwerfer als ganzem dürfen wir mit Stolz sagen, daß er ein Erzeugnis deutschen Geistes ist. Die Welt verdankt die Erfindung dem Nürnberger Elektrotechniker Schuckert, der selbst in rastloser Arbeit die Vervollkommnung bis zu einem hohen Grade noch durchführen konnte. Gehen wir indes der Geschichte des Scheinwerfers etwas genauer nach, so müssen wir zugeben, daß die ersten Anfänge bis in ferne Jahrhunderte zurückreichen. Diese Anfänge sind beim natürlichen Sonnenlicht zu suchen; die Feldherrn der Alten pflegten ihre Heere immer so aufzustellen, daß der Gegner den Schein des Tagesgestirns möglichst im Gesicht hatte und dadurch geblendet wurde, während den eigenen Mannen das Licht im Rücken stand. Zahlreich, wenn auch infolge des Mangels an genügend starken künstlichen Lichtquellen recht rückständig, sind die im Laufe der Jahrhunderte unternommenen Versuche zur Schaffung von Scheinwerfern, wobei man zunächst weniger deren Verwendung im Kriege als ihre Nutzanwendung im Dienste der friedlichen Schiffahrt erstrebte.

Als die eigentliche Geburtsstunde des modernen seetüchtigen und kriegsverwendungsfähigen Scheinwerfers muß daher jedenfalls die Erfindung des elektrischen Bogenlichts betrachtet werden. Erstmals wurde der elektrische Lichtbogen im September des Jahres 1800 von dem englischen Physiker Davy, dem Erfinder der heute noch gebräuchlichen Sicherheitslampe für Bergleute, beobachtet. Durch diesen Lichtbogen, dessen Lichtfülle sich bei

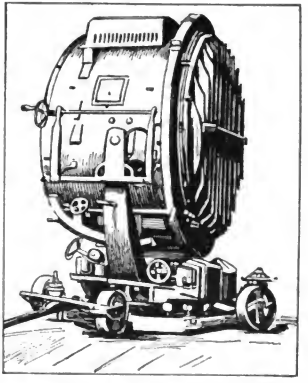


Abb. 1. Großer fahrbarer Marine-Scheinwerfer mit Jalousieblende und elektromotorischem Fernantrieb für See- und Landdienst.

entsprechender Verstärkung der Batterie beliebig vergrößern ließ, war eine künstliche Lichtquelle gegeben, die die Grundlage für unsere heutigen Scheinwerfer bot. Trotzdem vergingen noch meh-

Digitized by Google

Abb. 2. Scheinwerfer-Abteilung auf dem Marsch.

rere Jahrzehnte, ehe man sich ernstlich damit beschäftigte, das elektrische Bogenlicht zu Beleuchtungszwecken heranzuziehen. Als man dies dann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wagte, da geschah es merkwürdigerweise sogleich in der Form eines Scheinwerfers, und zwar in Paris, gelegentlich einer Opernaufführung. Man stellte ihn dort mit Hilfe eines elektrischen Bogenlichts und eines dahinter angebrachten Spiegels dar und erzielte so eine für die damalige Zeit geradezu glänzende Wirkung. Schuckerts Verdienst bestand nun, nachdem die Bogenlampe erfunden war, vornehmlich in der Anwendung des Parabolspiegels. Der Parabol- oder Hohlspiegel ist gleichfalls eine viele Jahrhunderte alte Erfindung, wie ja die mathematische Figur der Parabel, die die Grundlage für die Oberfläche des Hohlspiegels bildet, auch den Alten schon bekannt war. Die besondere Schwierigkeit für Schuckert bestand nur darin, Spiegel in der erforderlichen Größe für die Scheinwerfer richtig und tadellos zu schleifen. Mit Hilfe seines Freundes Munker gelang es schließlich, eine automatische Schleifmaschine herzustellen, die befriedigende Arbeit leistete. In der glücklichen Lösung dieses Problems liegt der große Vorsprung begründet, den seitdem die deutsche Industrie vor der des Auslands besitzt, sie ermöglichte nicht nur ein vorzügliches Fabrikat, sie gestattete auch die Fertigung riesiger Spiegel. So lieferte beispielsweise die Firma Zeiß in Jena, die neben den Siemens-Schuckert-Werken und der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin die Herstellung von Scheinwerfern betreibt, schon Parabolspiegel für Marinescheinwerfer bis zu 110 cm Durchmesser, und die Siemens-Schuckert-Werke haben gar solche bis zu 2 m Durchmesser hergestellt. Hand in Hand mit der Ausdehnung des Maßes ging auch die Anwendung gesteigerter Lichtstärken. England kann sich z. B. rühmen, einen Riesenscheinwerfer zu besitzen, der 3 Millionen Kerzenstärke besitzt, und noch in 60 km Entfernung gestattet der ausgesandte Lichtkegel das Lesen von Druckschrift.

Schon aus diesen Angaben mag hervorgehen, welche Bedeutung dem Scheinwerfer im modernen See- und Landkrieg zukommt. Für den Landkrieg ist diese Bedeutung noch gewachsen, seitdem die Kämpfe bei Nacht zur Alltäglichkeit geworden sind und außerdem nächtliche Besuche und Angriffe von Flugzeugen und Luftschiffen eine ständige Erscheinung des Krieges bilden. Dadurch erst ist der Scheinwerfer zur „elektrischen Sonne" geworden. Seine Aufgabe ist es zunächst, die Nacht zum Tag zu wandeln. Aber er ist auch zum Sucher (Beispiel: „Torpedosucher" der Kriegsschiffe) geworden, der bemüht ist, den Feind in seinem Versteck aufzuspüren, sowie dem Angreifer und seinen Geschossen Weg und Ziel zu weisen. Endlich dient der Scheinwerfer auch als Signalapparat. Diese mehrfache Aufgabe erfordert zweierlei: Einmal eine künstlich erhöhbare Stellung und zum andern eine möglichst große Beweglichkeit. Soweit uns aus naheliegenden Gründen die Gegenwart nicht notwendige Beschränkungen auferlegt, wollen wir uns nun seine Einrichtung und seine Tätigkeit etwas näher ansehen. Von vornherein ist eine Scheidung vorzunehmen zwischen den Scheinwerfern, deren sich die Marine bedient und denen, die das Landheer benützt. Im Wesentlichen handelt es sich dabei um Größenunterschiede und im Zusammenhang damit um Verschiedenheit der Lichtstärke. Die Marinescheinwerfer, ohne die ein großes Kriegsschiff heute überhaupt nicht mehr bestehen kann, müssen schon wegen der bedeutenden

Digitized by Google

Abb. 3. Der Scheinwerfer auf der Suche nach feindlichen Fliegern.

Entfernung, auf die sie wirken sollen, größer und lichtstärker sein, wie die des Landheeres. Nach seiner Verwendung richtet sich ferner auch die Form des Scheinwerfers. Zu berücksichtigen ist weiterhin, daß auf der See seine Verwendbarkeit ungleich größer ist als auf dem Lande; denn er soll das Anschleichen von Torpedo- und Tauchbooten während der Nacht vereiteln. Und nicht zuletzt dürfte es wohl dem Vorhandensein ganzer Scheinwerferbatterien auf den Schiffen zu danken sein, daß wir nicht viel von nächtlichen Husarenstreichen unserer U-Boote gegen die Schiffsriesen der englischen Flotte hören. Die mächtigen Scheinwerferbatterien der Schiffe sind in der Regel so angeordnet, daß sie sowohl von ihrem Standort aus, als auch mit Hilfe elektrischer Leitungen von der Kommandobrücke aus in Tätigkeit gesetzt werden können. Den Strom für die Lampe des Scheinwerfers liefern auf den Schiffen die Akkumulatoren, die durch besonders leistungsfähige Dynamomaschinen gespeist werden. Im übrigen ähneln sich See- und Landscheinwerfer. Im Festungskrieg, wo der Scheinwerfer bekanntlich auch eine recht wichtige Rolle spielt, kommen beide Konstruktionsarten mit- und nebeneinander zur Anwendung. Einen großen fahrbaren Marinescheinwerfer zeigen wir in Abb. 1.

Das wichtigste Merkmal des beim Landheer benützten Scheinwerfers ist seine Montierung auf einem der Geschützlafette ähnlichen Fahrgestell, wodurch es möglich ist, ihn rasch von einem Ort zum andern zu bringen. Sehr wertvoll hat sich dabei der Kraftwagen erwiesen, dessen Motor den Doppelzweck erfüllt, als Fortbewegungs-, wie als Lichterzeugungsmaschine zu dienen. Man richtete den Autowagen mit einer entsprechend starken Dynamomaschine aus, die mit Hilfe des Motors der Lampe den erforderlichen Lichtstrom liefert, solange der Scheinwerfer in Tätigkeit ist. Aber trotz dieser nicht unerheblichen Vorzüge des Automobils sind in allen Heeren auch die von Pferden gezogenen Scheinwerferzüge noch recht zahlreich; sie erwecken in ihrer Gesamtheit ganz den Eindruck von Geschützen (Abb. 3). Die Lafette trägt die Lampe und das oder die teleskopartig zusammenschiebbaren Rohre, an deren oberem Teil in einem Rahmen oder einer Gabel die Lampe bis zu einem gewissen Winkel leicht nach oben und unten, nach rechts und links drehbar, aufgehängt ist. Unsere Abb. 3, 4 und 5 lassen dies erkennen. Die Protze des Scheinwerferzugs birgt in zweckdienlicher, sinnreicher Konstruktion und Anordnung die Apparate, die den elektrischen Strom liefern.

Durch die großartige Entwicklung der Luftschiffahrt und des Fliegerwesens gerade im Weltkrieg sind die praktischen Verquickungen von Scheinwerfern und Abwehrkanonen gefunden worden, von denen wir in Abb. 6 ein englisches Modell vorführen. Einen Zweig für sich bilden die wesentlich kleineren, tragbaren Scheinwerfer, die in der Hauptsache als Signalapparate Verwendung finden. Von diesen vermittelt die Abb. 7 einen Begriff.

Der Scheinwerfer hat zumeist die Aufgabe, einen nur kleinen Ausschnitt aus der tiefen Finsternis in besonders starkes Licht zu tauchen, ja man legt sogar schon bei der Konstruktion großen Wert darauf, die Streuung, d. h. die seitliche Ablenkung der Lichtstrahlen, möglichst einzuschränken. Hat man dann die Absicht, einen möglichst großen Teil des Geländes zu beleuchten, so läßt sich das durch einfache Einschaltung einer besonderen Vorrichtung, eines aus zwei zylinderförmigen Linsen

Digitized by Google

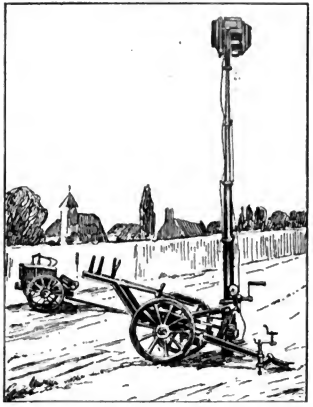


Abb. 4. Scheinwerfer mit einem zusammenschiebbaren Mast in Gebrauchsstellung.

bestehenden „Doppelstreuers", ohne weitere Schwierigkeit bewirken. Außerdem ermöglicht die leichte Drehbarkeit der Lampe die Bestrahlung einer größeren Fläche. Die Bewegung des Leuchtapparates erfolgt in der Regel durch ein Schneckengetriebe, mitunter, und zwar zumeist auf Schiffen, wenn der Apparat hoch oben an einem Mast aufgehängt ist, also aus der Ferne bedient werden muß, durch besonders angebrachte Elektromotoren. Regulierbare Widerstände gestatten die Anwendung verschiedener Geschwindigkeit bei der Wanderung des Lichtstrahls durch das Dunkel der Nacht.

Von besonderer Wichtigkeit, namentlich im Kriege, ist die Möglichkeit, das Licht des Scheinwerfers schnell verschwinden zu lassen. Wäre dies nur durch das Ausschalten des elektrischen Stroms möglich, so würde die Absicht nicht restlos erreicht werden, weil bekanntlich die Kohlenstifte noch eine ganze Weile nachglimmen und so den Standort des Scheinwerfers mehrere Sekunden lang verraten könnten. Man hat deshalb den Apparat mit einer Blende versehen, die man nötigenfalls rasch vor die vorn abschließende Glasscheibe schlägt. Die Blende besteht aus dünnen, schwarzgestrichenen Blechen, die entweder als Jalousieverschluß oder in Form der auch bei photographischen Apparaten anzutreffenden Irisblende angeordnet sind. Da die Ränder der Blende sich überdecken, so erzielt man auf diese Weise einen durchaus vollkommenen Abschluß des Lichts, ohne daß man nötig hat, den die Bogenlampe speisenden Strom selbst auszuschalten. Der Mechanismus ist so gehalten, daß ein kurzer Ruck oder Druck genügt, das Licht blitzartig schnell verlöschen oder wieder aufleuchten zu machen. Erst die Ausgestaltung der Blenden zu ihrer heutigen technischen Vollkommenheit hat dazu geführt, den Scheinwerfer als Signalinstrument zu verwenden in ähnlicher Weise, wie man sich bei Sonnenschein des Heliographen bedient.

Es war lediglich die logische Folge eines Entwicklungsgesetzes, wenn mit dem Fortschreiten seiner technischen Vervollkommnung auch die militärische Verwendbarkeit des Scheinwerfers eine ständige Erweiterung erfuhr. So finden wir in den zum Festungskrieg gewordenen Stellungskämpfen den Scheinwerfer außerordentlich zahlreich angewendet. In der Küstenverteidigung begegnen wir Scheinwerfern, die allergrößte Dimensionen aufweisen und entweder fest eingebaut oder auf Schienen fahrbar sind. Neuartig erscheint gewiß die Verwendung des Scheinwerfers als sog. Blender, wobei man beispielsweise durch rasch aufeinanderfolgende Betätigung der Verschlußblende oder entsprechender Bewegung der ganzen Lampe ein unruhiges Flackern des Lichtkegels bewirkt, das geeignet erscheint, etwaige nächtliche Arbeiten des Feindes zu stören, während es andererseits gestattet, eigene Maßnahmen, wie Truppenbewegungen usw., zu verdecken. Das Zusammenwirken mehrerer Scheinwerfer ermöglicht die Schaffung einer sog. Lichtsperre, die dem Feind jegliche Beobachtungsmöglichkeit nimmt. Den Feind zu täuschen, eigenen marschierenden Truppen die Richtung auf das Marschziel zu erleichtern, sind weiterhin einige nicht unwesentliche Aufgaben des Scheinwerfers. Von erheblicher Bedeutung ist schließlich noch seine Mitwirkung im Luftkrieg, wo es namentlich gilt, bei Nacht die gegnerischen

Abb. 5. Doppelmastiger Scheinwerfer in Bereitschaft.

Digitized by Google

Abb. 6. Mit Scheinwerfer verbundenes Fliegerabwehrgeschütz auf einem Kriegsschiff.

Flugzeuge und Luftschiffe für die Beschießung sichtbar zu machen.

Wie schon erwähnt, haben die Scheinwerfer von heute eine recht ansehnliche Reichweite. Ebenso wichtig wie diese ist jedoch die Feststellung, bis zu welcher Entfernung ein Mensch in dem ausgesandten Lichtkegel noch sichtbar bleibt. Daß bei dieser Feststellung verschiedene Momente, wie die Lichtstärke, die Sehschärfe des Beobachters und nicht zuletzt auch die Kleidung des zu Beobachtenden eine Rolle spielen, erscheint ohne weiteres verständlich. Da ist es nun interessant, daß Versuche einen gewissen Nachteil für das Feldgrau unserer Truppen ergeben haben, indem nämlich ein in Grau gekleideter Mann bis zu 350 m Entfernung vom Beobachter recht gut sichtbar blieb, während ein Blaugekleideter schon in 200 m nicht mehr zu sehen war. Die Lichtstärke der hierbei verwendeten Lampe betrug etwa 8000 Kerzen. Bei noch stärkeren Lampen wird somit naturgemäß die Sichtbarkeit eines Menschen sich ebenfalls entsprechend verstärken, so daß dann auch das übliche Hinlegen auf die Erde und regungslose Verharren keinen genügenden Schutz mehr bieten wird. Es werden sich deshalb zu den seither im Winter und in der Schnee- und Eisregion verwendeten besonderen Schneemänteln für die Patrouillen und für nächtliche Unternehmungen wohl bald schon blaue Überziehblusen gesellen müssen, um im Scheinwerferlicht die Unsichtbarkeit zu erhöhen, bzw. mehr als bisher zu gewährleisten.

Zum Schluß sei bei dieser Gelegenheit noch auf eine optische Neuheit hingewiesen, die eine wertvolle Ergänzung des Scheinwerfers darstellt und sich auch in diesem Krieg bereits praktisch bewährt hat: den sog. Tripelspiegel der Firma Zeiß. Dieser Dreiflächenspiegel hat dank seiner besonderen Konstruktion die Eigenschaft, alle durch seine Grundflächen einfallenden Lichtstrahlen genau parallel zu ihrer Einfallsrichtung zu reflektieren. Die Strahlen werden also an ihren Ausgangspunkt zurückgesandt. Wird sonach der Tripelspiegel von der Scheinwerferstation angeleuchtet, so ist es möglich, durch entsprechendes Verdecken und wieder Freigeben dieses Spiegels mit ihm Signale zu geben, ohne daß dazu eine besondere Lichtquelle steht. Da die von dem Tripelspiegel ausgehenden Strahlen nur demjenigen sichtbar sind, der im Wege des Lichtstrahls sich befindet, so kann man auf diese Weise sogar in unmittelbarer Nähe des Feindes Lichtsignale geben und empfangen, ohne daß der Gegner etwas davon bemerkt. Für den Land- und Seekrieg sowohl, als auch für sonstige Zwecke, insbesondere für die Schiffahrt, erweist sich also dieser Tripelspiegel als ein ebenso schätzenswertes Hilfsmittel, wie der Scheinwerfer selbst.

Abb. 7. Eine Scheinwerfer-Ausrüstung für den Handgebrauch.

Digitized by Google

Der deutsche Stahlhelm.

Von Albert Schmidt. Mit 3 Abbildungen.

Es ist das besondere Kennzeichen des Weltkrieges, daß er die Rumpelkammern aller Zeiten durchstöbert hat, um daraus das Rüstzeug der Alten, die Waffen, mit denen einst sie zu

Abb. 1. Der deutsche Stahlhelm.

Felde zogen, hervorzuholen und für seine Zwecke nutzbar zu machen. All die zum Grabenkrieg verwendeten technischen Hilfsmittel sind mehr oder weniger modernisierte Waffen früherer Jahrhunderte und wer in den Arsenalen und Waffenmuseen längst vergangener kriegerischer Epochen bewandert ist, der muß staunend feststellen, wie sehr sich die Technik von damals und die des Völkerkrieges von 1914/16 im Verlauf seiner Dauer ähnlich geworden ist. Wurfpfeile, Handgranaten, Bomben, Minenwerfer, Armbrust, Katapult, Flitzbogen und manches andere Geschoß und Geschütz mehr, die einst schon im Gebrauch waren, sind wieder modern geworden. Der zwischen heute und einst noch bestehende Unterschied kennzeichnet sich höchstens in einer größeren Wuchtigkeit und in grausamerer Zerstörungskraft gegenüber der Waffentechnik der Alten. Das hat seine Ursache zum einen in der größeren Kraft der Sprengmittel, zum anderen in der Massenwirkung, die infolge der Massenheere erzielt werden muß. Sich gegen diese zum Teil geradezu furchtbare Wirkung nach Möglichkeit zu schützen, ist deshalb ein Machtgebot geworden bei Freund und Feind. Und da sich seit Jahr und Tag der Hauptteil der Kämpfe in den Gräben und dem oft nur schmalen Gebiet dazwischen abspielt, so paßten sich unwillkürlich Bewaffnung und Ausrüstung der Eigenart dieses Grabenkrieges an. Als das Gefährlichste dürfen unstreitig die Gasangriffe und die Handgranaten bezeichnet werden. Die ersteren, an die berüchtigten Stinktöpfe der Chinesen in früherer Zeit erinnernd, führten zur Konstruktion der Gasmaske, deren Vervollkommnung insbesondere den Engländern gelang, während gegen die verheerenden Wirkungen der Handgranaten die Franzosen zuerst den Stahlhelm schufen. Bald folgten ihnen die Engländer nach und ein paar Monate später tauchten Stahlhelme auch in den deutschen Gräben auf. Man sieht also, daß die Technik bemüht ist, im selben Maße, wie sie die Furchtbarkeit des Krieges steigert, auch den Schutz des Einzelnen zu verstärken und man darf es dabei als eine Analogie im kleinen bezeichnen, wenn

Abb. 2. Deutscher Stahlhelm mit besonderer abnehmbarer Vorderplatte zur Verstärkung des Schutzes gegen Geschoß- und Splitterwirkung.

sie die Wucht der Durchschlagskraft der Handwaffe mit der Schaffung des stählernen Schutzes der meist bedrohten Körperteile des Kämpfers beantwortet. Denn schon einmal hatten wir das gleiche zu beobachten: Als die Kraft der

Digitized by Google

Schiffsartillerie sich zusehends steigerte und mit der Zunahme des Kalibers auch die Kraft der Zerstörung wuchs, entstanden als Antwort darauf die Panzerungen der Schiffe. Von anfänglich nur Zollstärke haben sie bald schon Meterdicke erreicht und sind noch im Wachsen begriffen. So erzeugte eines das andere. Das Merkwürdigste ist nur, daß auch dies alles schon einmal da war, wenn auch verschieden in Art und Ausführung. So vollendet also der Stahlhelm gewissermaßen die Rückkehr in das Zeitalter der Ritter, eine Erscheinung, die um so weniger auffällt, wenn man sich daran erinnert, daß beispielsweise die Italiener schon Monate vorher dazu übergegangen sind, auch Brust- und Schulterpanzer für einzelne ihrer Truppen einzuführen, wie das hier vor einiger Zeit im Bilde gezeigt worden ist. Der Unterschied — und darin liegt die einzige Bedeutung zwischen einst und jetzt — ist nur der, daß gegenüber früher heute mehr das Praktische in den Vordergrund tritt und damit zugleich die große Einheitlichkeit erzielt wird, die sich als ein nicht zu unterschätzender Vorteil erweist.

Über den französischen Stahlhelm und seine Vorbilder haben wir erst kürzlich einem Mitarbeiter das Wort gegeben; seine Form zeigten wir früher schon im Bild. Von dem englischen Stahlhelm wissen wir nur, daß er die Form des Eisenhutes von einst besitzt. Durch Gefangene ist indessen festgestellt worden, daß weder der französische noch der englische Stahlhelm seinen Zweck vollwertig erfüllt. Man scheint sich an leitender Stelle unserer Feinde damit zu begnügen, durch das Vorhandensein des Stahlhelmes den Truppen wenigstens das Gefühl der Sicherheit zu verleihen und im übrigen in der Billigkeit der Herstellung einen besonderen Wert zu erblicken.

Der scheinbare Nachteil, daß die deutsche Heeresverwaltung ihren Sturmtruppen erst zuletzt den Stahlhelm gab, hat sich schon bald in das Gegenteil verkehrt, denn es war ihr dadurch möglich, sich sofort die Erfahrungen zunutze zu machen, die die Gegner inzwischen mit ihren stählernen Kopfbedeckungen gemacht hatten. So trat denn der deutsche Stahlhelm gleich als ein Meisterstück in die Erscheinung, das seither nicht übertroffen worden ist.

Hinzu mag kommen, daß unsere Verantwortlichen wie bei allem, was sie an neuartiger Kriegstechnik und an Schutzmaßnahmen einführen, so auch beim Stahlhelm mit besonderer Gründlichkeit vorgegangen sind. Es ist deshalb wohl auch durchaus glaubhaft, wenn versichert wird, daß man bei uns schon längst an eine unseren Lederhelm ersetzende metallene Kopfbedeckung mit entsprechendem Nackenschutz gedacht hat, ehe noch die Feinde mit ihren Stahlhelmen hervortraten. Der Grundgedanke war jedenfalls, die namentlich im Anfang des Krieges besonders häufigen Verletzungen des Gehirns auf ein Mindestmaß zurückzudrängen. Um dies zu erreichen, mußten der Arzt und der Techniker zusammenarbeiten. Letzterer, ein Hauptmann, der im Zivilberuf als Professor an einer technischen Hochschule wirkt und sich schon im Frieden mit

Phot.: Presse-Bureau, Leipzig.

Abb. 3. Die neueste Ausrüstung unserer Sturmtruppen.

der Wirkung von Geschossen auf Panzerplatten eingehend beschäftigt hat, nützte die Hinweise des Arztes auf die Teile, die besonderen Schutz erheischten. Daß hierbei auch das Gewicht des neuen Helmes eine Rolle spielte, ist selbstverständlich. So entstand schließlich auf wissenschaftlicher Grundlage, aus dem Zusammenwirken von Anatomie und Mathematik das Gebilde, das wir hier in unserer Abb. 1 zeigen.

Nun muß es aber geradezu sonderbar anmuten, daß unsere Soldaten an und hinter der Front diesem neuen Stahlhelm anfangs mit geteilter Freude gegenüberstanden. Sie trennten sich vielfach nur ungern von ihrer gewohnten Kopfbedeckung, der bekannten Pickelhaube, und der Dienstmütze. Nachdem aber einmal der Wert

Digitized by Google

des neuen Helmes voll erkannt worden war, haben die Truppen, die in ihm zum Ausdruck kommende Fürsorge der Heeresleitung dankbar anerkannt und seitdem mögen sie ihn nicht mehr missen. Und es ist nicht allein das Gefühl größerer Sicherheit, das ihnen den Stahlhelm lieb und wert macht, sondern auch die gegenüber dem Lederhelm bedeutend bessere Lüftung, die zugleich auch einen Ausgleich gegenüber seinem Mehrgewicht bedeutet.

Hinsichtlich seiner Form, um auch über diese noch etwas zu sagen, nähert sich der Stahlhelm dem sogen. Schallern, jener vorn runden, nach hinten spitz zulaufenden Eisenhaube der Maximilianszeit, der Zeit also, die wir heute als die fortgeschrittenste und hochentwickeltste der deutschen Waffenschmiedekunst kennen. Und wenn es auch lediglich reiner Zufall ist, so erscheint dieses Zusammentreffen jener alten mit der neuen Form doch auch als eine Gewähr dafür, daß der deutsche Stahlhelm vollauf das hält, was man sich von ihm versprochen hat und das einmütige Urteil aller, die ihn heute tragen, bestätigt dies. Tausenden ist er jedenfalls inzwischen zum Lebensretter geworden, besonders, seitdem man die am meisten dem Angriff, der Geschoß- und Splitterwirkung ausgesetzte Gesichtsseite noch durch eine abnehmbare Vorderplatte verstärkte, wie sie aus unserer Abb. 2 ersichtlich ist.

Wenn der deutsche Generalstab in diesem Krieg sich wiederholt genötigt sah, darauf hinzuweisen, daß es ausschließlich die Schuld unserer Feinde war, wenn grausame Rücksichtslosigkeit in der Kriegführung und der Anwendung der Kriegsmittel Platz gegriffen hat, so ist ihm das ohne weiteres zu glauben. Er hat aber ebenso das unbestrittene Verdienst in weitgehendem Maße dafür gesorgt zu haben, daß unseren Kämpfern in West und Ost nach Möglichkeit Schutz vor dieser aller Zivilisation hohnsprechenden Grausamkeit gewährt wird. Einen greifbaren Beweis hierfür liefert auch der neue Stahlhelm, der nicht den ersten und einzigen Ausdruck dieser Fürsorge darstellt, jedenfalls aber ein wesentliches Mittel bildet, die Blutopfer in diesem Kampf um die Existenz unseres Volkes ganz erheblich zu verringern. Die Güte und die Zweckmäßigkeit sind bei uns Deutschen noch immer und in allem oberstes Gesetz gewesen, das kommt uns auch zum Bewußtsein, wenn wir die Wandlungen ins Auge fassen, die unsere Heeresausrüstung allein in den zwei verflossenen Kriegsjahren durchgemacht hat. Man vergleiche nur einmal das Bild, das unsere Soldaten noch in den ersten Monaten des Stellungskrieges, also Ende 1914, boten mit dem Kämpfer in der vordersten Linie von Ende 1916, wie er in unserer Abb. 3 wiedergegeben ist. Eine charakteristischere Darstellung dürfte es wohl kaum geben. Und nicht zum wenigsten dürfte gerade dieses Anpassen an die zeitlichen Erfordernisse mit dazu beitragen, daß trotz aller feindlichen Sturmläufe, trotz aller schweren, fast übermenschlichen Mitarbeit und aller gewaltigen technischen und sonstigen Schwierigkeiten, trotz Trommelfeuer und Gasangriffen unsere Feldgrauen so wacker standhalten und sich die Zuversicht auf ein und für uns siegreiches Ende dieses Völkerringens nicht rauben lassen. „Sie kommen nicht durch!" Dieses Wort scheint uns versinnbildlicht und zur Form geworden, wenn wir die stolze Ritterlichkeit betrachten, die uns in erheblichem Maße in dem neuen Stahlhelm ausgedrückt erscheint.

Vermischtes.

Kohle und Eisen. Wenn etwas für die Kriegführung eines Staates von ausschlaggebender Bedeutung sein und werden kann, so sind es neben dem Geld die Kohle und das Eisen, und der Weltkrieg hat bereits in mancherlei Hinsicht grelle Schlaglichter auf die Wichtigkeit dieser Produkte geworfen. Man denke nur an die Kohlennot Frankreichs und Italiens und an Englands wenig bundesbrüderliches Verhalten gegenüber diesen Staaten in bezug auf die Kohlenversorgung. Da ist es nicht ohne Wert, zu wissen, wie es um die Erzeugung von Kohle und Roheisen in den sich bekriegenden Großstaaten steht. Natürlich können hierbei nur Friedenszahlen herangezogen werden, da die für die Kriegszeit sich ergebenden statistischen Nachweise naturgemäß kein vollwertiges Bild ergeben, denn durch die Abwesenheit tausender von Arbeitskräften wird die Gewinnung dieser Rohstoffe ohne Zweifel stark beeinflußt worden sein. Der besseren Übersicht wegen stellen wir einfach die Ergebnisse — sie stammen aus dem Jahre 1912 — tabellarisch untereinander, wobei die einzelnen Zahlen die Erzeugnisse in Millionen Tonnen angeben. Es ergibt sich danach ein Bild wie folgt:

Länder	Kohle	Roheisen
Deutschland	256	17,9
Oesterreich	43	2,0
Ungarn	10	0,6
England	265	9,6
Frankreich	41	4,9
Rußland	31	4,2
Italien	0,6	0,3

Dieses Bild mag auf den ersten Blick nicht gerade günstig für die Zentralmächte aussehen, besonders was die Kohle anbelangt, es verschiebt sich aber sofort recht wesentlich zu unseren Gun-

Digitized by Google

sten, wenn man sich erinnert, daß wir ja zurzeit die bedeutenden Kohlengebiete in Belgien und Nordfrankreich besitzen. Und auch bei dem Roheisen, in dessen Erzeugung die Mittelmächte schon vorher einen Vorsprung hatten, sichert uns der Besitz der großen Erzlager in Französisch-Lothringen das Übergewicht. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß sowohl England wie Frankreich es in bekannter Weise versuchen, die wirklichen Ergebnisse ihrer Erzeugung während des Krieges durch Vornahme entsprechender Zahlenkorrekturen zu ihren Gunsten zu verschleiern. Das wird auch bestätigt dadurch, daß die Entente gezwungen war, sich den Eisenreichtum der Vereinigten Staaten nutzbar zu machen, der ihr ja auch dank der wundervollen „Neutralität" der Eisenmagnaten Amerikas in reichstem Maße zur Verfügung gestellt worden ist. Nur so war es möglich, einen Ausgleich herbeizuführen und sich ein scheinbares Übergewicht zu sichern. Aber das kostet den Bierverband so viel Geld, daß wir trotzdem besser daran sind. Außerdem kommt hinzu, daß nicht wenige Prozent dieses amerikanischen Eisensegens in Roh- und Fertigfabrikaten durch unsere Unterseeboote zu den Fischen geschickt worden sind.

Riesenflotten des Altertums. Das stolze Wort: „Navigare necesse est", das den Eingang des deutschen Seehandelshauses in Bremen schmückt, ist nicht etwa erst eine Erkenntnis der Neuzeit, geboren aus dem Zwang, für die gewaltigen Bedürfnisse der rasch angewachsenen Bevölkerung der modernen Staaten zu sorgen. Schon die Alten haben diese Notwendigkeit der Schiffahrt erkannt. Und wie die Fahrten der Phönizier bis nach England und Spitzbergen, so sind namentlich auch die kühnen Wikingerfahrten der nordischen Völker der Nachwelt bekannt geworden. Weniger bekannt dürfte dagegen sein, daß man zu Zeiten eben jener Völker auch schon Flotten kannte, deren Schiffszahl die heute größte Flotte der Welt, die englische, weit in den Schatten stellt. Im Vergleich zu dem, was wir heute speziell ein Kriegsschiff nennen, bestand eine solche Riesenflotte des Altertums freilich nur aus Nußschalen. Und doch haben wiederum eben diese Nußschalen allen Stürmen und Wogen des Meeres getrotzt, ja, sie haben Fahrten gemacht und Eroberungszüge, über die man nur staunen muß.

In einem neuerdings erschienenen verdienstvollen Werk über die altgermanische Meerherrschaft von Dr. Konrad Müller wird von einer ganzen Reihe solcher ungeheuer großen Flotten berichtet, die vor 1000 und mehr Jahren schon Nordsee, Atlantis und Mittelmeer befuhren, ebenso weite als kühne Kriegsfahrten unternehmend. So waren die Wikinger ganz gewaltige Gegner für die Begriffe der damaligen Zeit, und manches ihnen an Land und Leuten erheblich stärkere Volk beugte sich vor ihnen.

Für gewöhnlich bestand die Besatzung eines Wikingerkriegsschiffes aus 20 Mann, bei größeren Typen auch wohl aus 60—80. Erst bei den ganz großen Schiffen der letzten Wikingerzüge stieg die Besatzung bis auf 300 Mann. Besonders bemerkenswert erscheint, daß manche der kühnen Häuptlinge und Seekönige, vor deren Flottenmacht sich andere fürchteten, kaum einen Fußbreit eigenen Landes besaßen. In kleineren Verbänden von 40 bis 50 Schiffen, die für sich ein geschlossenes Ganzes bildeten, brachten sie ihre volkreichen Heere von einem Gestade zum anderen und mit ihren schwimmenden Reichen vermochten sie sich wiederholt ganz gewaltige Erfolge zu sichern. Auch wenn zu ganz früher Zeit die nordischen Stämme unter sich selbst Krieg führten, taten sie dies schon mit gewaltigen Flotten. So erzählt Snorri Sturluson, daß Knut der Große Norwegen mit 1200 Schiffen angegriffen habe. Da man zu jener Zeit das Hundert zu zehn Zwölfern rechnete, wären das also eigentlich 1440 Schiffe gewesen. Des Gotenkönigs Sigurd Eyring Flotte bestand der Sage nach allein aus 2500 Schiffen, die seines Gegners Harald Hildstand von Dänemark reichte von Seeland bis Schonen, so daß man von einer Insel zur andern wie auf einer Schiffsbrücke gehen konnte.

Mit 600 Schiffen tauchten im Jahre 845 die Normannen an der Nordwestecke Deutschlands auf, stießen elbaufwärts bis Hamburg vor und äscherten es auf Befehl ihres Führers, des Königs Horrik, ein. Auch nach Frankreich fuhren die Normannen. Die Seine aufwärts kamen sie bis Paris, das sie mehrfach belagerten. Im Jahre 886 waren auf 700 Schiffen nicht weniger als 40000 Wikinger vor Paris erschienen, das sie längere Zeit belagerten. Eine der gewaltigsten Flotten aller Zeiten aber war unstreitig die von Rurik und Gottfried Haraldson, die im Jahre 850 von sich reden machte. Eine einzige Abteilung davon umfaßte schon allein 350 Schiffe.

Wie die Normannen die Nordsee und die daran anschließenden südlichen Gewässer beherrschten, so war ihnen auch die Ostsee untertan, an deren Küsten sie überall landeten. Zur Zeit Ruriks gelangten sie auch nach dem heutigen Rußland. Askold und Dir, zwei Mannen Ruriks, machten dort große Eroberungen. Diesem Zug folgte im Jahre 865 ein Raubzug nach Konstantinopel, den sie mit 14000 Mann auf 340 Schiffen unternahmen. Ruriks Sohn gelang es schließlich, Askold und Dir zu unterwerfen und die Herrschaft ihres Gebietes zu übernehmen. Er vereinte es mit dem seinigen und machte Kiew zur Hauptstadt seines Reiches. Nahezu alle russischen Stämme wurden von ihm unterworfen und bis zum Jahre 907 wuchs seine Macht so gewaltig, daß auch er einen Eroberungszug nach Konstantinopel ausführen konnte, wobei er mit 80000 Mann auf 2000 Schiffen auszog. Auch sein Nachfolger zog im Jahre 941 gen Konstantinopel, hatte aber wenig Glück, denn seine Flotte wurde durch griechisches Feuer zerstört und die meisten seiner Krieger ertranken im Bosporus. Größeren Erfolg hatte er 944, da Kaiser Romanus der Normannenflotte besondere Boten bis in die Donaumündungen entgegenschickte, denen es gelang, Friedens- und Handelsverträge mit den Warängern, so hießen die Normannen im damaligen Rußland, abzuschließen.

Daß die Wikinger sogar im Kaspischen Meer Eroberungszüge ausgeführt haben, wird durch einen persischen Dichter bewiesen, der erzählt, sie wären wie ein Hagel auf die reizende Landschaft herniedergefahren. Gemeint ist damit der Zug im Jahre 913/14, der in dem arabischen Bericht Mastudis geschildert wird, der besagt, daß die Waränger auf 500 Schiffen bis zum Gestade der Naphthagrube im Königreich Sarwan, die schon damals den Namen Baku trug, vorgedrungen sind. A. S.

Digitized by Google

Der Sammler

Kriegs-Notgeld in Frankreich und Belgien.

Mit 6 Abbildungen.

Das gemünzte Geld hat in allen Kriegen die Eigenschaft, seltener zu werden oder ganz von der Bildfläche zu verschwinden und dem Papier Platz zu machen. Das hat seine verschiedenen Ursachen. Das Gold wird von den Zentralbanken in den kriegführenden und auch

Abb. 1. Die primitivste Form deutschen Notgeldes.

in neutralen Ländern zurückgehalten und gesammelt, um dem gesteigerten Notenbedürfnis als Deckung zu dienen. Manch einer vergräbt und versteckt auch, was er an wertvollen Metall besitzt, zumeist in krassem Unverstande, und hütet sein Geheimnis dann so sorgfältig, daß der Schatz oft erst nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten von anderen zufällig entdeckt wird, wie es die sich immer und überall wiederholenden Funde bezeugen, die dann gewöhnlich in die lokalen Museen wandern. Solche Leute bedenken nicht, daß sie sich selbst und ihrem Lande mit solchem Gehaben nur schaden. Aber das ist ihnen nicht klar zu machen. — Aus Gegenden, die vom Feinde bedroht sind, verzieht sich Metall- und auch Papiergeld gewöhnlich sehr schnell: die lokalen Banken und Wechselstuben nehmen mit ihren Beständen Zuflucht in sicheren Orten, und mit dem Verschwinden dieser Austauschstellen tritt eine vorübergehende oder dauernde Not an Umlaufsmitteln ein. Vorübergehend ist sie bei uns in Ostpreußen gewesen, als die Provinz von den Russen bedroht und zeitweise besetzt war, dauernder ist sie in den Ländern, die wir erobert haben und festhalten. Da heißt es, Ersatz zu schaffen. Denn für die täglichen Bedürfnisse, für Löhne usw. muß Geld vorhanden sein. Da hilft man sich denn durch Ausgabe von Gutscheinen, von Kriegs- oder Notgeld, das unter der Garantie

Abb. 2. Notgeld des Gemeindesyndikats von Cambrai.

derjenigen steht, die es ausgeben, mögen das nun Städte, Dörfer, Vereinigungen von Gemeinden oder schließlich gar einzelne industrielle Unternehmungen sein.

Abb. 3. Notgeldschein über 1 Frank aus Brügge.

Manchmal ist solches Geld höchst primitiv. Das einfachste, das wir bis jetzt kennen, ist ein Stück Konzeptpapier, 8:5½ cm groß, mit der handschriftlichen Wertangabe: „Eine Mark", dem Stempel und der Unterschrift des Ge-

Digitized by Google

meindevorstehers von Radzionkau im Kreise Tarnowitz. Das konnte natürlich nur schnell vorübergehendem Gebrauche dienen.

Abb. 4. Fünfundzwanzig-Centimes-Schein aus Brügge.

Hier soll uns nun solch Kriegsgeld beschäftigen, wie es in den von uns besetzten Gebieten in Frankreich und Belgien in Umlauf ist. Auch das ist meistens einfach und schmucklos gedruckt, aber doch in der Form von Banknoten mit Seriebuchstaben und Nummern, mit zwei, drei oder mehr gedruckten oder faksimilierten Unterschriften und den Stempeln der Kontroll-Kommissionen. Es wird gewöhnlich als „Bon" bezeichnet (Bon communal, Bon de guerre, Bon de monnaie), ab und zu auch als „Billet". Die Einlösung soll nach einer Aufschrift fast stets „sechs Monate nach Friedensschluß" (six mois après la signature de la paix), manchmal auch schon drei Monate danach erfolgen. Im Bilde können wir heute einige von den Scheinen vorführen, wie sie u. a. auch in der Gegend der Sommeschlacht umlaufen. Da ist zunächst einer aus der

Abb. 5. Notgeldschein aus Blankenberge.

„Région de Péronne". Man kann sich einen ungefähren Begriff von der ungemein dichten Bevölkerung dieses Landstriches machen, wenn man liest, daß sich hier 83 Gemeinden vereinigt haben. Auf der Rückseite der Ein-Franc-Note sind sie namentlich aufgeführt, und da treffen wir denn alle die uns jetzt aus den Heeresberichten so geläufigen Namen: Guillemont, Longueval, Ginchy, Lesboeufs, Morval, Combles, Rancourt, Bouchavesnes, Curlu, Hem-Monacu, Cléry, Biaches usw. usw. — In ähnlicher Weise haben sich dann wiederum 70 Gemeinden um Bapaume herum zur Ausgabe von Notgeld zusammengeschlossen. Am Kopfe tragen diese Noten die Bezeichnung „Garantierte Anleihe" (Emprunt garanti), und wir kennen davon zwei verschiedene Emissionen im Betrage von Fr. 2 300 000 und von 2 000 000. Auch hier finden wir in dem Verzeichnis der beteiligten Ortschaften die uns gut bekannten Namen: Courcelettes, Pys, Lesars, Martinpuich,

Abb. 6. Kriegs-Notgeld aus Ostende.

Gueudecourt, Le Transloy, Sailly-Saillisel usf. — Etwas weiter von der Front entfernt haben sich in gleicher Weise die Gemeinden der „Région de Cambrai" zusammengetan und in einer ersten Emission Kriegsgeldscheine im Werte von 10 Millionen Francs herausgebracht. Hier fehlt eine Liste der angeschlossenen Ortschaften. Daneben treffen wir aus der unmittelbaren Umgebung von Cambrai noch auf besondere „Gemeinde-Gutscheine" (Bons communaux) aus Cauroir, Fontaine-Notre-Dame und Masnières.

Sind diese Scheine, die meist nur sehr einfach in Buchdruck hergestellt und mit vorrätigen Verzierungen versehen sind, nur in sehr mäßiger Weise gegen Nachahmung geschützt, so sind die in Belgien verausgabten schon mehr nach der Art der wirklichen Banknoten gestaltet. Das Papier hat gewöhnlich ein Wasserzeichen

Digitized by Google

oder einen gemusterten oder einen mit Wappen und Bildchen versehenen schwachen Unterdruck. Dabei sind die ornamentalen Verzierungen viel mannigfaltiger und kunstvoller; allerhand hübsche Wappen und Embleme sind angebracht, und der Druck ist farbenreicher, auch wenn es sich um nur ganz kleine Stücke im Werte von 20 und 25 Cts. handelt. Wir kennen solche aus Brüssel, von der Société générale de Belgique herausgegeben und später in der Banque nationale einlösbar, aus Brügge, aus Blankenberge, aus Wendunne und aus Ostende.

In Ostende hat man sich den Krieg augenscheinlich auch von viel kürzerer Dauer vorgestellt, als er mit der Zeit geworden ist; denn die ersten Scheine, die man dort veranlaßt hat, tragen die Bestimmung, daß sie am 31. März 1915 von der Stadtkasse eingelöst werden. Späterhin hat man sich aber entschlossen, die Einlösung bis „spätestens drei Monate nach Friedensschluß" zu vertagen (ten laatste drie maanden na de vredesluiting). Sie tragen übrigens auf der einen Seite in schwachem Unterdruck sehr niedliche, in der Reproduktion aber vielleicht nicht sichtbare Ansichten von charakteristischen Häusern aus Ostende.

Ähnlich wie das Papiernotgeld sind die Bons, die das „Hilfskomitee für Notleidende" in Brügge ausgibt. Diese Marken im Werte von 10, 25, 50 Cts. und 1 Fr. gelten für den Ankauf von Nahrungsmitteln, aber nicht für Spirituosen (maar niet voor drank) und werden den Geschäftsleuten, die sie annehmen, am Montag und Dienstag jeder Woche von 9—1 Uhr in den Bureaus der Vereinigung ausgewechselt. Wir kennen auch davon bereits drei verschiedene Ausgaben.

Das ist natürlich nur ein ganz geringer und örtlich begrenzter Beitrag zur Kenntnis des Kriegs-Notgelds. Man wird späterhin sicher große und umfangreiche Werke allein über dies Gebiet veröffentlichen. -h.

Eine Zeitung für die griechischen Truppen in Görlitz. Ist schon der Umstand merkwürdig, daß wir in Deutschland einige Tausend Mann Soldaten beherbergen von einem Staat, mit dem wir gar nicht im Kriegszustand leben, so erhält diese Tatsache noch ihren besonderen Ausdruck, nachdem nunmehr seit etwa Mitte dieses Monats für die griechischen Soldaten eine eigene, allerdings noch kleine Zeitung besteht. Das Blatt, von dessen erster Nummer wir die Titelseite hier im verkleinerten Bilde zeigen, erscheint im Format von 22,5 × 33 cm, hat vier Seiten Umfang und ist von E. Glauberd in Görlitz, wo sich bekanntlich derzeit das 4. griechische Armeekorps befindet, herausgegeben. Als Verlag zeichnet die Aktiengesellschaft Görlitzer Nachrichten und Anzeiger. Ermöglicht ist das Unternehmen nur dadurch, daß ein das Deutsche gut beherrschender Grieche die Übersetzung besorgt und einige griechische Setzer vorhanden sind. Die Zeitung (Nea Toy = Tägliche Neuigkeiten) erscheint täglich. Inhaltlich werden die zwei ersten Seiten von redaktionellem Stoff beansprucht, wobei die Kriegsnachrichten und darunter wieder der deutsche Tagesbericht an erster Stelle stehen. Auch einige lokale Mitteilungen

NEA TOY GÖRLITZ

Ἑλληνική ἔκδοσις

finden Platz. Die beiden letzten Seiten enthalten Anzeigen von Görlitzer Geschäftsfirmen, deren deutsche Namen und Adresse sich merkwürdig zwischen dem in griechischen Lettern gesetzten Anzeigentext ausnimmt. Als Übersetzer der Zeitung ins Griechische zeichnet Dionysios Agapitos, zurzeit ebenfalls in Görlitz. So ist also auch bei dieser Zeitung allen Anforderungen der deutschen Gesetze entsprochen. Da die Auflage naturgemäß keine sehr hohe ist, obwohl sie nicht nur von den griechischen Offizieren und Mannschaften regelmäßig gekauft, sondern auch von Restaurants und Cafés gehalten wird, sie auch außerhalb von Görlitz wohl kaum Verbreitung findet, so gehört die Zeitung von Anbeginn zu den Seltenheiten, die ob ihrer Originalität von den Sammlern sehr begehrt sind. -z-

Digitized by Google

Deutsches U-Boot bringt ein feindliches Kauffahrteischiff auf.
Nach einem Gemälde von P. Teschinsky.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Krieg ist ein Völkerbildner; er bringt nicht nur die Grenzen der Länder ins Wanken, er kettet auch den Landsmann fester an den Landsmann, gibt den Gedankenlosen eine Ahnung von der Herrlichkeit des Vaterlandes, erwärmt das vertrocknete Gemüt mit einem Strahl der Liebe.

Treitschke.

Chronik des Krieges.

Vom 4. bis 23. November 1916.

4. November. Die starke Artillerietätigkeit an der Somme greift auch auf das Gebiet nördlich der Ancre über. Feindliche Teilangriffe werden abgewiesen. Beschießung von Reims durch die Deutschen. — Glückliches Vorpostengefecht gegen die Russen bei Mosheiki. — Die Rumänen werden aus der Clabucetu-Stellung vertrieben, wo sie 1750 Gefangene, 8 Geschütze und 20 Maschinengewehre verlieren. Auch am Szurdul- und am Rotenturmpaß fechten sie unglücklich. Dagegen werden die Österreicher und Ungarn bei Toelgyes zurückgedrängt. Beschießung von Konstanza und Mangalia durch die russische Flotte. — Die Italiener versuchen vergeblich, auf der Karsthochfläche vorwärts zu kommen. — Ein an der Westküste Jütlands aufgelaufenes deutsches Unterseeboot muß gesprengt werden.

5. November. Ein neuer Großkampftag an der Somme endigt mit einer vollständigen Niederlage des Feindes. Auch nördlich Soissons wird ein französischer Teilvorstoß zurückgewiesen. — Erfolge der k. u. k. Truppen bei Kirlibaba. Fortdauer der Kämpfe im Toelgyes-Abschnitt. — Die Rumänen müssen den Berg La Omu räumen. — Abstauen der italienischen Offensive.

6. November. Deutsche Flieger erzielen große Erfolge an der Sommefront und bringen insbesondere das gewaltige Munitionslager von Cerisy zur Explosion. Die feindlichen Infanterieangriffe vermögen im deutschen Sperrfeuer nicht mehr zur Entwicklung zu gelangen. — Am Narocz-See entwickeln sich stärkere Artilleriekämpfe. Wegnahme eines russischen Brückenkopfs am linken Stochodufer. Im Toelgyesabschnitt gewinnen die Russen weiter Gelände, und auch den Berg Sedul (östlich Kirlibaba) müssen die Österreicher und Ungarn wieder aufgeben. — Vergebliche Gegenangriffe der Rumänen, die bei Spini (südöstlich des Rotenturmpasses) mit einem Verlust von 1000 Gefangenen geschlagen werden.

7. November. An der Somme nur Kämpfe mäßigen Umfangs; Dorf Pressoire geht den Deutschen verloren. — Die Russen kommen im Toelgyesabschnitt noch etwas vorwärts. — Erfolge gegen die Rumänen am Szurdulpaß, Bodzapaß und bei Spini. — Vergebliche feindliche Angriffe im Cernabogen. — Ein italienischer Vorstoß im Fleimstal mißglückt.

8. November. Feindliche Angriffsabsichten an der Somme werden durch das deutsche Geschützfeuer niedergehalten. — Die russischen Fortschritte im Toelgyesabschnitt werden durch das Eingreifen deutscher Truppen zum Stehen gebracht. — Erstürmung der rumänischen Höhenstellungen bei Sardoin. Vorpostengefechte in der nördlichen Dobrudscha. — Im nördlichen Eismeer ist ein großer rumänischer Dampfer mit Kriegsmaterial im Werte von 23 Millionen versenkt worden, darunter 100 Maschinengewehre, 20 Mörser, 93 Kraftwagen und 5 Fesselballons.

9. November. An der Westfront gescheiterte Teilvorstöße des Gegners und zahlreiche Luftkämpfe, wobei 17 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht werden. — Deutsche Truppen erstürmen die russischen Stellungen bei Skrobowa; 3400 Gefangene, 27 Maschinengewehre. Zurückeroberung des von den Russen im Gyergyogebirge gewonnenen Geländes. — Weitere Fortschritte gegen die Rumänen im Alt-Tale und südwestlich von Predeal. Hirsova wird wieder geräumt. — Gesteigerte Artillerietätigkeit an der Vojusa.

10. November. An der Westfront zahlreiche Luftkämpfe. Die Engländer erringen bei Courcelette, die Franzosen bei Sailly—Saillisel, die Deutschen nördlich der Ancre kleine Vorteile. — Eindringen deutscher Truppen in die russischen Hauptstellungen an der Narajowka. Russische Gegenangriffe bei Skrobowa schlagen fehl. Deutsche Jäger liefern den Russen ein glückliches Vorpostengefecht am Smotrek. — Die erfolgreichen Angriffe der Truppen der Mittelmächte an den rumänischen Grenzpässen dauern an. Gesteigerte Artillerietätigkeit längs der Donau. — Im Schwarzen Meer ist ein russisches Großkampfschiff gesunken. — An der mazedonischen Front macht sich eine starke feindliche Offensive gegen Monastir geltend.

11. November. An der Westfront erneute Kämpfe um Sailly—Saillisel und bei Ablaincourt. — Russische Gegenangriffe an der Narajowka schlagen fehl. — Gegen die Rumänen wird beträchtlicher Geländegewinn jenseits der siebenbürgischen Pässe und bei Orsova erzielt. — An der westmazedonischen Front erstreitet der Gegner bei Polog einen Ortlichkeitserfolg. — Feindlicher Fliegerangriff gegen das Saargebiet, österreichischer Fliegerangriff gegen Padua.

12. November. Die Deutschen behaupten sich am

Digitized by Google

Ostrand von Sailly—Saillisel und weisen einen französischen Vorstoß im Oberelsaß ab. Erfolgreiche Tätigkeit deutscher Flieger hinter der englisch-französischen Front. — Vorstoß deutscher Torpedoboote in den Finnischen Meerbusen. Eindringen eines deutschen Tauchbootes in den Hafen von Helsingfors. — Die Russen werden im Gyergyogebirge zurückgedrängt. — Die Rumänen erschöpfen sich in vergeblichen Gegenangriffen an der siebenbürgischen Front. Vorpostengefechte in der nördlichen Dobrudscha. — Schwere Kämpfe im Cernabogen. — Abermaliger feindlicher Fliegerangriff auf das Saargebiet.

13. **November.** Heftige englische Angriffe an der Ancre führen zum Verlust der Dörfer Beaumont-Hausel und St. Pierre-Divion. Deutsche Flieger bombardieren Dünkirchen. Französische Erkundungsvorstöße rechts der Maas werden abgewiesen. — Die Russen müssen im Gyergyogebirge bis zur Grenze zurückgehen. — Fortdauer der erfolgreichen Kämpfe gegen die Rumänen auf der siebenbürgischen Front. Glücklicher Handstreich österreichischer Donaumonitore bei Giurgiu.

14. **November.** Englische Massenstürme an der Ancre brechen verlustreich zusammen. Die Franzosen holen sich am Walde von St. Pierre-Vaast eine blutige Niederlage. — Wütende russische Angriffe an der Narajowka werden abgewiesen. — Erfolgreiche Wald- und Gebirgskämpfe gegen die Rumänen; 1800 Gefangene. — Im Cernabogen glückt dem Gegner die Wegnahme einiger Höhenstellungen. Dagegen behaupten sich die deutsch-bulgarischen Truppen in der Ebene von Monastir. — Glücklicher Teilvorstoß der Österreicher und Ungarn östlich Görz. — Bei Malta wird ein großer feindlicher Transportdampfer versenkt.

15. **November.** Erfolgreiche Abwehr der Engländer in der Ancre-Schlacht. Deutsche Gegenangriffe bei Sailly—Saillisel und am Walde St. Pierre-Vaast zeitigen gute Ergebnisse. Feindliche Flieger bombardieren Brügge und Ostende. — Glückliches Vorpostengefecht gegen die Russen bei Dünhof. — Abweisung starker rumänischer Kräfte nördlich Kampolung und bei Soosmező. Artilleriekämpfe längs der Donau. — Weitere Erfolge der Österreicher und Ungarn östlich Görz.

16. **November.** Englische Angriffe bei Beaucourt und Le Sars scheitern; ebenso ein französischer Vorstoß bei Sailly—Saillisel, während die Deutschen am Wege Flers—Thilloy einen Teilerfolg erzielen. — Hartnäckige Kämpfe gegen die Russen im Gyergyo-Gebirge. Der Gipfel des Runcul wird von den Bayern erstürmt. — Durchbrechung der rumänischen Linien östlich der Predealstraße. — An der westmazedonischen Front werden starke Angriffe der Ententetruppen zurückgewiesen. — Große Explosionskatastrophe im Hafen von Archangelsk.

17. **November.** Feindlicher Flieger über München. Ein groß angelegter englischer Durchbruchsversuch beiderseits der Ancre mißglückt. — Glückliches Patrouillengefecht gegen die Russen bei Witonicz. — Vergebliche Gegenangriffe der Rumänen nordöstlich Kampolung. Gute Fortschritte in der Walachei. — Erneute schwere Kämpfe an der mazedonischen Front.

18. **November.** Fortdauer der ergebnislosen englischen Durchbruchsversuche an der Ancre. — Im Gyergyogebirge wird ein russischer Vorstoß bei Regyes abgewiesen. — Die Truppen der Mittelmächte erkämpfen den Austritt in die walachische Ebene. Lebhaftes Feuergefecht bei Silistria. — Monastir muß unter dem Druck der feindlichen Offensive geräumt werden. — Zurückdrängung der Italiener im Vippachtal.

19. **November.** Die Engländer werden aus dem Westteil von Grandcourt vertrieben. Ihre Teilvorstöße bei Serre und Miraumont werden abgewiesen, ebenso ein französischer Angriff am St. Pierre-Vaast-Wald. — Umfassender Vormarsch in der walachischen Ebene. — Die feindliche Offensive bei Monastir wird durch das Eintreffen deutscher Verstärkungen zum Stehen gebracht.

20. **November.** An der Westfront nur Artilleriekämpfe. — Glückliches Patrouillengefecht deutscher Jäger gegen die Russen in den Waldkarpathen. — Gute Fortschritte gegen die Rumänen im Alt-Tale. Einnahme von Crajowa. — Serbische Vorstöße an der Moglenafront scheitern. — Vergeblicher italienischer Angriff bei Biglia.

21. **November.** Tod des Kaisers Franz Josef von Österreich-Ungarn. — Ein englischer Angriff bei Serre wird abgeschlagen. Glückliches Patrouillengefecht gegen die Engländer südlich des Kanals von La Bassée. — Erfolgreiches Vorpostengefecht südwestlich Riga. — Andauerndes Zurückweichen der Rumänen beiderseits des Alt-Flusses. Fortschritte der Österreicher und Ungarn bei Orsova. — Abweisung sämtlicher feindlicher Angriffe an der mazedonischen Front.

22. **November.** An der Westfront hauptsächlich Artillerietätigkeit. — Russische Vorposten werden bei Smorgon zurückgetrieben. — Siegreicher Vormarsch der Verbündeten in der Kleinen Walachei. — Gefechte östl. des Ochridasees endigen mit dem Rückzuge des Gegners. Auch auf der Front zwischen Prespasee und Cerna vermag er keinerlei Erfolge zu erzielen. — Rücktritt des Staatssekretärs des Äußern v. Jagow; an seine Stelle tritt Unterstaatssekretär Zimmermann. — Ausweisung der Gesandten des Vierbunds aus Athen durch die Entente.

23. **November.** Proklamation Kaiser Karls. — Englische Angriffsversuche an der Ancre werden schon im Keime durch das deutsche Sperrfeuer erstickt. — Die Rumänen werden aus Orsova und Turu Severin vertrieben. Auf dem Ostflügel der Dobrudschafront werden vorgeschobene russische Abteilungen von den Bulgaren geworfen. — Feindliche Teilangriffe nordwestlich Monastir und bei Rakovo scheitern. — Der russische Ministerpräsident Stürmer wird durch Trepow ersetzt.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

U-Bootsfahrt.

Von **Anton Fendrich.** Mit 9 Abbildungen.

Die Ordonnanz, ein stämmiger Bursche von der Waterkant, verschwand mit meiner zusagenden Antwort in der engen Gasse, und die Bänder seiner Mütze flatterten in einem fröhlichen Abendwind. Vor mir auf dem Tisch des Restaurants, das ohne Fenster hinausging auf den großen Platz von Brügge mit seinen gotischen Palästen und schönen Zunfthäusern, lag ein kleiner Zettel vom Chef der U-Bootsflottille. Darauf hieß es: „Wenn Sie Ihren Wunsch aufrecht erhalten, dann bitte ich Sie, sich morgen früh halb sechs Uhr am Werfttor einzufinden; Kapitänleutnant B. von U . . . wird Sie dort erwarten."

Also U-Bootsfahrt! Nicht wie das letztemal, wo wir am Kanal tauchten, etwa so, wie wir als Buben beim Baden die Nase zuhielten, den Kopf unter Wasser steckten und dann wieder oben erschienen, sondern eine richtige Fahrt über und unter hoher See! Da hieß es zeitig zu Bett gehen. Es wurde aber doch Mitternacht, bis ich endlich einschlief. Der Mensch überlegt sich allerhand vor der ersten U-Bootsfahrt. Aber die Canaille in einem beginnt zu schweigen, wenn man es ehrlicher Weise inne wird, daß man nicht der Neugierde oder der Eitelkeit halber geht. Es ist so viel geschrieben worden über U-Bootsleute und ihre Fahrten. Und allzuviel über die rosaroten Quallen vor den Turmfenstern und die bunten Fische, die draußen aus den grünschimmernden Hallen des Meeres ins U-Boot hereinglotzen. Mir aber hatte es den tiefsten Eindruck gemacht, als der Chef der U-Bootsflottille beim ersten Besuch in seinem Arbeitszimmer sagte: „Interessante Geschichten können Ihnen unsere Kommandanten nicht erzählen. Bei uns gibt es nur eines: das ist Dienst."

Phot.: Frz. Otto Koch, Berlin.

Abb. 1. Ein deutsches U-Boot neueren Typs.

Diesen Dienst wollte ich sehen.

Wie wohl tat das Wort in einer Zeit, wo die Menschen die ganze Welt und auch den Krieg nur mit Kinoaugen ansehen möchten. Fast vierzehn Tage lang war ich in der Offiziersmesse der U-Bootsflottille zu Gast gewesen, hatte die Kommandanten mitten in der Nacht in der Lederjacke, in hohen warmen Stiefeln und manchen mit einer farbigen Seidenmütze über den Ohren, die noch vom Schneeschuhlaufen herstammte, fröhlich Abschied nehmen sehen von den Zurückbleibenden; hatte sie in der Morgendämmerung mit dem ganzen ehrenvollen Schmutz getaner Arbeit und mit mehrtägigen Bartstoppeln im Gesicht bei der Heimkehr begrüßt; hatte stundenlang in den Ledersesseln des Großfabrikanten Catulle, der ihnen mit seiner Abreise nach England und dortiger dauernder Unabkömmlichkeit sehr entgegengekommen war, stun-

Digitized by Google

denlang deutsche Kriegspolitik getrieben, zumeist einer gegen alle, als einziger Bedächtiger gegen lauter heiße Herzen und junge Brauseköpfe; und hatte in ihrem Flottillenchef den Soldaten der Zukunft kennen gelernt, der süddeutsche Art und preußische Schneid zu einer Bronze des Herzens und Gehirns zusammenschmolz, die einst das ideale Material zu dem „rocher de bronce“ bilden wird, ohne den Deutschland nimmer wird bestehen können. Diesen Kapitän aus Schwaben faßte ich eines schönen Abends, als wir uns plaudernd im Garten des Herrn Catulle ergingen, sanft unter dem Arm und fragte ihn eindringlich:

„Nicht wahr, einmal darf ich richtig fahren?“

„Wird gemacht!“ antwortete er.

Sein Wort hielt wie eine mit Pechdraht von Hand genähte Sohle. Darauf konnte man gehen und stehen. Und so stand ich am andern Morgen, einem Sonntag, am Eingang der Werft. Der Kapitänleutnant mit dem Eisernen erster an der Brust und dem jungen Seemannsgesicht kam mir durch ein geordnetes Gerümpel von rostigen Dampfkesseln, Ankern und Hügeln von Drahtnetzen entgegen. Wir gingen an einer zweimannthohen Tonnenboje vorbei, die sich im ungewissen Licht der Morgendämmerung riesenhaft dehnte und an einem angeschmiedeten Ring noch ein verrostetes Kettengelenk trug, so dick und so lang wie zwei Männerarme. Dieses Ungetüm trug einst die englischen Sperrketten in der Themsemündung und das Meer hat den von unseren U-Bootsleuten weggesprengten Eisenballon wie einen ansehnlichen Nachweis über geleistete deutsche Arbeit von Albion herübergeschwemmt und auf dem flandrischen Strand abgesetzt. Vom Steindamm jenseits der Werft grüßte freundlich ein grün-weiß gestrichener großer Dampfer herüber. Er hatte einmal mit Eiern vollbepackt nach England gehen sollen. Aber die U-Bootsleute jagten den fetten Osterhasen in die deutsche Küche und am Ostermorgen fand jeder Soldat des Marinekorps in Flandern die schönsten vier holländischen Eier auf seinem Teller. Am diesseitigen Pier aber lagen die kleinen schwarzen Boote, die alles das und noch viel, viel mehr getan, und streckten in unscheinbarer Geborgenheit ihre Walfischrücken mit dem Turm aus dem dunkeln Wasser des Kanals.

Auf einem von ihnen stand die Mannschaft in einer Reihe, so gerade, wie es der Holzrost der schmalen U-Bootschanze erlaubte. Vor uns kam noch der Koch von den schwarzen Wohnschiffen hinter dem Pier hergerannt, und aus seinem gewaltigen, zum Sprengen gefüllten Rucksack schaute die Kaffeemühle. Ein schmales Brett brachte uns auf das Tauchschiff. Der Leutnant meldete: „Schiff klar zum Auslaufen“. Der Maschinenmaat guckte aus dem hinteren Luk heraus und rief: „Maschinen klar.“ „Leinen einholen!“ — befahl der Kommandant. Die Seile schnellten von den Blöcken herüber an Bord, und es brauchte nicht viel Kraft, um das Fahrzeug am Heck und am Bug mit zwei Bootshaken aus der in Regenbogenfarben schimmernden Ölschicht wegzudrücken, die sich rings um die Tanks gelegt hatte.

„Dieser verfluchte Ölfleck“, meinte der Kommandant verdrießlich, „verrät einen, wenn man auf Grund liegt. Dann schmeißen die Kerle Bomben auf einen herab. Die Tanks sind nicht mehr ganz dicht. Aber heute wird es ja nicht so gefährlich; da geht es noch.“

Hämmernd sprangen die Motore an. Ein Zittern ging durch den eisernen Schiffskörper mit den breitausladenden Außentanks, und unter der weiten Himmelsglocke der flandrischen Marschlandschaft glitt das Boot im Frühlicht der Schleuse zu, die uns auf den Wasserspiegel der einsetzenden Ebbe bringen sollte. Denn der Seemann fährt gerne mit dem zurückflutenden Strom aus. Das Schleusen ist eine Geduldsprobe, und der Geduld kommt man am besten mit einem guten Frühstück zu Hilfe. Also hinab in den Bauch des kleinen Ungeheuers! Kein U-Bootsluk ist nach den Bedürfnissen von Vergnügungsreisenden gebaut. Auch unten am Tisch in der sogenannten Kajüte des Kommandanten haben nur vier Menschen Platz, die von vornherein auf jede temperamentvolle Bewegung des Körpers verzichten. Elektrische Birnen sorgten für reichlich Licht. Ein Teller mit Schinken, ein anderer mit Butter, so viel als ich schon lange nicht mehr beieinander gesehen, und die Kaffeetassen ließen keinen Platz übrig. Die Seeluft zehrt. Der Koch hatte auf dem elektrischen Herd, den man mit einer aufgeschlagenen Nummer des „Krieg“ hätte bedecken können, einen heißen schwarzen Kaffee gebraut. Zwei Vorhänge, die es dem Kommandanten ermöglichen, sich nach Bedürfnis allein zu fühlen, blieben bei der ganzen Fahrt zurückgeschlagen. Nach vorn ging der Blick durch den Mannschaftsraum in die Zentrale und blieb an der blinkenden Stahlsäule des eingefahrenen Seerohrs hängen, während nach hinten die Augen sich verwirrten in dem ölduftenden Kunstwerk der Motore, die der Länge nach aufgestellt sind, mit einem Gang dazwischen, durch den sich mit halberhobenen Armen die blutjungen Maschinisten drängten. Und

Digitized by Google

Abb. 2. Im Maschinenraum eines U-Bootes: Schalttafel und Hochdruckkompressor.

überall nur frische Gesichter von Zwanzigjährigen mit hellen Augen, und der dreiundzwanzigjährige Ingenieur in seiner blühweißen Bordjacke und der Kommandant, der sicher auch noch einige Jahre bis zu Dreißig hatte. Überall Kriegsjugend in der Vollkraft des Lebens und in der höchsten Biegsamkeit der Natur. Schweigend selbstverständlich und freudig taten sie in diesem Eisenschlauch ihre Arbeit und sagten durch die Tat Ja zu dem Grundsatz des Flottillenchefs: „Aus unseren Leuten ist einfach alles herauszuholen bis zum letzten Tropfen — und dann immer noch fünfzig Prozent dazu!"

Das Schleusen ging rascher vorwärts, als wir es erwartet hatten, und mit der wehenden Kriegsflagge am Heck stampfte das Boot in den Hafen hinaus. Trotz der schützenden Mole war schon etwas Seegang. Das Lüftchen vom Abend hatte sich zu einer kleinen Brise ausgewachsen. Aber ich konnte noch auf dem Holzrost des Decks stehen, unter dem die Wellen schon hin und her wuschen und über die schwarzen Außentanks in silberen Strähnen zurückfluteten, wie die kleinen Wasserfälle im Schwarzwald über bemooste Steine. Wie schmeckt da die erste Zigarette! Denn unten darf kein Mensch rauchen. Vagabundierende Ölbämpfe haben eine gefährliche Neigung zum Explodieren. Wenn das Boot sich manchmal recht tief verneigte und dann wieder hochstieg, hielt ich mich an einer der beiden Stahltrossen, die auf beiden Seiten des Boots vom Heck über den Turm nach dem Bug gespannt sind.

„Sollen wir Sie nicht an der Mole absetzen, Herr Fendrich?" — fragte der Kommandant, — „es weht schon ziemlich draußen!"

„Wenn schon, denn schon!" gab ich zur Antwort.

Als wir um den Leuchtturm der zweikilometerlangen Mole herumfuhren, die der alte König Leopold mit englischem Geld für wesentlich andere Zwecke als die heutigen gebaut hatte, ließ der Kommandant durch Winkspruch dem „Molenpapst", dem an der Spitze des Steindamms stationierten Kapitänleutnant den Gruß entbieten:

„Schön guten Morgen, haben Sie ausgeschlafen?"

Mit seinen beiden Flaggen in den Händen hing der Signalgast vorn am Bug zwischen den zwei Trossen und seine Arme mit den zwei flatternden roten Vierecken beschrieben wunderliche Zeichen in der salzigen Luft. Mit einem Male legte sich das Boot so schief, daß ich das lebhafte Verlangen empfand, mich an dem Rohr des auf Deck stehenden kleinen Geschützes zu halten. Der

Abb. 3. Blick in die Zentralkommandostelle, links die Tiefenruder.
(Nach von der Firma Friedr. Krupp, Germaniawerft, Kiel, freundlichst überlassenen Aufnahmen.)

Digitized by Google

Kommandant behütete mit einem raschen Griff meinen Anzug vor einem unreparierbaren Unfall. Das Rohr, das Rücklauf hatte, war ohne jede Rücksicht auf den herrschenden Fettmangel so reichlich eingeschmiert, daß es beim Tauchen, wo das Geschütz einfach mit hinuntergeht, keinen Schaden leidet, sich aber dafür weniger zum Anlehnen eignet. Die Situation schien einigen rosaroten Schweinsfischen Spaß zu machen, die wie kleine Ferkel aus den Wogen aufsprangen

Abb. 4. Abwehrgeschütz und Bedienung.

und in einem fröhlichen Bogen wieder verschwanden. Hier, vor der Mole, ist der Seegang schwerer als draußen im offenen Wasser. Der lange Damm erzeugt eine Gegensee, die sich längs der Küste bis hinauf gegen Nieuport fühlbar macht. Unser kleiner Kahn begann im spritzenden Gischt einen seltsamen Tanz.

„Beide Maschinen große Fahrt!" — rief jetzt der Leutnant auf dem Turm, dem der Kommandant den Befehl überlassen hatte, durchs Sprachrohr in den Maschinenraum.

„Fahren wir bis ans Netz, Herr Kapitänleutnant?" — fragte ich und wischte mir den ersten dicken Spritzer aus dem Gesicht.

„Das dürfte denn doch etwas zu weit werden; ich möchte keinen Draht in die Schraube bekommen, und außerdem sollten wir doch bis . . Uhr vor . . . . sein."

„Das Netz!?" — wird der Leser fragen. England ist die mörderischste Kreuzspinne der Welt. Es hat die Fäden zu dem Netz von Armeen dicht um Deutschland gezogen, das unsere Tapferen durchbrochen haben. Es hat den Kanal von Dover und Calais mit vierfachen Netzen gesperrt. Unsere U-Boote fuhren dennoch bis Boulogne! Das Netz wurde zerrissen, von den Fetzen treibt manches, an den Bojen oder an Glaskugeln hängend, in See, und da heißt es scharf aufpassen. Zwischen tiefen Fahrrinnen wölben sich hier Untiefen und Sandbänke die Menge.

„Steuerbord zwanzig!" rief der Leutnant. Das Boot drehte ab und hinaus in die rauschende Einsamkeit der Wogen. Vier grüne Glaskugeln, mit Stricken umsponnen und mit Draht aneinandergeflochten, trieben im weißen Schaum. Die Flut hatte sie an Land gespült und jetzt nahm die Ebbe sie wieder zurück zum Netz, wo sie hergekommen waren. Die Wache fischte das Zeug mit dem Bootshaken auf. Die Minen, die tief unten ins englische Netz eingeflochten sind, wären weniger harmloses Spielzeug gewesen, als diese grünen Glaskugeln, die nur als Auftriebskörper dienen und fast wie die baskumflochtenen „fiaschi" aussehen, in denen im Süden der Wein ausgeschenkt wird.

Die Windstärke wuchs. Der Leuchtturm war schon lange verschwunden, und die Dünen an der Küste schrumpften zu einem dünnen, zerknitterten Band zusammen. Ich sah auf die Uhr. Es war gerade Acht. Sonnenblicke fielen durch treibendes Gewölk auf das graugrüne Gewoge mit den silbernen Schaumkronen. Großes heiliges, grausiges himmlisches, tanzendes tosendes Meer, wie bist du schön!

Der Leutnant schien andere Gedanken zu haben. Er schaute mit dem Glas schon seit einiger Zeit starr nach Westen. Der Kommandant war unterdessen nach unten in den Maschinenraum gebeten worden. Da rief der Leutnant dem Wachhabenden zu, er möge dem Kommandanten sofort melden, im Südwesten sei ein Zerstörer in Sicht, anscheinend von der Mahalla.

Mahalla nennen die U-Bootsleute die mit der Netzbewachung betrauten englischen Zerstörer und Monitore.

„Alles auf Tauchstation!" — brüllte der

Digitized by Google

Kapitänleutnant aus dem Turm. Ich, der ich allein hinten bei dem Geschütz stand, hatte zuerst auf der zweihandbreiten Kante um den Turm herum bis zur Leiter zu pendeln, die hinauf zum Turmluk führt. Die Nordsee leckte mir ein wenig die Beine ab, als ich den, alpin gesprochen, etwas exponierten Weg machte. Wie rasch ich auf den eisernen Sprossen den glatten Stahlkamin hinab in die Zentrale gekommen war, das wußte ich nicht. Nur so viel weiß ich, daß man Knie, die man an unbekannten Ecken und Kanten in der Aufregung anschlägt, zwar spürt, aber nicht reibt.

Auf Tauchstation hat jeder U-Bootsmann einen andern Platz als bei der Fahrt über Wasser. Da geht's in dem eisernen Schlauch nicht ohne Drängen ab. Im Maschinenraum waren die Ölmotore schon abgestoppt, deren Hubstangen noch vor ein paar Sekunden im Viertakt krachend und hämmernd auf und ab getanzt waren. Jetzt, wo die Elektromotoren eingeschaltet wurden, mit denen die Fahrt unter Wasser geht, zuckten blaue Blitze durch den schmalen Schiffsbauch.

„Ballastanks fluten!" — rief der Kommandant und setzte hinzu: „Ich glaube ja nicht, daß die Mahalla sich bis hierher traut, da hätten doch die Strandbatterien schon ein Wort gesprochen."

Dann klappte mit einem Krach der Stahldeckel des Turmluks zu. Pfeifend und schimpfend fuhr die Luft vor dem in die Tanks einrauschenden Wasser hinaus. In stiller Bereitschaft stand jeder Mann auf seinem Posten. An den Tiefenrudern hatten die Rudergänger die Hände fest an den Rädern. Ich sah auf die Uhr. Nach zwanzig Sekunden spürte ich, wie der Boden mir unter den Füßen wich. Langsam, ruhig, aber stetig. Auf einmal fühlte ich, daß das Schiff sich schwer nach vorne neigte.

„Klar zum Trimmen!" — rief der junge bartlose Ingenieur, in der weißen Leinenjacke und gleich darauf: „Drei Mann nach hinten!"

Drei Mann, die bisher, sichtlich eines Befehls gewärtig, in der Zentrale gestanden hatten, wandten sich flugs die schmale Gasse zwischen den Olmotoren hindurch bis in den hintersten Heckraum. Da verschwand mein Bedürfnis, mich irgendwo zu halten, um nicht umzufallen. Das Boot hatte sich, dem Druck der Tiefensteuer gehorchend, während der Fahrt mit der Spitze zu tief ins Wasser gebohrt und nach dem Manöver meldeten die Zeiger einer Wasserwage, daß das Gleichgewicht wieder hergestellt war. Das Tiefenmanometer, groß wie eine runde Wanduhr, zuckte strichweise zurück, drei, vier, fünf, sechs Meter. Ich setzte mich, um nicht zu stören, in den Kommandantenraum, und mein Blick fiel zufällig auf den Registrierbarometer an der Wand. Die schwankende violette Kurve, die der Zeiger über die Papierrolle gemalt hatte, setzte jäh ab und stürzte unter dem sinkenden Luftdruck in einer

Abb. 5. U-Boot auf hoher See bei schönem Wetter.

senkrechten Linie nach unten. Das war sehr interessant, aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir diese physikalische Beobachtung gegen das Herzklopfen genutzt hätte, das sich in der Stille zwischen dem Warten und Harren doch einstellte.

Der Kommandant steckte im Turm oben und beobachtete das Revier durchs Sehrohr. Eine Handharmonika, die mir in dieser bangen Minute ins Auge fiel, machte mich wieder lachen. Was kann schließlich irgendwo geschehen, wo eine Handharmonika liegt?

Ein Matrose unterbrach mein Sinnieren mit der Meldung, ich möchte doch zum Kommandanten in den Turm kommen. Es braucht Tastgefühl in den Füßen, bis man fest auf den knappen Stahlrändern des eisernen Kamins steht, dazu noch mit einem andern und zwischen einem das untere Ende des Sehrohrs. Denn hier un-

Digitized by Google

Abb. 6. Was unsere U-Boote von ihren Streifen im Kanal alles mitbringen: Teile des Kanalnetzes mit Gewichten, Bojen usw.

ten ist's zwar nicht fürchterlich, aber doch einigermaßen sehr dunkel. Und während ich dem Kapitänleutnant gegenüberstand und mich mit den Händen an unsichtbaren Griffen hielt, da geschah etwas Gewaltiges. Kein Torpedoschuß und keine Explosion, und doch das Größte, was ich auf der ganzen U-Bootsfahrt erlebt habe. Etwas ganz Stilles, Ungeheures. Das Auge des jungen Kommandanten schaute in die Linse des Sehrohrs mit seinen Spiegeln und geschliffenen Gläsern. Was es erblickte, wußte ich nicht. Aber die Welt da droben im Sonntagsschimmer von Sonne und Meer, das ganze beseligende Licht der Erde schaute von oben herab in das Sehrohr, ließ sich von den Spiegeln um die Ecken werfen, und der aus den Höhen die Tiefen besuchende Strahl verklärte die blaue Iris mit der schwarzen Pupille und der weißen Hornhaut zu etwas Herrlichem, fast Mystischem. Nichts war sichtbar in dem dunkeln Turm als dieses wie ein großer Kristall leuchtende Auge voller Licht, Leben und Gewalt über die Dinge. Jetzt begriff ich's, warum die U-Bootsleute an dem Bug ihres Schiffes ein großes Menschenauge malen. „Ich bin das Auge des Meer's" — schien das lebendige Wunder, das wie etwas Einziges, Freies und Unabhängiges vor mir schwebte hier im Finstern zu sagen, als es den aus den Himmeln hineinfallenden Lichtstrom doppelt schöner zurückgab.

Nach alledem war der Blick, den ich nun selber durch die enge Linse hinauf über die ölglatten Wellentäler und spritzenden Silberkämme darauf tat, nur ein kleines Schauspiel. Den Zerstörer hatte ich ganz vergessen. Ich bekam nur noch eine Rauchfahne zu sehen.

„Es ist sicher einer von den unsern" — meinte der Kommandant; „ich konnte die Flagge zwar nicht genau erkennen. Aber da Sie jetzt einmal richtiges Schnelltauchen erlebt haben, bleiben wir beim Programm, fahren noch ein bißchen, legen uns dann, um Strom zu sparen, auf Grund und machen es uns gemütlich."

„Fahren wir denn jetzt überhaupt noch?" — fragte ich.

„Gewiß, wenn auch langsamer."

Ich hatte nichts von der Vorwärtsbewegung gespürt, nur manchmal ein seitliches Schaukeln und Wiegen. Auf sieben, acht Meter Tiefe ist die See noch nicht ruhig. Bald standen wir wieder drunten in der Zentrale zwischen dem leichtübersehbaren Durcheinander von Griffen und Hebeln, von Zifferblättern an Meßinstrumenten und den an den Wänden hinlaufenden Bündeln von Drähten und Rohren. Mit den Händen in den Hosentaschen sahen wir die Zeiger am Tiefenmanometer und uns selber hinabsinken auf 10, 15, 18, bis auf 30 m, wo wir sanft auf der Sandwiege des Meeresbodens aufstießen.

Es wäre nun sehr verführerisch, ein Bild der Flundern und Rochen, der Hummern und Aale, der versandeten Schiffswracks und anderer malerischen Kulissen und Statisten der Bühne des Meeresgrundes zu beschreiben. Aber von alledem sah ich nichts. Ob das Boot über Wasser fährt oder unter Wasser oder auf Grund liegt, das Bild im Bootsraum selbst ist fast genau das gleiche. Das bißchen Licht, das über Wasser durch den Turmluk fällt, kann die elektrischen Lampen, die immer brennen, nicht ersetzen. Nur das Ohr verspürt einen Unterschied, und die Lunge. Tief unten, wenn die Motore nicht mehr hämmern und sausen, ist es friedlich. Nur die Luft wird nicht besser. Der beizende Oldampf und die Ausdünstung von zwanzig Menschen geben der Nase zu denken. Aber im ganzen ist es gemütlich und heimelig. Man ist so ganz unter sich.

Digitized by Google

Abb. 7. Taucherarbeiten an einem U-Boot.

Der Kommandant bat mich, mit dem kleinen Ingenieur und dem Leutnant, der eine überaus freundliche Art hatte, wie der richtige Seemann andauernd zu schweigen, in seine Kajüte und breitete auf dem aufgeklappten Tischlein eine Seekarte aus. Ich bekam gezeigt, wo wir gerade lagen, machte auf der Karte einen Absteher in das unserem Boot hauptsächlich zugewiesene Jagdgebiet dicht an der englischen Küste, und bei einem Glas Portwein kam der Kommandant langsam ins Erzählen. In der Koje lag der Bootsmannsmaat und las die Frankfurter Zeitung, die ich mitgebracht hatte. Über ihm hing der blanke Stahlleib eines Torpedos in Lederriemen. Die Torpedos sind die kühlen Schlafgenossinnen der Besatzung und hängen in der ganzen furchtbaren Geschmeidigkeit ihres Stahlleibes dicht vor den Kojen. Auf einem andern Kojenrand saß ein Matrose und schrieb an einem langen Brief weiter, den er wohl einmal auf einem andern Meeresgrund begonnen hatte. An seinem kleinen Herdlein saß der Koch, schälte Kartoffeln und legte sie in eine Schüssel mit Wasser.

„Daß du mir das Kartoffelwasser nicht ausgießest!" rief der Schreiber des Liebesbriefes dem Koch zu.

Der Ingenieur in der schönen weißen Leinenjacke gab die Erklärung:

„An Bord müssen wir nämlich mit Wasser sparen. Waschen darf sich keiner außer dem Koch, und der nur die Hände. Der dort hinten aber wäscht sich allein das Gesicht, und zwar mit dem Kartoffelwasser! Das gibt einen so schönen Täng, sagt er."

Alle lachten und der junge Kosmetiker grinste vergnügt.

Da begann der Kommandant:

„Also — mit dem Tauchen vor Schiffen, mit denen man sich nicht so recht auskennt, ist das so eine Sache! Einmal hatte einer unserer Kommandanten an Land die Bieridee, sich vorn an den Bug seines Boots mit weißer Farbe ein großes Auge zu malen. Der Flottillenchef entdeckt das gelegentlich und sagt: „Na, mein lieber Herr Oberleutnant, der Unfug da wird wohl beseitigt, wenn Sie das nächstemal einen Ruhetag haben!?" — „Zu Befehl, Herr Kapitän!" Ein paar Tage drauf ist gerade dieses Boot überfällig. Wir rechneten schon damit, daß es nie mehr kommen würde. Das lag ganz droben bei der französischen Küste, als es eine schwere Maschinenhavarie bekam. Na, das ist nicht angenehm, wenn es nicht mehr vorwärts geht. Was tut der Mann? Er legt sich während der Flutzeit auf Grund, taucht bei Ebbe wieder auf und läßt sich vom Strom mitnehmen in der Richtung des Heimathafens. Zur Nachhilfe spannt er Hängematten als Segel auf. So lange er im feindlichen Gewässer war, ging das natürlich nur nachts. Aber als er gegen die flandrische Küste kommt, fährt er mit seinen Lappen auch bei Tag. Da entdeckt er aufs Mal in der Ferne das Periskop eines U-Boots. Donner und Doria! Nichts als runter, denn ein eigenes Boot wird hier kaum unter Wasser fahren! Aber das Boot war doch eins von den unsern. Als es die seltsamen Segel auf dem Turm durchs Seerohr entdeckte, denkt es: „Holla, das ist ein Engländer oder ein Franzose" — und tut für alle Fälle einen Torpedo ins Rohr. Als es nicht klug werden kann aus dem Ding, taucht es auf. Da sieht das havarierte Boot, daß das da drüben ja wahrhaftig sein Kamerad F . . . ist. Nun aber nichts als das Wasser aus den Tanks und aufgetaucht! Das dünkte den andern nun höchst unangebracht und er richtet sich zum Schießen, zunächst einmal mit der Kanone. Im Augenblick, wo er feuern will, sieht er

Digitized by Google

vorn am Bug des vermeintlichen Feinds ein großes Auge. „Teufel! das ist ja der St....!" Der Kommandant auf dem Turm zieht das Taschentuch und winkt, und drüben winkt's auch. Und das Boot, das eben noch hatte schießen wollen, nimmt den angeblichen Feind ins Schlepptau und zieht ihn im Triumph nach Hause. Seither haben fast alle U-Boote ein Auge am Bug."

Der Kommandant nahm einen kleinen Schluck, und der kleine Ingenieur schnupperte mit der Nase in der Luft:

„Ich glaube wir kriegen heut Kartoffelpuffer!"

Ich versuchte gleichfalls Witterung zu bekommen, konnte aber nichts riechen, als Oldunst. Es gehört schon Übung dazu, bis die Nase sich durch diese Wand einer ziemlich dichten Atmosphäre hindurchgearbeitet hat zu anderen Duftstoffen.

Langsam begann der Kommandant wieder von anderen Fahrten zu erzählen. Diesmal von eigenen. Ganz nüchtern, sozusagen dienstlich: „Wie die Eisenhaken eines englischen Suchnetzes, das von zwei Zerstörern geschleppt wurde, einmal eine Stunde lang am Rücken des auf Grund liegenden Bootes herumtasteten und griffen, kratzten und rissen, daß ihnen unten die Haare zu Berge standen. Von Lufthunger und Wassermangel, und von schwerem Wetter, wo der Rudergänger einen Eimer neben sich stehen hat, und alle paar Minuten einmal hinein .... und trotzdem seinen Dienst tut, während Menschen stunden- und tagelang im Boot umhergeworfen werden, bis man nichts mehr ist, als eine hilflose Form von Fleisch und Knochen.

Während des ganzen Gesprächs, in dem trockener Humor keine Spur von Pathos oder Selbstberäucherung aufkommen ließ, lag der Bootsmannsmaat in seiner Koje und las die Zeitung; aber er schien alles gehört zu haben; denn auf einmal richtete er sich auf, meldete sich beim Kommandanten mit der Frage, ob er mir auch etwas sagen dürfe und begann dann mit ruhiger Stimme, hinter der man aber doch das innere Zittern verspürte:

„Sehen Sie, ich bin da gerade am Reichstagsbericht und bei der Rede des Präsidenten über die Seeschlacht vor dem Skagerrak. Und da lese ich, daß einige der Herren bei der Ehrung für die Gefallenen und für die Sieger nicht aufgestanden sind. Wissen Sie, diese Leute sollte der Reichstag" — die Augen des Sprechers funkelten und ein fröhlicher Ingrimm leuchtete in seinen Zügen auf — „uns einmal hierherschicken. So zu einer richtigen U-Bootsfahrt. Windstärke zwölf über Wasser und dann ein paar Nächte unten auf Grund, wo man nicht reden und nicht mit den Armen herumfuchteln darf, um möglichst wenig Luft zu verbrauchen. Und dann kein Wasser mehr und Luft so dick und so ölig, daß man sie statt Butter aufs Brot streichen kann. Und dann so fortwährend die ganze Mahalla um einen rum! Und hinten im Heck die schöne Gelegenheit, wo immer nur einer allein hingeht und was dann mit Preßluft von Bord gebracht wird. Nur ein paar Tage sage ich, und die Herren würden lernen, vor der deutschen Marine im Krieg aufzustehen, sowohl vor denen, die jetzt drunten in Gottes Keller liegen, wie vor uns andern, die noch schwimmen und Krieg führen gegen England, vor dem sie eine so heillose Hochachtung haben. Pfui Deibel, sage ich!"

Ein Beifallsgemurmel der Mannschaften erfüllte den ganzen Eisenschlauch.

Ich gab dem Maat die Hand und versprach, die Botschaft getreulich auszurichten. Dann aber

Abb. 8. Mit Netzwerk überspannene Glaskugeln, die als Auftriebskörper für das von den Engländern im Kanal ausgehängte Sicherungs- und Fangnetz für die U-Boote und Torpedos dienen.

Digitized by Google

begann auf dem Meeresgrund eine politische Aussprache, so einfach, so gerade, so ohne alle Künste und Kniffe, wie sie nur irgendwo geführt werden kann, wo der ganze Ernst des Krieges allem Maulheldentum die Hand dicht auf die Zähne legen würde und wo die unerbittliche Wirklichkeit aller hohlen Schwatzsucht den Atem verschlägt. Als wir unsere Herzen erleichtert hatten, über Deutschlands Maulkrieger, über alle Hetzer des Friedens und über alle Hätschler des Kriegs, wurden die Tanks zum Teil gelenzt und wir stiegen wieder höher. Aber als der Zeiger auf 7 m stand, wurde gestoppt.

„Da wir nicht scharf schießen konnten, müssen wir doch noch einen Wasserschuß feuern" — meinte der Kommandant. Das muß sowieso von Zeit zu Zeit geschehen, damit man weiß, daß die Rohre klar sind.

„Oberes Rohr bewässern!" rief es nach vorn.

Die Antwort kam zurück: „Rohr ist bewässert!"

Dann rief's wieder: „Schleusen auf!"

Das Echo kam zurück: „Sind auf!"

Dann wieder das Kommando: „Ausschußpatrone füllen!"

Rückmeldung: „Ist gefüllt!"

„Rohr fertig?"

„Ist fertig!"

Der Kommandant: „Achtung, los!"

Ein Beben ging durchs Schiff, als der blaue Schein der elektrischen Zündung die Ausschußpatrone zur Explosion brachte und die Preßluftladung das mit Wasser gefüllte Torpedorohr in die unelastische Wand der uns rings umgebenden Wassermasse hinein entlud. Unter der aus dem Rohr in den Bootsraum zurückströmenden Preßluft wurde aus dem atmosphärischen Unterdruck in wenigen Sekunden ein starker Überdruck. Wie unsichtbare Finger legte es sich auf den Gehörgang, und die Ohren begannen zu sausen. In wenigen Minuten waren die Tanks vollständig gelenzt, und wir stiegen wieder hinauf ins Licht. Die Ölmotore zischten wieder und stampften und rollten, donnerten und sausten.

Wie wundervoll ist die Welt und das stürmische Meer, wenn man aus den Finsternissen kommt. Ringsum weder Freund noch Feind. Nach einer halben Stunde tauchte die Küste auf. Zwei weißschimmernde Kirchtürme nahmen immer schärfere Umrisse an. Das Wehen wurde stärker und stärker. Als wir endlich in den Hafen einliefen, wo das Boot in Dock gehen sollte und von wo uns der alte freundliche Hafenmeister hoch vom Pier oben mit dem blechernen Sprachrohr zurief, er habe sicher gedacht, wir würden auf einer der Sände aufsitzen, brach bei hellem Himmel der Sturm endlich los. Tausende von den zum Landkrieg umgelernten Ma-

Phot: R. Koch, Kiel.

Abb. 9. Zwei deutsche Unterseeboote U 1 und U 12.

Digitized by Google

rinern, die an der Yserfront die Wacht halten und jetzt in Ruhestellung lagen, zogen spazierend über den sonst vom internationalen Halbwelt- und Ganggesindel gleicher Herkunft bevölkerten Strand. Unter dem Massenschritt dieser Bataillone erbebte die da und dort mit Stacheldrahtverhauen geschmückte Promenade, und die Nordsee lachte und schäumte tosend auf über diesen gewaltigen Wandel der Dinge am flandrischen Strand.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Graf Felix von Bothmer. Mit 1 Abbildung.

Bei den gegenwärtigen schweren Kämpfen in Ostgalizien ist die Armeegruppe Bothmer besonders hervorgetreten, da sie auch dann noch der andringenden Russenflut unerschütterlichen Widerstand entgegensetzte, als die benachbarten Flügelgruppen dem Drucke der feindlichen Übermacht

General Felix von Bothmer.
Nach Federzeichnung von M. Zimmerer.

schon hatten weichen müssen. Bereits früher war der Name des Grafen Felix Bothmer durch die glänzende Erstürmung des Zwinin und dann durch die Zurückeroberung von Przemysl sehr volkstümlich geworden. Er gehört zu den vielen hervorragenden Führern dieses Krieges, die Bayern dem deutschen Vaterlande geschenkt hat. Der General ist am 10. Dezember 1852 in München geboren. Sein Vater war der Generalleutnant und Generalquartiermeister Maximilian Graf Bothmer († 1878), seine Mutter Laura († 1880) war eine geborene v. Reichert. Graf Felix Bothmer trat 1871 als Fahnenjunker in das bayrische Leibregiment ein, wurde noch im November des gleichen Jahres Leutnant im 14. bayrischen Infanterieregiment, aus diesem aber 1¼ Jahr später wieder ins Leibregiment zurückversetzt. Als Oberleutnant war er Brigadeadjutant in München, wurde dann Hauptmann und Kompagniechef im Leibregiment und kam 1890 als Generalstabsoffizier zum II. bayrischen Armeekorps in Würzburg. Von 1891 bis 1893 war er zum Kriegsministerium in München und dann als Major 2 Jahre lang zum Großen Generalstab nach Berlin befohlen. Nach Ablauf dieses Kommandos kehrte er als Bataillonsführer in sein altes Regiment zurück und verblieb bei dessen Stabe auch als Oberstleutnant bis zum Januar 1899. Er wurde dann wieder zum Generalstab versetzt und war in ihm 2 Jahre lang als Abteilungschef tätig. 1901 trat er als Oberst an die Spitze des Leibregiments und wurde im Mai 1903 Generalmajor und Befehlshaber der 2. bayrischen Infanteriebrigade in München. Von 1905 ab hatte er als Generalleutnant 5 Jahre lang das Kommando über die 2. Division in Augsburg und ließ sich dann 1910 als General der Infanterie zur Disposition stellen, bekleidete aber noch bis Kriegsausbruch den Posten eines Generalkapitäns der Leibgarde der Hatschiere. In dieser Ruhestellung hielt es den 62jährigen aber nicht, als die Trompeten zu den Fahnen riefen, und das Vaterland wird ihm für seinen Entschluß Dank wissen. Vermählt ist Graf Bothmer seit September 1882 mit Auguste v. Baldinger, die ihm in glücklicher Ehe zwei Töchter, Elisabeth und Luise, schenkte.

Digitized by Google

General Joseph Roth.

Mit 1 Abbildung.

Der in Angriff und Verteidigung gleich bewährte Führer des XIV. österr.-ung. Armeekorps gehört zu den Feldherren, deren Name der breiten Öffentlichkeit wenig geläufig ist, die aber doch im stillen einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse ausgeübt haben und noch ausüben, die wir gegenwärtig miterleben. Feldzeugmeister Josef Roth, dessen militärische Laufbahn sich hauptsächlich im Generalstab abgespielt hat, hat besonders als Erzieher für die österr.-ung. Armee gewirkt, und das Offizierkorps seines Vaterlandes verdankt ihm unendlich viel. Er ist als Sprößling einer alten Offiziersfamilie 1859 in Triest geboren und hat seine Ausbildung im St. Pöltener Militärkollegium sowie auf der berühmten Theresianischen Militärakademie in Wiener Neustadt erhalten, die er selbst später mit so viel Erfolg leitete. Im April 1879 schwor der Zwanzigjährige den Fahneneid und trat als Leutnant beim 21. Jägerbataillon in Klagenfurt ein. 1889 erreichte er den Hauptmannsrang. Schon vorher hatte er während seines Besuchs der Kriegsschule durch seine ungewöhnlichen militärwissenschaftlichen Kenntnisse die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten erregt und kam deshalb alsbald in den Generalstab. Nacheinander wirkte er beim Stabe der 13. Infanteriedivision, in der 5. Abteilung des Kriegsministeriums, als Stabschef der 12. Infanteriedivision in Krakau und beim 5. Korpskommando in Preßburg, wo er auch als Hauptlehrer an der Korpsoffizierschule tätig war. Inzwischen wurde er 1895 zum Major und einige Jahre später zum Oberstleutnant ernannt, ohne erst wieder zur Truppe eingerückt zu sein. Im Mai 1901 trat der arbeitsame und sich wissenschaftlich immer mehr vertiefende Offizier an die Spitze des eben erst errichteten „Büro für instruktive Arbeiten und Übungen des Generalstabs". In dieser Stellung, die so recht nach seinem Herzen war, ließ sich Roth, der währenddem zum Oberst aufrückte, besonders die sorgsame Ausarbeitung der Generalstabsreisen und der Prüfungsvorschriften für Stabsoffiziere angelegen sein. Erst als Generalmajor und Führer der in Wien stehenden 98. Infanteriebrigade tat er wieder Frontdienst, blieb aber dabei Vorsitzender des neu errichteten Berufungsschrenrates und machte sich als solcher um die Standesinteressen des k. u. k. Offizierkorps verdient. Bald darauf wurde er mit der Leitung der Theresianischen Militärakademie betraut, für welchen einflußreichen Posten sein umfassendes Fachwissen der lautere Ernst seiner Lebensauffassung und sein warmherziges Verständnis für die Jugend ihn besonders geeignet erscheinen ließen. Mit großem Erfolg blieb er in dieser Stellung bis zum Sommer 1914 tätig, um dann als Feldmarschall-Leutnant den Befehl über die 3. Infanteriedivision zu übernehmen.

An deren Spitze drang er zu Beginn des Weltkrieges in Südpolen ein und schlug die Russen bei Waisłow und Hulce, wo er ihnen fast 50 Geschütze abnahm. Als dann infolge der unglücklichen Schlacht von Lemberg der Rückzug unvermeidlich wurde, verstand es Roth, die schwierige Loslösung vom Feinde in äußerst geschickter Weise und ohne nennenswerte Verluste

General Joseph Roth.

durchzuführen. Wegen der hierbei betätigten glänzenden Führereigenschaften wurde Roth zum Befehlshaber eines Armeekorps ernannt, dem zeitweise auch noch eine deutsche Reservedivision angegliedert wurde. Mit seinem Korps machte er die wechselvolle Oktoberoffensive im Sangebiet mit und wurde dann nach Krakau zurückgenommen, wo er im Norden der Festung schwere Kämpfe gegen die russische Garde zu bestehen hatte. An der ruhmreichen Schlacht von Limanowa hat Roth entscheidenden Anteil genommen, ebenso an der großen Durchbruchsschlacht von Gorlice, wo er auf dem linken Flügel focht und am 7. Mai 1915 unter dem Jubel der Bevölkerung als Sieger in Tarnow einziehen konnte. Nach der Schlacht am San wurde ihm noch ein weiteres Korps unterstellt, so daß er

Digitized by Google

nunmehr über 5 Divisionen verfügte, mit denen er die große Linksschwenkung mitmachte, die Grenze überschritt und die Russen aus Lublin vertrieb. Unter dem Oberbefehl erst Linsingens, dann Puhallos zog Roth in prächtigem Tempo gegen Kowel und nahm durch Handstreich die Festung Luck, die er zwar zeitweise wieder räumen mußte, bald darauf aber zum zweiten Male eroberte. Nach Beendigung der großen Offensive kam Roth schon bald auf den italienischen Kriegsschauplatz und erhielt hier den Befehl an der Tiroler Ost- und Dolomitenfront, wo er sich gleichfalls bestens bewährte. Kennzeichnend für seine Feldherreneigenschaften ist die glückliche Mischung von Tatkraft und Besonnenheit, von rasch zupackendem Angriff und eiserner Verteidigung. K. F.

Die Mittel des Krieges.

Deutsche und englische Schiffsgeschütze.

Von **Otto Debatin**. Mit 4 Abbildungen.

Mit eindringlicherer Überzeugungskraft, als alle gedruckten Vergleichungen und theoretischen Gegenüberstellungen der Friedenszeit sie aufzubringen vermochten, hat der „Tag" am Skagerrak auch die artilleristische Überlegenheit der jungen deutschen Flotte über die „meerbeherrschende" englische Armada aller Welt kundgetan. Schon die große Zahl der gleich zu Anfang der Seeschlacht binnen kurzem lediglich durch unsere schweren Geschütze jämmerlich zusammengeschossenen Schlachtkreuzer besagt genug, und es ist durchaus glaubhaft, daß der Kommandant des gleichfalls gesunkenen englischen Großkampfschiffes „Warspite", dessen Verlust zuzugeben die Engländer freilich nicht übers Herz brachten, sich in der ersten gedrückten Stimmung Vertrauten gegenüber zu dem bedeutsamen Geständnis hinreißen ließ: „Gegen das furchtbare Feuer aus den schweren Geschützen der Deutschen war einfach nicht aufzukommen." Auch die Gauglugen in Deutschland, die früher unserem Flottenmeister Tirpitz immer zum Vorwurf machten, er habe den Engländern in der Schwerbewaffnung der Kriegsschiffe einen Vorsprung überlassen, sind heute längst verstummt.

Die deutsche Marineverwaltung ist allerdings, im Gegensatz zu denen manch anderer Nationen, die in der engl. Flotte geradezu wie hypnotisiert das Ideal erblickten, immer ihre eigenen Wege gewandelt, besonders auch in der Bestückung der großen Schiffe. Während England schon im Jahre 1909 zu einem 34,3 cm-Geschütz überging, hat Deutschland noch bis zum Jahre 1913 sein 30,5 cm-Geschütz beibehalten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieses Kaliber der engl. 34 cm-Kanone auf wirksame Schußweite gleichwertig war. Heute sind allerdings beide Staaten schon beim 38,1 cm-Geschütz angelangt,[1]) das sich auf unserer Seite in der Schlacht vor dem Skagerrak so glänzend bewährt hat. Weyers „Taschenbuch der Kriegsflotten" für 1914 führt die hauptsächlichsten Vergleichszahlen der vorerwähnten Geschützarten der beiden Marinen wie folgt auf:

	Kaliber in cm und Seelenlänge in Kaliber	Rohrgewicht kg	Geschoß: Gewicht kg	Geschoß: Mündungsgeschwindigkeit m	Geschoß: Mündungsarbeit m t
Deutschland (Krupp)	30,5 L/50[2])	47 800	390	940	17 560
England . .	30,5 L/50	69 000	385,5	917	16 540
„ . .	34,3 L/45	76 000	567	780	19 570
Deutschland	38,1 L/45	83 800	760	890	30 680
England . .	38,1 L/45	96 000	885	760	26 174

[1]) 43 cm-Geschütze, die Italien schon im Jahre 1880 auf mehreren Schiffen aufstellte, und zwei 41,3 cm-Geschütze, mit denen England im Jahre 1885 das Linienschiff „Benbow" bewaffnete, bewährten sich damals nicht.

[2]) „L 50" bedeutet, daß die Länge des Seelenrohres das Fünfzigfache des Kalibers, d. i. des

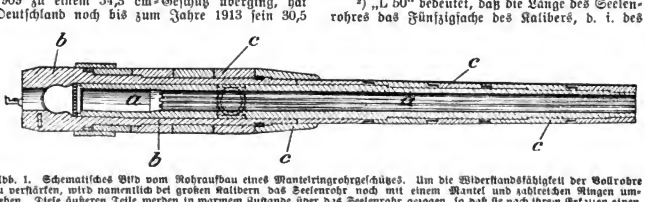


Abb. 1. Schematisches Bild vom Rohraufbau eines Mantelringrohrgeschützes. Um die Widerstandsfähigkeit der Vollrohre zu verstärken, wird namentlich bei großen Kalibern das Seelenrohr noch mit einem Mantel und zahlreichen Ringen umgeben. Diese äußeren Teile werden in warmem Zustande über das Seelenrohr gezogen, so daß sie nach ihrem Erkalten einen dauernden Druck auf das Innenrohr ausüben und so dessen Widerstandsfähigkeit gegen den Gasdruck noch steigern. a = Kern- oder Seelenrohr, b = Mantel, c = Ringe.

Digitized by Google

Aus dieser Gegenüberstellung erkennt man, daß das deutsche 30,5 cm-Geschütz infolge seiner hohen Mündungsgeschwindigkeit trotz des erheblich kleineren Geschoßgewichtes eine außerordentlich hohe Mündungsarbeit[3]) aufweist und darin der englischen 34,3 cm-Kanone nur wenig nachsteht. Auf größere Entfernung gleicht sich das Verhältnis sogar aus. Dagegen zeigt sich unser 38,1 cm-Geschütz aus dem gleichen Grunde dem englischen 38,1 cm-Kaliber schon von vornherein beträchtlich überlegen, wozu sich als weiterer sehr wesentlicher Vorteil die viel höhere Lebensdauer der deutschen Geschütze gesellt, eine Eigenschaft, die unsere Geschütze überhaupt vor den ausländischen Erzeugnissen voraus haben. Dafür ein Beispiel: Die englische 34,3 cm-Kanone, deren Herstellung zehn bis zwölf Monate dauert, erreicht schon mit 60 Schüssen die Grenze ihrer äußerst zulässigen Beanspruchung, das gleichwertige deutsche 30,5 cm-Geschütz dagegen hält gut 220 Schüsse aus. In entsprechendem Verhältnis zueinander stehen auch die 38,1 cm-Kaliber der beiden Marinen.

Diese auffallenden Unterschiede in Leistungsfähigkeit und Lebensdauer erklären sich aus der Verschiedenheit sowohl des von den beiden Staaten verwendeten Materials, als auch der von ihnen bevorzugten „künstlichen Metallkonstruktionen" der Geschützrohre.

Den Engländern war es bis vor kurzem nicht gelungen, für ihre großen Kaliber Spezialstahlblöcke von unbedingter Gleichmäßigkeit des Gefüges herzustellen. Die Herstellung auch der größten Geschützrohre aus dem wegen seiner Reinheit und Gleichmäßigkeit für diesen Zweck besten Werkstoff, dem Tiegelstahl, ist auch heute noch ein Geheimnis des Kruppschen Werkes. Die andern Staaten müssen sich mit dem weniger reinen Siemens-Martinstahl behelfen. Der Guß eines Tiegelstahlblocks von großem Gewicht — es gibt solche bis zu 85 Tonnen — ist deshalb so schwierig, weil der einzelne Tiegel nur 40 kg faßt. Erfolgt das Ausgießen der mehr als 2000 Tiegel nicht in ununterbrochenem Fluß, so müssen in dem Block Fugen entstehen, und er ist in diesem Falle für ein Geschützrohr nicht brauchbar. Für die Geschützherstellung der Engländer war deren Unfähigkeit, genügend große Stahlblöcke in der erforderlich gleichmäßigen Güte herzustellen, von ausschlaggebender Bedeutung. Denn sie waren so gezwungen, noch bis in die jüngste Zeit ihre großen Kaliber ausschließlich nach der Drahtkonstruktion des Erfinders Longridge anzufertigen. Bei den sogen. Drahtrohrgeschützen ist ein inneres Kernrohr mit mehreren Lagen Stahldraht oder Stahlband von rechteckigem Querschnitt umwickelt. So beträgt z. B. bei dem 30,5 cm-Geschütz der Querschnitt des Drahtes 6,3 × 1,524 qmm. Der insgesamt etwa 200 km lange und 13 Tonnen schwere Draht wird mit einem Zug von 3000—8000 Atmosphären stu-

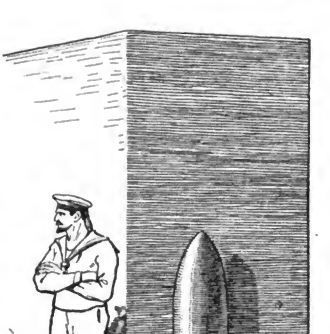


Abb. 2. Darstellung des Größenverhältnisses und der Durchschlagskraft einer 38,1 cm-Granate, deren Mündungsenergie 30680 m/t beträgt; diese Energie würde genügen, eine Panzerplatte von 1250 mm zu durchschlagen.

fenförmig aufgewickelt. Der Ladungsraum ist mit 92, die Mündung mit 14 Lagen umgeben. Ein äußeres Mantelrohr dient lediglich zum Schutze der Drahtwindungen.

Eine Verstärkung der Innenrohre ist heute bei allen großen Geschützen unbedingt geboten. Die ursprünglich gebrauchten massiven Vollrohre aus einem Stück entsprachen nach Einführung der modernen Schießpulver und Sprengstoffe den Anforderungen an Festigkeit sehr bald nicht mehr. Heute werden deshalb die großen Geschützrohre aus mehreren Teilen zusammengesetzt, und zwar so, daß die äußeren Teile schon im Ruhezustand einen Druck auf die inneren ausüben. Dadurch wird der großen Druckbeanspruchung beim Schuß sehr erheblich entgegengewirkt. In Deutschland führte diese Überlegung zu den Mantelrohren und den Mantelringrohren, in England zu den mit starken Drahtwindungen umwickelten Drahtrohrgeschützen.

Die Widerstandsfähigkeit gegen den Gasdruck wächst mit der Zahl der auf dem Kernrohr aufgezogenen Schichten. Aus diesem Grunde und weil dem Draht durch Bearbeitung eine größere Festigkeit und Elastizität gegeben werden kann, als sie einem großen Block aus gleichem Werkstoff anhaftet, erhoffte man in England, zeitweise auch in Frankreich und in den Vereinigten Staaten, von den Drahtrohrgeschützen eine besondere Widerstandsfähigkeit gegen die gewaltigen Kraftäußerungen der Pulverladungen. Die ganz erstaunliche Festigkeit des Stahldrahtes in der Faserrichtung

---

inneren Seelendurchmessers, beträgt; ist das Kaliber also 30,5, so ist die Länge des Seelenrohrs gleich $30{,}5 \times 50 = 15{,}25$ m.

[3]) Unter Mündungsarbeit versteht man die dem Geschoß bei Verlassen der Mündung innewohnende Energie; sie ist $= \frac{\text{Masse} \times \text{Geschwindigkeit}^2}{2}$

Digitized by Google

hat gewiß jedermann schon an dünnen Drahtseilen zu bewundern Gelegenheit gehabt. Auch ist nicht zu unterschätzen, daß der Stahldraht in kaltem Zustande auf das Kernrohr aufgewickelt werden kann, wobei sich jeder einzelnen Lage die ihr zukommende Spannung mit fast mathematischer Genauigkeit geben läßt. Theoretisch betrachtet, stellt also der Aufbau eines Drahtgeschützes ein auf die Spitze getriebenes Ringsystem dar und könnte zunächst der deutschen Mantelringrohrkonstruktion überlegen erscheinen. Die Engländer haben denn auch ihre Drahtgeschütze in allen Tonarten gerühmt, manchmal sich dabei auch ein wenig lächerlich gemacht. So galt ihnen einmal das geringere Gewicht der Drahtgeschütze als ein Vorteil, ein andermal, als wir Mantelringgeschütze von größerer Leichtigkeit herstellten, rühmten sie wieder das höhere Gewicht ihrer Kanonen, weil bei diesem der Rückstoß geringer wäre und dergleichen mehr.

Tatsache ist indes, daß die Drahtgeschütze in der Wirklichkeit schwer enttäuscht haben. Vor allem fehlt ihnen die erforderliche Längsfestigkeit. Die Folge davon ist, daß das lange Kernrohr beim Schuß schädlichen Durchbiegungen ausgesetzt ist, wodurch die Treffsicherheit recht ungünstig beeinflußt wird. Beim Schuß wird nämlich jedes Geschützrohr in schwingende Bewegungen versetzt, die bei langen Rohren so stark sein können, daß sie mit bloßem Auge zu verfolgen sind. Englische Schießversuche mit 30,5 cm-Geschützen beider Konstruktionsarten haben nun ergeben, daß der Schwingungsausschlag der Mündung bei Drahtgeschützen doppelt so groß ist wie bei Mantelrohrkanonen. Man hat deshalb drüben vom Jahre 1909 ab, allerdings unter notgedrungener Beibehaltung der Drahtkonstruktion, versucht, die schädlichen Rohrschwingungen durch die Vergrößerung des Kalibers und die dadurch ermöglichte Verkürzung der Rohre zu verringern, jedoch ohne bedeutenden Erfolg.

Dazu kommt noch als weiterer Nachteil, daß der Rohraufbau nach der Drahtkonstruktion auch keine genügende Festigkeit gegenüber der Beanspruchung des Rohres in der Längsrichtung gewährt. Die Drahtumwicklung vermag nur dem senkrecht auf die Seelenwandung gerichteten Gasdruck entgegenzuwirken. Bei jedem Schuß übt aber das Geschoß auch einen starken Druck in der Längsrichtung auf die Rohrwandung aus. Jedes Geschoß ist bestrebt, Material der Innenwandung des Rohres bei seinem rasend schnellen Durchgang mit nach vorn zu schieben. Die einzelne derartige Stauchung ist, namentlich bei gutem Rohrmaterial, ganz geringfügig. Bei schwachen Rohren addieren sich aber diese Materialverschiebungen schließlich so, daß an einer Stelle des Rohrinnern eine ringförmige Einschnürung oder Verengung entsteht, die leicht zur Ursache von derberblichen Rohrkrepierern, das sind vorzeitige Geschoßexplosionen, werden kann. Von solchen Rohrkrepierern konnten die Japaner in der Seeschlacht von Tsushima am 10. August 1904 ein Lied singen. Sie hatten damals bei sieben Stück ihrer englischen 30,5 cm-Drahtkanonen auf vier Schlachtschiffen Rohrkrepierer und sogar als Folge davon Rohrzerspringer zu verzeichnen. Zweifellos waren diese in der Schlacht doppelt verhängnisvollen Unglücksfälle auf Rohrverengungen zurückzuführen. Bei der englischen Marine gab es denn auch das Jahr darauf in aller Stille einen Massenaustausch der großkalibrigen Geschütze.

Die Lebensdauer oder Kriegsbrauchbarkeit eines Geschützes ist jedoch in erster Linie gefährdet durch die sogen. Ausbrennungen. Diese sind höchstwahrscheinlich eine Folge der Einwirkung heißer Pulvergase auf das unter hohen Verbrennungstem-

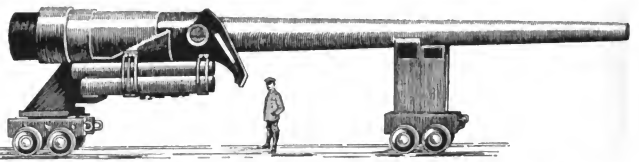


Abb. 3. 35,6 cm-Schiffsgeschütz mit „Wiege". Das Bild gibt einen Begriff von der Länge und den allgemeinen Abmessungen großkalibriger Schiffsgeschütze.

peraturen (bis 2200° C) stehende und hierdurch weich gewordene Rohrmetall. Die Ausbrennungen sind es, die früher oder später den Untergang eines jeden Geschützes herbeiführen. Da sie durch Rißbildungen, die besonders in hartem Metall auftreten, begünstigt werden, haben die Engländer bis in die jüngste Zeit statt harter Spezialstähle ein verhältnismäßig weiches Metall für ihre Drahtgeschütze bevorzugt — mit welchem Erfolg, geht aus den obigen Vergleichen über die Lebensdauer hervor. Interessant ist hierzu eine Meldung, die seinerzeit in italienischen Blättern zu lesen war, wonach der englische Dreadnought „Queen Elizabeth", der während des Dardanellenabenteuers die türkischen Innenforts über die Halbinsel Gallipoli hinweg ausgiebig beschossen hatte, nachher mit völlig unbrauchbar gewordenen Geschützen in langsamer Fahrt — denn auch der ganze Schiffskörper hatte bei der tollen Schießerei durch die Erschütterungen gelitten — zu Geschützaustausch und Reparatur nach England zurückkehren mußte.

Schon nach der Schlacht von Tsushima war das Vertrauen in die früher so zäh verteidigten Drahtgeschütze stark erschüttert. Und im Jahre 1910 war man drüben bereits so weit befehrt, daß „The Engeneer" schreiben durfte, es sei nun nicht mehr so viel gegen die Mantelringrohrkonstruktion einzuwenden, die anstatt der Drahtwindungen das

Digitized by Google

Kernrohr verstärkte; ja sie würde sich schon des Preises wegen empfehlen, da sie billiger sei als die Drahtkanone. Der wahre Grund für diesen Umfall war jedoch, daß endlich auch die engl. Stahlindustrie auf dem Wege war, einen Stahl von gleichmäßigerem Gefüge herzustellen. Aber man macht im Kriegswesen eine technische Rückständigkeit von Jahrzehnten nicht in ein paar Jahren gut. Nach allen Zusammenstößen zwischen deutschen und englischen Schiffen, wo es hart auf hart ging, selbst nach ihrem „Sieg" bei den Falklandsinseln, haben die englischen Berichte, fast wie zur eigenen Entschuldigung, immer wieder die vorzügliche — soll heißen überlegene — Wirkung und Treffsicherheit der deutschen Schwerartillerie zugeben müssen.

Unser deutsches schweres Schiffsgeschütz ist eine Mantelringkanone. Bei einer solchen wird, wie schon angedeutet, die Widerstandsfähigkeit gegen die ungeheuren Druckkräfte der Pulvergase durch den Zusammenbau des Geschützrohres aus mehreren übereinander gezogenen Schichten erzielt, die mit einer ganz bestimmten Pressung aufeinander liegen. Während beim Mantelrohr, das für kleinere Kaliber angewendet wird, nur ein Mantel über das Kernrohr gestreift wird, kommt beim Mantelringrohr über das Kernrohr zunächst ein Mantel und über diesen noch eine oder mehrere Lagen breiter Ringe, nebeneinander angeordnet, zu liegen. Durch diese Schichtung wird vor allem auch eine gleichmäßige Verteilung der beim Schuß eintretenden Zugspannung über die ganze Rohrwandung erreicht. Als erster hat Krupp, schon im Jahre 1866, solcherart verstärkte Rohre hergestellt. Man preßt bei diesem Rohraufbau über das Kernrohr einen festen Zylinder oder Mantel, dessen innerer Durchmesser in kaltem Zustande etwas kleiner ist als der äußere des Kernrohres. Dieses Aufziehen des Mantels geschieht nach dessen Erwärmung. Beim Erkalten schrumpft er zusammen und übt dadurch auf das Seelenrohr eine dauernde Pressung aus, während er selbst um einen gewissen Betrag ausgedehnt bleibt. Wird in gleicher Weise ein zweiter Zylinder oder ein Ring auf den ersten gezogen, so wird der Druck auf das innerste Rohr vermehrt. So kann bei entsprechender Regelung der Abmessungen der äußeren und inneren Durchmesser der übereinander gezogenen Rohre die Widerstandsfähigkeit des Kernrohres stetig gesteigert werden. Eine Schwierigkeit dabei ist nur, das richtige Maß der Pressung, das sogen. Schrumpfmaß, vorher nach Erfahrungssätzen und durch Berechnungen zu ermitteln. Bei unserem 28 cm-Geschütz beträgt das Schrumpfmaß zwischen Kernrohr und Mantel 0,4 mm, zwischen den äußeren Ringlagen 0,8 mm. Wird es zu groß gewählt, so kann der übermäßig ausgedehnte Mantel schon nach dem Erkalten in die Brüche gehen, oder das zu stark zusammengepreßte Kernrohr wird bei den ersten Schüssen gesprengt. Ist das Schrumpfmaß zu klein ausgefallen, so liegt der aufgezogene Mantel zu lose auf und trägt nicht genügend zur Erhöhung der Widerstandsfähigkeit des Kernrohres bei. Durch besondere Vorrichtungen im Innern der Rohrkörper, Rohrfretten genannt, sind die einzelnen Zylinder unter sich und mit dem Kernrohr starr verbunden, damit sie gegen Verschiebungen gesichert sind und sich auch die Beanspruchung in der Längsrichtung auf alle Teile des Mantelringaufbaues verteilt.

Nach diesem glänzend bewährten Prinzip ist auch der Stolz unserer Marineartilleristen, unser 38,1 cm-Geschütz, konstruiert. Deutschland ist, wie schon gesagt, seinerzeit direkt vom 30,5 cm- auf das 38,1 cm-Kaliber übergegangen. Jenes hatte schließlich infolge Verbesserung der Pulverladung, der Rohrkonstruktion, des Rohrmetalls, des Geschosses und infolge Verlängerung des Rohres die Grenze der Leistungsfähigkeit erreicht. Eine Verstärkung des Panzerschutzes der großen Schiffe machte wieder eine Vergrößerung des Kalibers not-

Abb. 4. 35,6 cm-Panzergranate und zugehörige Kartusche. Das Geschoß zeigt die neueste Form mit langer Spitze, die sowohl die Schußweite wie die Durchschlagskraft erhöht. Die Kartusche besteht aus einer Reihe mit rauchschwachem Pulver gefüllter Seidenbeutel.

wendig. Die Vorteile des größeren Kalibers liegen in dem größeren Gewicht, in der Steigerung der Durchschlagskraft und — so sonderbar es klingen mag — in der geringeren Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses. Die Erniedrigung der Anfangsgeschwindigkeit ist deshalb so wichtig, weil dadurch die starke Reibung und infolgedessen auch die Abnutzung des Rohres vermindert wird. Eine 38,1 cm-Granate wiegt über 15 Zentner. Daß eine Pulverladung von 4 Zentnern dazu gehört, um diesen Zuckerhut durch das 17 m lange Rohr auf dreißig und mehr Kilometer Entfernung zu schleudern, ist nicht sonderlich zu verwundern. Auch nicht, daß für die Abnehmung eines einzelnen Schusses alles in allem eine Aufwendung von etlichen Tausend Mark nötig ist.

Digitized by Google

Der Pionierpark.

Von Ernst Schmitz. Mit 1 Abbildung.

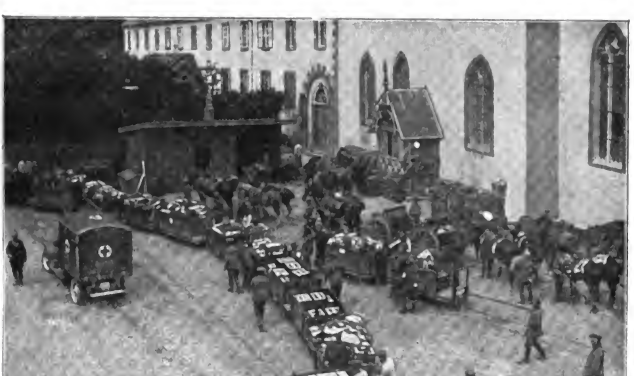
Einige Kilometer hinter der Front liegt im Sonnenlicht breit und ausgedehnt der Pionierpark. Er war zuerst nur eine Niederlage von wenigen Rollen Stacheldraht, Sandsäcken, einem Haufen Hürden und Faschinen und sonstigem Schanzmaterial, aber auf die „Länge der Dauer", wie der Berliner sagt, nahm er ganz gewaltig zu, wuchs und dehnte sich in die Länge und Breite, und als eines Tages irgend eine Kleinbahn in Betrieb gesetzt werden konnte, da kannte das Ausdehnungsbedürfnis des leitenden Pionierhäuptlings keine Grenzen mehr. Bei Nacht und Nebel kamen sie an, viele Kilometer Schienen, ein halb Hundert Schiebeloren, und nun wurde allmählich der Aufenthalt im vorderſten Graben, mit dem der Pionierpark im herzlichſten Verhältnis steht, nahezu ein Dorado. Denn was jetzt so ein richtiger, gut gehender Pionierpark an Waren aufspeichert, davon macht sich der ausschweifendſte Geist keinen Begriff. Balken und Bretter und Bohlen, Draht, glatt und gestachelt, Hämmer, Sensen, Beile und Picken und Sandsäcke, ach du lieber Gott, soviel Sandsäcke gibt es gar nicht, wie ein Pionierpark liefern kann. Aber damit sind die Feinheiten noch lange nicht erschöpft. So ein Pionierpark hat entschieden Ehrgeiz und bietet seinen feldgrauen Kunden das denkbar Beste in allen Preislagen. Ofen und Ofenrohre mit den nötigen Holzkohlen, Zement und Zementsteine nebſt Schienen und T-Eisen für behagliche Unterſtände, Kies, gesiebt und ungesiebt, und als endlich noch eine Filiale eröffnet werden konnte, die auch Farben und Öle nebſt Pinseln und Farbkesseln lieferte, da kannte das Selbstgefühl der Pioniere keine Grenzen mehr. Rein äußerlich kam es zum Ausdruck dadurch, daß eine bisher verkehrsfreie Straße als zum „Pionierpark gehörend" beschlagnahmt und gesperrt wurde, ein richtiger Unterſtand mit Gärtchen und einem Badezimmer entstand, und schon erwägt der Leitende voraussichauenden Geistes, daß „eigentlich" das danebenliegende Dorf sich ganz gut zur Anlegung einer Dampfsägemühle und einer Maschinenschlosserei eigne; denn man könne nicht wissen, der kluge Mann baue vor usw.

Am Tage ist es ziemlich ruhig auf dem weiten Gebiet; etliche Haufen Leute stapeln oder laden neu eingekommenen Vorrat ab, die Schmiede pinkepankt lustig in den Tag hinein, und aus der Schreinerei ratscht die Säge und Hobelmaschine, die längst elektrisch oder doch wenigstens mit Dampf betrieben wird. Aber es kommt die Nacht, und dann beginnt ein ensiges Getue auf dem Platz.

Von allen Seiten nahen die Baukommandos, und nun entspinnt sich der mit allen Tücken und Feinheiten geführte Kampf um die Lore. Wie es 20 verschiedene Kommandos fertig bringen, jede laut strengem Befehl mit „mindestens" 10 Loren abzuziehen, trotzdem im ganzen höchstens 100 da sind, wird ein ewiges Geheimnis bleiben, und manch heftiger, listenreicher Kampf spielt sich ab im Dunkel der Nacht. Wehe dem ahnungslosen Neuling, der seine voll und gut beladene Loren mit Baumaterial aus dem Auge oder seine schön und mühsam am Gleis aufgestapelten Zementsteine und Hürden allein läßt! Wenn er wiederkommt, grinst ihn todernst der leere Schienenstrang oder die leere Stelle an, denn, so heißt hier der Grundsatz, „dem Zeug ist es ganz egal, wo es verbraucht wird". Und was ist so eine Lore ein heimtückisches Biest! Die eine springt aus den Schienen, die zweite ist ohne Bremse, die dritte hat die liebliche Gewohnheit, sobald es in die Gefahrzone geht, ein Mark und Bein durchdringendes Kreischen auszustoßen, und an einem ganz besonders gesürchteten Exemplar springt todsicher mitten an der denkbar ungünstigſten Wegestelle ein Rad heraus. Es ist nun endlich alles beladen, und aus dem Knäuel von Pferden und Menschen schiebt sich allmählich die erste Umlaufsreihe dem Ziele zu; nach einiger Zeit eine weitere, und schließlich bleibt nur noch ein Jammermann übrig, der zwar den gemessenen Befehl zum Vorbringen vielen Baumaterials, aber auch weiter nichts hat. Ihm wird der Trost, zu warten, bis die erste Wagenreihe zurückkommt, und auf der ganzen Linie geschlagen, setzt sich der Betreffende mit seinen Mannen irgendwo in einen Winkel und schimpft. Geschimpft wird wohl überall, geschimpft sehr viel im Krieg, geschimpft am meisten unbestritten auf der Förderbahn. — Da schieben sich die einzelnen Trupps langsam ihres dunkeln Weges! Halt, stopp! Das Laternchen oder die Taschenlampe wird angeknipst, und was ist's? Natürlich, an der schmutzigſten Stelle des ganzen Weges ist eine Lore ausgesprungen. Hebebäume rein, und wie gehetzt geht die Fahrt weiter. Halt, stopp! Warum halt? Himmel und Teufel, die erste Reihe, die zudem auch noch ganz in der Nähe abladen konnte, kommt schon zurück und, auf dem eingleisigen Strang gibt's kein Ausweichen, also zurück bis zur nächſten Weiche. Aber nicht immer bleibt es bei solchen kleinen Vorkommnissen. Dem Feind ist die nächtliche Tätigkeit und der Lauf der Bahn natürlich nicht unbekannt, und ab und zu streut er die ganze Strecke mit Schrapnells und Granaten ab. Wohl dem, der nur mit Verlust eines Pferdes zurückkehrt. Wie mancher wackere Soldat hat auf dieser mühevollen, aber meist ruhmlosen Bahn sein Leben gelassen, wahrhaft auch im Dienst des Vaterlandes und seiner Verteidigung. So sind denn nun mit mehr oder weniger Mühe die einzelnen Transporte dem Ziele nahe gekommen. Da teilt sich der Schienenstrang; der geht ganz nach vorne zum Schützengraben, der fährt zu den etwas weiter zurückliegenden Batterien; dieser fährt zu einer ganz neuen Stellung, und jener hat nur Gleise geladen, um irgend einen Strang noch weiter hinauszuschieben. Es wird nach Mitternacht, und allmählich kehren die Kommandos zum Park zurück. Da haben sich schon in aller Frühe, lange vor Hahnenschrei, neue Trupps mit neuen Aufträgen eingefunden, nicht ganz ausgeschlafene Mannschaften stehen um die frösteInden Unteroffiziere, und schon beginnt wieder der erfindungsreiche Kampf um die Lore.

Im frühesten Frühlicht ziehen jetzt die ersten in die dampfende Weite hinaus. Wohl ihnen, wenn

Digitized by Google



Große Vorrats-Niederlage für Pioniergeräte und Munition auf dem westlichen Kriegsschauplatz, woselbst eine verzweigte Feldbefestenbahn mündet.

Frühnebel die Täler decken, denn die feindlichen Flieger spähen scharf, und manchmal muß so eine Kolonne, die sich etwas verspätet oder einen schönen sonnenhellen Morgen antrifft, seitwärts in die Büsche schlagen, um sich nicht durch Bewegung dem Späher zu verraten.

Doch in den weitaus meisten Fällen geht es glatt ab, und was in mühevoller Kleinarbeit allmählich herangeschafft wurde, das türmt sich nun als Beobachtung oder Batterie, als Unterstand oder Schützengraben dem Feind als dauerhafte Wehr entgegen, und wenn nach einer kräftigen Beschießung dann die Generalprobe auf die Beständigkeit des Gebauten günstig ausfiel, dann segnet doch mancher, der beim Heranfahren manchen gotteslästerlichen Fluch ausstieß, die Förderbahn, die Lore und den Pionierpark.

Landsturm macht alles.

Von **Dr. W. Brönner.**

Darüber herrscht gar kein Zweifel: es gibt keine Waffe, die verwendbarer wäre, als der Landsturm. Der Landsturm schützt das Vaterland innerhalb der Landesgrenzen, er dient als Grenzschutz und er kämpft jenseits der Pfähle mitten zwischen den jungen Truppen; er verteidigt und wehrt ab, er greift an und er stürmt, und die Geschichte dieses Weltkrieges wird ihm Denkblätter heften müssen, die im Buche der Zeiten bleiben werden für immer. Landsturm, das ist der Inbegriff des Soldaten *aller* Waffengattungen. Braucht ein Armeeführer plötzlich Artilleristen, ist ein Korps mit ein paar Telegraphisten oder Telephonisten in der Klemme, so werden sie am raschesten bedient wo? Beim Landsturm. Das Bataillon Soundso offeriert dann sofort Feldartilleristen, Festungsartilleristen, Leute, die an dem, die an jenem Geschütz ausgebildet sind, Fahrer, Reiter, Richtkanoniere, soundsoviel Mannschaften, soundsoviel Unteroffiziere. Telegraphisten und Telephonisten, geübte Beamte der Reichspost und zwar untere, mittlere und hohe Beamte stehen zur Verfügung, ebenso Elektrotechniker und Mechaniker, ehemalige Pioniere und seitdem im Berufe stehende Brunnen- und Brückenbauer vom Fach, Tiefbautechniker und Straßenbaukünstler, Hochbauarchitekten und Zimmerleute, Angestellte

Digitized by Google

der Eisenbahn vom Fahr- und Betriebsdienst, zu Reparaturen von Maschinen und Geleisen geschickte Leute und Leute, die mit Gefangenen und Landeseinwohnern neue Strecken zu bauen wissen, Chemiker, Geometer und gelehrte Geologen, alles hat der Landsturm, und zwar außer seinen Gewehren, Patronen und Seitengewehren, als Dreingabe, als Zugabe, „Margeritisch" sozusagen. Kommt Seine Exzellenz der Herr Divisionsgeneral und macht die Entdeckung, daß er unrasiert ist, schwupp, da ist schon der Landsturmmann, ziviliter Obermeister einer Friseur- und Perückenmacher-Innung und verschönt in 5 Minuten Seine Exzellenz so elegant wie Haby. Kommt der Herr Abschnittskommandeur erschöpft in die Stellung, um ein wenig auszuruhen, „aber nur ¾ Stündchen, mein lieber Herr Hauptmann!" so wird ihm nach 20 Minuten vom Landsturm-Gefreiten Schulze, seines Zeichens gedienter Husar und Küchenchef in nur ersten Hotellern, im Unterstande ein Gabelfrühstück von solcher Mundlichkeit dargereicht, daß den lieben Herrn Hauptmann langsam ein Gefühl beschleicht wie von zu später Reue; denn solch eine Stellung und solch ein Unterstand, die müssen doch etwas Magnetisches bekommen und behalten für den Besucher. Wer baut die Denkmäler die jetzt mitten im Kriege auf den Schauplätzen der Schlachten erstehen, wer gibt die Kriegszeitung heraus? Fast immer ist der Missetäter ein Landsturmmann. Und wenn der Herr Divisionspfarrer anderweitig beschäftigt ist, dann hält, mit seiner Wachstuchmütze angetan und in schlichten ungeschwärzten Kommißstiefeln steckend, irgendein einfacher Gefreiter oder Unteroffizier die Grabrede oder den Pfingstgottesdienst. Der einfache Gefreite oder Unteroffizier, der sich wohl auch in jedem Landsturmbataillon findet, ist nämlich auch verordneter Diener der Kirche, auf Deutsch ein Pastor von Beruf. Auch seine Oberlehrer hat der Landsturm und zwar zum Aussuchen, ganz wie sie zur Entscheidung dieses oder jenes schwierigen Falles, zur Befreiung aus der oder jener Verlegenheit gebraucht werden: Altphilologen, Neuphilologen, Germanisten und Mathematiker. Selbst in Väterchens unendlichem Reich wird nicht eine einzige Sprache gesprochen, die nicht beim deutschen Landsturm verdeutscht werden könnte.

Der Landsturmmann macht Gedichte über die Kriegsereignisse und er photographiert sie. Er macht Zeichnungen davon und schreibt Bücher darüber, und wohlverstanden, alles so nebenher in der freien Zeit und solange er noch nicht totgeschossen ist. Gibt es einmal einen ganz großen Sieg zu feiern oder den Geburtstag des Landesherrn, so kann, vorausgesetzt, daß die Feinde das Spiel nicht verderben, auch ohne Umstände eine Theateraufführung veranstaltet werden, gegebenenfalls sogar eine Freilichtaufführung. Schauspieler und Sänger von Fach, ja, von hervorragender Begabung, sind immer zur Hand. Auf Wunsch kann auch Zirkus gespielt werden; denn es fehlt nicht an Kunstreitern und Jockeis, Jongleuren usw. Wo man in einer Kirche in Feindesland noch eine Orgel, wo man auf einem Gutshof noch einen Flügel, fast stets deutschen Imports, sehr häufig sogar jüngsten deutschen Imports antrifft, finden sie natürlich auch allsogleich ihren Meister. Geburtstage, um so mehr, als man von keinem weiß, wie oft er noch zu feiern ist, werden sehr gerne durch musikalische Darbietungen verschönt, wenn nicht anders wenigstens à la Zigeunerkapelle. Daß wir unsere Stiefel nicht nur flicken, sondern auch anfertigen, daß wir hochelegante Waffenröcke, Reithosen, Mäntel und Umhänge bauen, daß wir Löcher und Dreiangel mit den Kniffen der Kunststopferei unsichtbar machen, daß wir alle Arbeiten an Zaumzeug und Geschirr anfertigen, zerbrochene Deichseln, Räder u. dgl. eins, zwei, drei selbst wieder herstellen, braucht nicht erwähnt zu werden; denn jeder von uns hat außer seinem Waffenhandwerk noch ein anderes erlernt, ist über Lehrlingszeit und Gesellenstück hinaus, betreibt es als Meister und muß sich ja sein täglich Brot damit verdienen, wenn Friede ist. Brot backen wir natürlich auch selbst, auch Kuchen, auch Torte, ebenso wie wir auf jeder, auch einer russischen Mühle zu mahlen verstehen, wie wir schlachten, Vieh treiben, Vieh hüten, Wurst machen. Zu den elementaren Fertigkeiten eines jeden gehört, daß er Kaffee, Tee und Suppe kocht, wir winden Kränze und binden Sträuße für die Gräber der Gefallenen, wir bestellen die Felder und helfen den Bauern beim Dreschen, wir schaffen Gartenanlagen und pflanzen hinter den Schützengräben Salate und Gemüse an, selbstlos, für unsere Nachfolger, für die Landeseinwohner, für niemand. Wir warten und pflegen sogar, wenn es sein muß, die Kinder der Landeseinwohner, füttern tun wir sie sehr oft. Wir bauen unsere Wohnungen selbst und machen sie sogar behaglich. Was ist's, das wir nicht machten, wozu wir andere brauchten! Frauen? Ganz überflüssige Ware. Erstens hat fast jeder von uns eine, dazu heranreifende Tochter und dann ihre Geschicklichkeiten alle besitzen wir auch, vom Maschinennähen und Monogrammsticken, über

Digitized by Google

die feinere und bürgerliche Kochkunst, über Flicken und Stopfen hinweg bis zum Fensterputzen im Unterstand und Stiefelschmieren sind wir selbständig. Emanzipation des männlichen Geschlechts! Und doch vermissen wir die Frauen so sehr, so sehr.

Kochfeuer und Lagerfeuer haben wir wohl, aber den heimischen Herd können wir uns nicht schaffen, den einzig und allein die deutsche Frau so sorgsam und so treulich hütet, wie es der deutsche Mann seit alten Zeiten braucht und gewöhnt ist. Wirkt nur so weiter im stillen, deutsche Frauen, wie ihr seit Jahrtausenden gewirkt habt! Zur Zeit aber laßt auch ihr uns, die wir vom Landsturm sind, den Stolz, daß wir die Vielseitigsten und Brauchbarsten wären im ganzen deutschen Heer.

Vermischtes.

Schützengräben von einst. Der Schützengraben ist durchaus nicht die Errungenschaft der neuen und neuesten Zeit, für die man ihn wohl gern halten möchte, wenngleich man schließlich zugeben muß, daß er in solch hochentwickeltem Grade, wie in diesem Kriege, bisher noch nicht zu verzeichnen gewesen ist. Das hängt aber wieder damit zusammen, daß noch kein Krieg sich so hartnäckig zum Grabenkrieg gestaltet hat, wie eben dieser Weltkrieg, der sich ja zu seinem erheblichsten Teil unterirdisch abspielt. Wenn nun auch heute trotz aller technischen Kunst und trotz aller Bemühungen, den Soldaten den Aufenthalt in den Gräben und Unterständen soviel als möglich zu erleichtern, das Verweilen in den Stellungen durchaus nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins zählt, so war das früher auch bei wesentlich kürzerer Dauer der Stellungskämpfe noch viel weniger der Fall. Namentlich die Franzosen hatten immer eine große Abneigung gegen diese Art der Kriegführung. Schon die Helden der napoleonischen Epoche wollten davon nichts wissen. Besonders waren es die alten Soldaten, jene, die mehr als ein Jahrzehnt den Korsen auf seinen Zügen vom Rhein nach Ägypten, von Ägypten nach Italien, nach Deutschland und nach Polen begleiteten, weigerten sich, bei dieser Maulwurfstaktik mitzutun und ihre Tage in Löchern zu verbringen, über die hinweg die Geschosse pfiffen. Sie zogen eine richtiggehende offene Feldschlacht bei weitem vor und teilten so wohl auch die Ansicht aller Krieger, die den Kampf Mann gegen Mann für die ehrlichste Sache halten. Im Krieg gegen Portugal stießen die Franzosen einmal auf Schützengräben, die der englische General Wellington hatte anlegen lassen, um die Hauptstadt Lissabon zu schützen. Natürlich stand dieses Verteidigungswerk von Torres-Vedras mit den Gräben von heute in keinem Vergleich, wenn auch zur Herstellung dieses Wellingtonschen Grabensystems, das in einem doppelten Gürtel bestand, 25 000 Arbeiter einen vollen Monat gebraucht hatten. Die Gräben waren eigentlich nichts weiter als dicht nebeneinanderliegende, etwa 5 m tiefe Löcher, in denen die Soldaten tage- und nächtelang aushalten mußten, da natürlich eine so geregelte Ablösung und Verpflegung wie heutzutage nicht möglich war. Eine Kiste mit trinkbarem Wasser, eine andere mit Werkzeugen und eine dritte mit Munition, das war sozusagen alles, was für den Grabenkrieg von damals für nötig erachtet wurde. Und trotzdem glichen die Gräben dank ihrer 3 m dicken Schutzwehr kleinen Festungen, und Massena, der damals das französische Heer beschligte, bezeichnete die ganze Stellung sogar als zweites Gibraltar. Die verschiedensten Versuche der Franzosen, den Gegner aus dieser Stellung herauszulocken, schlugen fehl, denn Wellington wollte absolut nicht aus seinem Bau heraus. Da indes zu einem Angriff es den Franzosen sowohl an schwerer Artillerie wie an Munition fehlte — sie hatten überhaupt nur für einen Tag Schießbedarf —, so blieb ihnen nichts übrig, als die Blockierung und „Abnützung" des Feindes. Allein, diese Art des Krieges paßte den Kriegern Massenas schon gar nicht; sie gruben sich nur widerwillig und ungenügend unter Murren und Fluchen ein. Sogar die Offiziere schenten sich nicht, es offen auszusprechen, daß sie viel lieber sich danach sehnten, die ermü-

Eine Begegnung Hindenburgs mit dem deutschen Kronprinzen auf einem Bahnhof an der Westfront. Nach einer Photographie aus dem Felde.

Digitized by Google

bende Ruhe eines Lebens voll Entbehrungen gegen die Aufregungen des Schlachtfelds zu vertauschen. Sie waren eben der Meinung, daß das Eingraben und Sichverstecken hinter Erdwällen nur ein Ausdruck der Feigheit sei. Mit Jubel nahmen sie deshalb die Kunde vom bevorstehenden Angriff und Vormarsch auf, die Massena absichtlich verbreiten ließ, noch während er sich aus taktischen Gründen schon zum Rückzug entschlossen hatte. Zweifellos hätten auch seine Truppen das Experiment eines längeren Verweilens im starren Stellungskrieg kaum ertragen, sie ertrugen es auch fast ein halbes Jahrhundert später nicht, als ganz andere Truppengenerationen einander gegenüberstanden und inzwischen doch auch die Lehren von einer ganzen Reihe kriegerischer Ereignisse nicht ohne Einfluß auf Art und Wesen der Kriegführung geblieben waren. Dieses zweite Experiment eines unterirdischen Krieges wurde mit französischen Truppen gelegentlich der Belagerung von Sebastopol 1855 versucht. Gegenüber der damals für uneinnehmbar geltenden Festung schien der Grabenkrieg das einzig richtige Mittel, und damit Abnützung und Aushungerung. Diese Taktik hätte vielleicht auch Erfolg gehabt, wenn die französischen Soldaten sich mit ihr hätten befreunden können. So mußte sich denn Mac Mahon schließlich zum Sturm auf den Malakoff entscheiden.

Wir von der Infanterie. Wir haben uns daran gewöhnt, Dinge und Einrichtungen, die wir nicht selbst geschaffen haben, die sozusagen als Erbe von unseren Vätern auf uns kamen, als etwas Gegebenes hinzunehmen, ohne nach dem Grund und Ursprung ihres Daseins zu fragen. Ganz besonders trifft dies auf militärische Sachen zu. Wir reden von den einzelnen Waffengattungen, von Formationen usw., ohne uns Gedanken darüber zu machen, warum dies und das gerade so und nicht anders benannt und bezeichnet wird. Und doch ist es nicht ohne Interesse, auch einmal ein wenig hinter den Ursprung und tieferen Sinn gerade solcher Dinge zu schauen, die jetzt alltäglich von sich reden machen. Man könnte da allerdings, wenn man erschöpfend sein wollte, letzten Endes ein dickes Buch schreiben. Das liegt nun freilich nicht in unsrer Absicht, vielmehr soll hier nur einmal ein kleiner Versuch gemacht werden, aus dem Gebiet der Infanterie einiges zu erklären, was sicherlich mancher Leser noch nicht weiß, obwohl er die Sache selber recht gut kennt. Daß Infanterie z. B. Fußtruppen sind, weiß jeder Schuljunge, aber warum gerade die Fußtruppen den Sammelnamen Infanterie tragen, ist sogar vielen Erwachsenen nicht geläufig. Hier ist eine Erklärung: Erstmals kam diese Bezeichnung im 15. Jahrhundert auf, und da dies zudem im spanischen Heer geschah, so brachte man es mit dem spanischen infante = Knabe, Knecht in Verbindung, zumal ja auch die deutschen Fußtruppen schon vorher Knechte oder gar Fußknechte genannt waren. Auch das italienische fante, das ebenfalls Knabe, Knecht bedeutet, oder das deutsche Wort Fant, junger Mensch, Bursche, soll den Grund zu der Bezeichnung Infanterie gegeben haben, wenngleich das nicht recht einleuchten will, weil es dann ja richtiger Fanterie heißen müßte, wie ja auch schon um 1360 in einer Chronik von „Fantern mit Büchsen" (Büchsen) die Rede ist. Richtiger wird also wohl die Ableitung vom spanischen infante sein. Neben der rein sprachlichen gibt es auch noch mehrere geschichtliche Ableitungen, von denen nur die eine hier erwähnt sei, wonach die Infantin Isabella Klara Eugenie, die Tochter Philipps II. die Gründerin der Infanterie gewesen sein soll. Als kriegerische Fürstin ließ sie das auf ihren Befehl angeworbene Fußvolk neuartig bewaffnen und ausbilden, und man nannte diese Truppe zu ihren Ehren infanteria. Da die neue Einrichtung sich bewährte, fand sie anderwärts bald Nachahmung und man behielt die Benennung auch dort bei. — Die einzelnen Gattungen der Infanterie sind Musketiere, Füsiliere und Grenadiere. Alle drei Bezeichnungen sind auf die hauptsächliche Waffe zurückzuführen, deren sich die also Benannten im Kampfe bedienten. Musketiere sind also Musketenträger. Und zwar kam die Muskete zu Anfang des 16. Jahrhunderts als Nachfolgerin der unbeholfenen Hakenbüchse auf. Auch die Muskete war zunächst noch recht unhandlich, bis sie durch Gustav Adolf wesentlich erleichtert und mit dem Radschloß versehen wurde. Sie bildete darnach lange Zeit die hauptsächliche Bewaffnung des Fußvolks und dieses behielt ebenfolange die Bezeichnung Musketier. Ein Ähnliches ist es mit dem Namen Füsilier. Wie die Muskete auf das französische Wort mousque, so ist Füsilier auf das französische Wort fusil zurückzuführen, das ursprünglich Feuerstein bedeutet. Später übertrug man den Namen auf das mit einem Steinschloß versehene Gewehr. 1640 wurden dann zuerst in Frankreich die mit solchem Gewehr ausgerüsteten Soldaten, und zwar zunächst ein Reiterregiment, Füsiliere genannt. Auch das später mit der gleichen Waffe ausgerüstete Fußvolk erhielt diesen Namen, der sich bis heute auch in der deutschen Heeresprache erhalten hat. Es ist somit ersichtlich, daß Füsilier soviel wie Flintenträger bedeutet, wobei noch zu erwähnen ist, daß Flinte von dem niederdeutschen Wort flint = Feuerstein herkommt, also dasselbe bedeutet, wie das französische fusil. Daß die Bezeichnung Grenadier im engen Zusammenhang mit der Granate steht, ist im Laufe dieses Krieges und der ausgedehnten Verwendung der Handgranate schon öfter dargelegt worden. Diese „Granatiere" von einst mußten große, starke Leute sein, damit sie die 2—3 Pfund schweren eisernen Handgranaten so weit schleudern konnten, daß sie nur dem Feind, nicht auch den eigenen Truppen schadeten. Wenn auch der Handgranatenkampf früher nie zu größerer Bedeutung kam und darum bald gänzlich verschwand, so blieb doch der Name der Truppe bestehen, und da zu ihr nur besonders handfeste, mutige und zuverlässige Leute gehörten, so wurde der zum Grenadier gewandelte Name sehr bald schon zur Bezeichnung für eine bevorzugte Truppe, die ihn mit Stolz trug, bis nun der Weltkrieg auch den Handgranatenkampf selber wieder in ausgiebigster Weise zur Geltung gebracht hat.

Was versteht man unter Bruttoregistertonnen? „Der versenkte Dampfer war 3200 Bruttoregistertonnen groß." So und ähnlich kann man häufig lesen. Aber was ist eine Bruttoregistertonne? Man versteht darunter ein reines Raummaß; die Bezeichnung Tonne rührt davon her,

Digitized by Google

daß es früher üblich war, das Ladungsvermögen der Handelsschiffe durch die Anzahl Fässer (Tonnen) einer bestimmten Größe, die verstaut werden konnten, auszudrücken. Die fast internationale Einheit ist zurzeit die englische Registertonne, ein Volumen von 100 engl. Kubikfuß oder 2,83 cbm. Der gesamte innere Rauminhalt des Schiffes, einschließlich der Aufbauten usw., in Kubikmetern ausgedrückt und durch 2,83 geteilt, ergibt den Bruttotonnengehalt oder die Gesamtgröße des Schiffes in Bruttoregistertonnen. Durch Abzug der Wohn-, Maschinen-, Kessel-, Kohlen- usw. -Räume erhält man den Netto- oder Laderaumgehalt, der im Durchschnitt wenig mehr als ⅓ des Bruttogehalts ausmacht; bei unserem Dampfer würde er etwa 1200 Registertonnen betragen. Im Gegensatz zu Handelsschiffen, deren Größenangabe zweckmäßig durch ein Raummaß erfolgt, gebraucht man bei Kriegsschiffen ein Gewichtsmaß, die deutsche Tonne (t), und drückt so die Größe des Schiffs durch die Angabe seiner Wasserverdrängung oder, wie man früher so schön sagte, seines Deplacements, aus. Man versteht darunter das Gewicht der durch den Schiffskörper verdrängten Wassermenge, die natürlich ebensoviel wiegt, wie das Schiff selbst. Ein Linienschiff von beispielsweise 24 700 t Wasserverdrängung wiegt also 24 700 t zu je 1000 kg = 24 700 000 kg.

Unterseeboot und Tauchboot sind keineswegs dasselbe, wennschon beide Begriffe meistens nicht streng auseinandergehalten werden. Eigentlich versteht man unter einem Unterseeboot ein reines Unterwasserboot, das ist ein Boot, dessen Schiffskörper vollständig unter der Wasserlinie liegt und dessen Rücken nur etwa 20—30 cm über die Oberfläche emportragt, damit die Besatzung einsteigen kann. Diesem Typ gehörten die ersten überhaupt gebauten und eine Reihe englischer und französischer U-Boote an; sie werden nur durch elektrische Maschinen getrieben und sind daher für größere Unternehmungen nicht geeignet. Das Tauchboot hingegen, nach dessen Prinzip alle deutschen und die neueren U-Boote überhaupt gebaut sind, fährt für gewöhnlich unter Benützung von Wärmekraftmaschinen (Benzin-, Petroleum- oder Dieselmotoren) an der Oberfläche und taucht nur zum Angriff oder zur Verteidigung. Die elektrische Energie für die Unterwasserfahrt wird durch die Benzinmotoren während der Überwasserfahrt erzeugt. Diesem Typ gehören auch unsere Handels-Unterseeboote an.

Was ein Spanier über Deutschland sagt. Wenn unsere Feinde sich fortwährend bemühen, Deutschland als am Ende seiner Kraft angelangt und gleichsam mit Zittern und Zagen dem Ende dieses Krieges entgegensehend hinzustellen, ist es sicherlich von Wert, wenn sich aus neutralen Lagern Stimmen erheben, die etwas anders lauten. Eine solche Stimme ertönte vor kurzem in der angesehenen Madrider Zeitung „Imparcial"; offenbar von einem, der Deutschland selbst besucht hat und nun darüber folgendes berichtet: Während so viele Nationen, sogar die festesten und klügsten, Würde oder Urteilskraft verlieren, während so viele Menschen und Völker nicht vor dem Verrat und der Schande zurückschrecken, während der Glaube getäuscht, die Wahrheit gebogen wird und die Leidenschaften triumphieren, hält sich das deutsche Volk, von allen Seiten von Feinden umschlossen, zu allen Stunden verlästert, jeden Tag am Horizont eine neue Drohung erblickend, fest

Phot.: Ungar. Presse-Photo-Büro.

Die Stabskanzlei im Felde.

und gleichmütig. Herr seiner selbst in der ruhigen Kraft des Starken. Während der gewaltigen Krisis des Krieges verfolgt Deutschland mit den natürlichen Einschränkungen sein soziales Leben, ruhig und zuversichtlich im Innern, fleißig in Städten, auf den Feldern und Fabriken, froh und fleißig auf den Rennbahnen, Gärten, Parks und Sommerfrischen. Wer die Berliner Theater, Konzertsäle, Cafés, Restaurants und die nächtlichen Vergnügungsstätten besucht, wer die Ufer des Neckars und Mains, der Elbe und des Rheins aufsucht und überall die Straßenbahnen, Dampfer, Eisenbahnen voller Reisenden erblickt, wer dieses glänzende Land, das einem ungeheuren stets bevölkerten Park gleicht, durcheilt und es in den Sommermonaten in seinem besten Schmuck ohne Trauergewänder und Tränen sieht, der könnte glauben, daß der Krieg nur ein Traum und der Friede wie durch ein Wunder mit allen seinen alten Freuden wiedergekehrt sei.

Digitized by Google

Neuartige Rettungsgürtel. Was doch dem U-Bootkrieg nicht alles zu danken ist! So gibt es nach englischen und amerikanischen Zeitungen für Fahrgäste und Besatzung überseeischer Dampfer neuartige Rettungsgürtel, die ihren Besitzern oder Trägern angeblich eine viel größere Sicherheit gewähren sollen, als die gewöhnlichen Korkwesten. Bei der einen Art handelt es sich um einen Gürtel mit Leuchtsignalen. In dem Korkreifen ist eine elektrische Batterie untergebracht, die zwei mit Reflektoren versehene Glühlampen speist, deren Strahlen scheinwerferartig senkrecht nach oben gehen und es ermöglichen sollen, den Schiffbrüchigen auch bei Nacht, oder wenn er bei Tag zu weit abgetrieben und durch Wellenkämme der Sicht entzogen ist, zu finden und zu bergen. Wesentlich umständlicher ist eine andere Art, die verhüten will, daß durch hochgehende Wogen die Atmungswege überspült, die Luftzufuhr abgeschnitten und dadurch schließlich Bewußtlosigkeit und Ertrinken herbeigeführt werden. Man füllpt eine festanliegende Maske über das Gesicht, von der ein Schlauch zu dem ofenrohrähnlichen wasserdichten Blechbehälter von etwa Meterlänge führt; eine Kette hält diesen am Schwimmgürtel, ein Gewicht am untern Ende in aufrechter Lage. Vom obern Ende führt ein perisskopartiges dünnes Rohr ungefähr ein bis zwei Meter in die Höhe und leitet so die Luft durch Behälter und Schlauch unter der Wasseroberfläche durch in die Atmungsorgane. Inwieweit diese Instrumente wirklich praktischen Wert besitzen und das persönliche Sicherheitsgefühl der „Meerbeherrscher" erhöhen, ist noch von keinem mitgeteilt worden. Übrigens — auf die Vernichtung von Menschenleben gehen unsere Tauchkreuzer ja nicht aus — einen Rettungsgürtel für torpedierte Schiffe hat John Bull noch nicht erfunden, und der wäre doch angesichts der furchtbaren Verluste an Schiffsraum gerade für ihn äußerst wertvoll.

Heeresverpflegung. Eines der interessantesten Kapitel des Krieges ist bei seiner langen Dauer die Verpflegung des Heeres. Wer es nicht weiß, was der einzelne Soldat im Felde täglich an Nahrungsmitteln braucht und erhält, hat keine Ahnung, weder von der Menge, noch von den Schwierigkeiten der Herbeischaffung, noch von der von der Intendantur hierbei zu leistenden Arbeit. Um all das klar zu machen, möge nur ein kleines Zahlenbild hier mitgeteilt werden, das sich auf die beiden Kriegsjahre August 1914 bis Ende Juli 1916 erstreckt. Es betrug der Nachschub an Verpflegungsmitteln für Truppen und Pferde — denn auch letztere müssen versorgt werden — insgesamt 7958000 Tonnen oder 159160000 Zentner. Bei Verwendung der üblichen 10 Tonnen- (oder 200 Zentner-) Wagen waren somit 795800 Eisenbahnwagen zur Beförderung dieser Mengen nötig. Rechnet man weiter für jeden Wagen von Puffer zu Puffer 10 m Länge, so würde das eine Zuglänge von 7958 km ergeben. Zu bedenken ist dabei, daß die hier genannten Zahlen sich nur auf die offizielle Verpflegung erstrecken, alles, was inoffiziell an die Fronten gebracht wird, was sich die Soldaten aus ihrer eigenen Tasche an Nahrungsmitteln bei Marketendern kaufen, ist nicht berücksichtigt, weil es statistisch nicht oder kaum zu erfassen ist. Würde auch dies noch zu errechnen sein, so bekäme man sicherlich ein Bild, dessen Großartigkeit mehr als staunenswert sein dürfte. Immer noch aber bliebe dann außer Betracht, was in Millionen Feldpostpaketchen den Truppen von lieber Hand ins Feld geschickt worden ist.

Phot: Ungar. Photopresse-Büro.

Aus Polen: Auch Heereslieferanten.

Wahres Geschichtchen. Eine Kompagnie steht frühmorgens 5.30 Uhr zu einem Sonderauftrag bereit. Die Mannschaften sind weggetreten und knuspern noch etwas weg. Da erscheint die leutselige Exzellenz aus Schwaben, die in der Gegend kommandiert. Voller Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, und leutselig, wie sie ist, ruft sie den nächststehenden Leuten zu: „Scho' g'lade?" — „Nein, Kaffee, Euer Exzellenz!" antwortet ein Kriegersmann, dessen Gelassenheit einstweilen das Frühstück noch näher lag als der Sonderauftrag. (Aus: „Der Champagne-Kamerad".)

Digitized by Google

Russische Geschütz- und Munitionstransporte auf Kamelen in den tief verschneiten Bergen des Kaukasus auf ihrem Vormarsch gegen Erzerum.

Zeichnung von Kunstmaler Willy Planck.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Tod fürs Vaterland ist ein Erlösertod, ihn starben die erhabensten der Menschen.
Zschokke.

Chronik des Krieges

vom 24. November bis 10. Dezember 1916.

24. November. Vorstoß leichter deutscher Seestreitkräfte zur Themsemündung, wo Ramsgate beschossen wird. — Verstärkte Artillerietätigkeit an der kurländischen Front. — Abweisung eines russischen Angriffs im Gyergyogebirge. — Zähe Kämpfe mit abgeschnittenen rumänischen Abteilungen im Waldgebirge nordöstlich Turn Severin. — Rumänische Schlappe am Alt-Durchbruch. Der untere Lauf des Flusses wird von den Verbündeten überschritten. — Donauübergang Mackensens bei Svistov. — Eingreifen italienischer Streitkräfte in die Kämpfe nordwestlich von Monastir. Die Serben rennen vergeblich bei Gruniste an. — Österreichischer Fliegerangriff auf Primolano.

25. November. Glückliche Patrouillengefechte nordöstlich Arras und nordöstlich Beaumont. Abweisung eines französischen Angriffs im Walde von Apremont. — Geschütz- und Erkundungskämpfe an der kurländischen Front. Die Russen erneuern ihre vergeblichen Angriffe im Gyergyogebirge. — Gefechte gegen die Rumänen bei Curtea de Arges. Einnahme von Ramniea-Valcea. Siegreiches Reitergefecht östlich des unteren Alt. Fühlungnahme zwischen den Armeen Falkenhayn und Mackensen. Ein feindlicher Vorstoß auf dem östlichen Dobrudschaflügel scheitert. — Auf der Karsthochfläche entbrennen neue Artilleriekämpfe. — Kriegserklärung der griechischen Revolutionäre gegen Bulgarien und Deutschland.

26. November. Abermaliger erfolgreicher Streifzug deutscher Seestreitkräfte nach der englischen Küste. — Mißlingen französischer Vorstöße am St. Pierre-Vaast-Wald und bei St. Mihiel. — Russische Erkundungsabteilungen in den Karpathen werden abgewiesen. — In Rumänien wird die ganze Linie des Alt-Flusses genommen. Durchbrechung der rumänischen Stellungen bei Rimnik Valcea. Niederlage der rumänischen Orsova-Gruppe, die dabei 1200 Gefangene und 3 Geschütze einbüßt. In der Dobrudscha bleiben die Bulgaren bei Erchesee siegreich. — In Mazedonien brechen starke serbische Angriffe bei Paralovo und englische östlich des Wardar zusammen.

27. November. Bei einem Luftangriff auf die Hochöfen und das Industriegebiet Mittelenglands gehen zwei Zeppeline verloren. — Der kleine englische Kreuzer „Newcastle" ist in der Nordsee einer Mine zum Opfer gefallen. — Artilleriekampf bei Dünaburg. — Die Bulgaren erstürmen Giurgiu. Auch Curtea des Arges wird genommen. — Schwere feindliche Niederlage im Kampfgebiet von Monastir. — Zwei große russische Truppentransportdampfer finden im Finnischen Meerbusen ihren Untergang durch Minenexplosion.

28. November. Vorpostengefechte gegen die Engländer bei Givenchy. — Zahlreiche russische Angriffe in den Waldkarpathen und an der siebenbürgischen Ostfront werden abgeschlagen. — Verfolgungskämpfe in der Walachei. — Feindliche Teilvorstöße an der westmazedonischen Front scheitern.

29. November. Vergeblicher Angriff der Engländer am Ypernbogen. — Die Russen setzen ihre verlustreiche Entlastungsoffensive in den Waldkarpathen fort, ohne mehr als winzige Ortlichteitserfolge zu erzielen. — Einnahme von Pitesci und Kampolung; 1200 Gefangene, 7 Geschütze. Glänzender Kürassierangriff bei Cicla Nesti, wobei weitere 1200 Gefangene gemacht und 10 Geschütze erbeutet werden. Siegreiches Vordringen der deutsch-bulgarischen Donau-Armee, die 2500 Gefangene und 38 Geschütze einheimst. — Die Serben werden bei Gruniste geworfen. — Auf der Hochfläche östlich Görz wird der Artilleriekampf wieder lebhafter.

30. November. Die Türken behalten in schweren Kämpfen an der Zlota Lipa die Oberhand über die Russen. Fortdauer der Karpathenschlacht, ohne daß die Russen vorwärts zu kommen vermögen. — Konzentrischer Vormarsch der Vierbund-Truppen in der Walachei; 2500 Gefangene, 21 Geschütze. Feindliche Angriffe auf den Westflügel der Dobrudschafront scheitern. — Dasselbe Schicksal haben die Vorstöße des Gegners im Kampfgebiet von Monastir. — Anhaltender Geschützkampf auf der Karst-Hochfläche.

1. Dezember. Artilleriduell an der Ancre und Somme. — Glückliche Gefechte gegen die Russen nördlich Smorgon und südlich Pinsk. Die Russen bringen ihrer Entlastungsoffensive in den Karpathen erneut vergebliche Blutopfer. Deutsche Gegenstöße bringen über 1000 Gefangene ein. — Die Kämpfe in der Walachei fließen zu einer großen Schlacht südöstlich Pitesci und im Tale des Arges zusammen. Die Rumänen werden mit einem Verlust von 6200 Gefangenen und 49 Geschützen geschlagen. Die Bulgaren bringen den Russen in der Dobrudscha eine empfindliche Schlappe bei. — Der Gegner rennt nordwestlich Monastir und bei Gruniste wieder ohne Erfolg an. — Ein voll-

Digitized by Google

besetzter französischer Truppentransportdampfer ist bei Malta versenkt worden.

2. Dezember. Die Russen mühen sich noch immer mit Massenstürmen in den Waldkarpathen ab, ohne etwas zu erreichen. — Fortdauer der Schlacht am Arges; Umfassung der Rumänen auf dem Nordflügel, vergebliche Gegenangriffe russischer Verstärkungen auf dem Südflügel; 2900 Gefangene, 15 Geschütze. Siegreiche Kämpfe auf der Dobrudschafront. — Die Bulgaren weisen bei Gruniste starke feindliche Angriffe ab. — Der Artilleriekampf auf der küstenländischen Front hält an. — In und bei Athen kommt es zu blutigen Zusammenstößen zwischen französisch-englischen und königstreuen griechischen Truppen. — Annahme des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst durch den deutschen Reichstag.

3. Dezember. Patrouillengefechte bei Ypern. — Vorpostengefechte gegen die Russen am Dryswiatysee, bei Tarnopol und bei Stanislau. Abflauen der russischen Entlastungsoffensive in den Waldkarpathen. An der siebenbürgischen Ostfront dauert sie noch an und bringt den Russen kleine Ortlichkeitserfolge im Trotosultale. — Die Schlacht am Arges endigt mit einem vollständigen Siege Mackensens; 8000 Gefangene, große Beute an Kriegsgerät aller Art. — Den Serben glückt die Wegnahme eines Höhenzuges am Ostufer der Cerna. — Auf der küstenländischen Front gesellen sich Minenwerfer- und Luftkämpfe zu dem Artilleriefeuer.

4. Dezember. Ein englischer Vorstoß östlich der Straße Albert—Barlencourt mißglückt. — Vorpostengefecht bei Augustowka. Zurückeroberung einiger auf der siebenbürgischen Ostfront an die Russen verloren gegangener Höhenstellungen. — Vervollständigung des Sieges am Arges; weitere 4500 Gefangene. — Östlich der Cerna entwickeln sich neue Gefechte. — Deutsche Tauchboote dringen in den Hafen von Funchal ein und versenken daselbst einen Transportdampfer und ein französisches Kanonenboot. — Verhängung der Blockade über Griechenland durch die Entente.

5. Dezember. Neue russische Angriffe an der siebenbürgischen Ostfront haben nur im Trotosultale einigen Erfolg; an mehrere Stellen glücken Gegenstöße der Truppen der Mittelmächte. — Einnahme von Sinaja. Verfolgungskämpfe in der Walachei bringen weitere 4000 Gefangene. Die rumänische Orsovagruppe wird am Altfluß gestellt und mit einem Verlust von 1600 Gefangenen und 4 Geschützen geschlagen. — Die Bulgaren bleiben in den Kämpfen östlich der Cerna Sieger über die Serben. — Rücktritt Asquiths, der durch Lloyd George ersetzt wird.

6. Dezember. Eroberung einer Höhenkuppe westlich der Maas durch deutsche Truppen. — Glückliche Patrouillengefechte gegen die Russen westlich Lud, westlich Zalosze und bei Tarnopol. Russische Angriffe bei Dorna Watra werden abgewiesen. — Besetzung von Bukarest und Ploesci. Die Rumänen sind auf der ganzen Front im Rückzug nach Osten und werden dabei scharf verfolgt. Sie müssen noch 9200 Gefangene in den Händen der Sieger lassen. Waffenstreckung der am Altfluß unzingelten rumänischen Orsova-Division in einer Reststärke von 8000 Mann mit 26 Geschützen. — Die Serben erleiden bei Trnava, die Engländer südwestlich Seres eine Schlappe. — Erfolgreicher österreichischer Fliegerangriff auf die italienische Flugzeugstation Beligna. — Beschießung des Hafens von Funchal durch deutsche Tauchboote.

7. Dezember. Vergeblicher Gegenangriff der Franzosen auf dem linken Maasufer. — Vorstöße der Russen an der Dünafront und Teilangriffe in den Waldkarpathen scheitern. — Die aus dem Predealpaß verdrängten rumänischen Truppenteile werden umstellt und aufgerieben; 10000 Gefangene. — Serbische Angriffe östlich der Cerna und englische an der Struma werden abgewiesen. — Die Franzosen haben den Verlust des Linienschiffes „Suffren" zu beklagen.

8. Dezember. Glückliches Patrouillengefecht gegen die Engländer bei Le Transloy. — Ein russischer Erkundungsvorstoß am Narocz-See mißglückt. Die russische Entlastungsoffensive in den Waldkarpathen stammt mit neuer Gewalt auf, bringt aber dem Gegner nur kleine, teuer erkaufte Ortlichkeitserfolge. — Siegreicher Vormarsch in Rumänien. — Fortgesetzte Gefechte gegen die Serben an der Cerna. — Vorstoß deutscher Seestreitkräfte von der flandrischen Küste aus. Der große englische Passagierdampfer „Caledonia" wird von einem deutschen Tauchboot versenkt, das er zu rammen versucht hatte.

9. Dezember. Patrouillengefechte bei Guendecourt, Rihon und westlich Markirch. — Die Schlacht in den Waldkarpathen dauert in gleicher Weise fort. — Rasche Fortschritte in der Großen Walachei. Bulgarische Streitkräfte gehen zwischen Slistria und Cernavoda über die Donau. — Ein starker feindlicher Vorstoß nördlich Monastir wird zurückgeschlagen. — Im östlichen Mittelmeer sind zwei große feindliche Transportdampfer durch deutsche Tauchboote vernichtet worden.

10. Dezember. An der Somme und bei Reims nimmt die Artillerietätigkeit zu. Erfolgreiche deutsche Sprengungen in der Champagne und in den Argonnen. — Die Russen bringen in den Waldkarpathen wieder vergebliche Massenopfer. — Ebenso holt sich der Feind an der westmazedonischen Front einen schweren Mißerfolg. — In Rumänien wird der Übergang über die obere Jalomita erkämpft.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Krieg im Kaukasus.

Von F. M. Kircheisen. Mit 5 Abbildungen.

Es war für niemanden ein Geheimnis, daß Rußland nicht allein gegen Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern auch gegen die Türkei seit langen Jahren den Krieg vorbereitete, um seine asiatischen Besitzungen zu erweitern und nach und nach das Küstengebiet des Schwarzen Meeres an sich zu bringen. Der Weg nach Konstantinopel durch Kleinasien war zwar länger als der über Rumänien und Bulgarien, doch schien er dem russischen Generalstab weniger schwierig zurückzulegen, da man in Petersburg überzeugt war, daß die Pforte nach den beiden Balkankriegen nicht mehr die Kraft besitze, ernstlichen Widerstand zu leisten. Darin täuschte man sich aber ebenso an der Newa, wie man sich in Paris und in London über die Macht, Schlagkraft und Widerstandsfähigkeit der Mittelmächte geirrt hatte.

Der erste Kanonenschuß in dem Kriege zwischen der Türkei und dem Russischen Reiche fiel am 28. Oktober 1914 von seiten der russischen Flotte, die ganz plötzlich und ohne jeglichen triftigen Grund auf dem Schwarzen Meere eine Anzahl dort mit Übungen beschäftigte türkische Schiffe beschoß. Dieser hinterlistige Angriff war natürlich eine längst abgekartete Sache, denn fast gleichzeitig ergriffen die russischen Landstreitkräfte an der kaukasischen Front die Offensive und überschritten bereits am 1. November 1914 an verschiedenen Stellen die türkische Grenze. Obgleich die russische Kriegsbereitschaft im geheimen lange vor der offiziellen Mobilmachung begonnen hatte

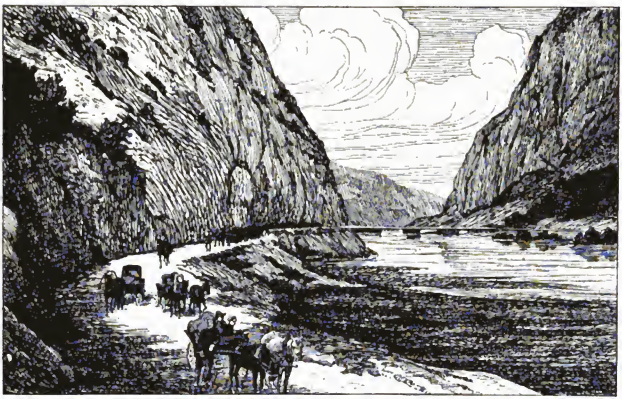


Abb. 1. Heerstraße in den Engpässen des Kaukasus. Nach Zeichnung von R. Oeffinger.

und man schon im August (!) 1914 kaukasische, turkestanische und sibirische Armeekorps gegen die Mittelmächte hatte fechten sehen, so blieben immerhin noch genug aktive Truppen und Reserven im Kaukasus zurück, um bei der ersten sich bietenden günstigen Gelegenheit die Offensive gegen die Türken zu ergreifen.

Betrachtet man die hier beigegebene Karte, so sieht man, daß das Gebiet zwischen dem Schwarzen Meere und der persischen Grenze ein äußerst gebirgiges ist, das Angriff und Abwehr sehr erschweren mußte. Doch waren die Russen insofern sehr im Vorteil, als sie über einige gute strategische Eisenbahnlinien verfügten, die ihnen erlaubten, in verhältnismäßig kurzer Zeit Truppen nach Batum, Kars und Eriwan zu befördern,

Digitized by Google

während die Türken überhaupt keine Bahnen besaßen und nur auf mehr oder weniger gute Wege angewiesen waren. Das Gelände schrieb daher von vornherein die Art der Kriegführung vor. Daß an keine Entfaltung großer Heere, wie etwa in den Ebenen Rußlands oder Frankreichs zu denken war, lag klar auf der Hand. Wir haben es deshalb auf dem kaukasischen Kriegsschauplatz im wesentlichen mit Gebirgskämpfen zu tun.

Zwischen dem Schwarzen Meere und Persien kann man deutlich folgende Kampfgebiete unterscheiden:

1. Die Gegend zwischen Batum und Artwin, längs des Tschorokflusses.

2. Das Gelände um Oltty und zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses.

3. Das Gebiet zwischen den beiden feindlichen Festungen Erzerum und Kars, wo sich auch die heftigsten und wichtigsten Kämpfe abspielen sollten.

4. Die türkische Provinz Alaschgerd, die vom Murad-Tschai (oder auch Östlicher Euphrat genannt) durchflossen wird. Endlich:

5. Die Gegend zwischen dem Wan- und dem Urmiasee und die persische Provinz Aserbeidschan.

Die Türkei führte nicht, wie Rußland, einen Eroberungskrieg. Es kam ihr vor allem darauf an, das eigene, in Asien gelegene Gebiet so lange wie möglich unversehrt zu erhalten, da eine Entscheidung des Krieges doch auf den europäischen Kriegsschauplätzen fallen mußte. Trotzdem waren die türkischen Heerführer bemüht, den Krieg stellenweise auf feindliches Gebiet hinüberzutragen. Als dann Persien infolge der Intrigen russischer und englischer Agenten in den Krieg verwickelt und die persische Regierung, jedoch gegen ihren Willen, zunächst auf die Seite der Feinde der Zentralmächte zu treten gezwungen wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß die von den Russen besetzten Provinzen Persiens ebenfalls zum Kriegsschauplatz wurden. Hier gelang es den Türken, sehr große Vorteile über ihre Gegner davonzutragen, so daß sie Ende 1916 ein weit größeres persisches Gebiet besetzt hielten, als die Russen und Engländer zur selben Zeit türkische Landesteile im Besitz hatten.

Am 1. November 1914 überschritten die Russen in fünf Kolonnen die türkische Grenze. Da die Türken keineswegs auf einen Krieg mit Rußland vorbereitet waren, zogen sich ihre Deckungstruppen den Vorschriften gemäß fechtend langsam zurück. Erst vier Tage nach Beginn der Feindseligkeiten gelangten die russischen Truppen bis in die Gegend von Köprikoi, halbwegs zwischen Kars und Erzerum. Am 6. November hatte der russische Vormarsch seinen Höhepunkt erreicht und die Russen begannen sich einzugraben, da sie einen türkischen Gegenstoß vermuteten. In der Tat begann der türkische kommandierende General Hassan Izzet Pascha jetzt eine kräftige Gegenoffensive, die sehr bald die besten Ergebnisse zeitigte. Die Russen wurden am 7. Oktober aus ihren Stellungen geworfen und gingen in Unordnung zurück. So leichten Kaufs gedachten sie indes den Kampf nicht aufzugeben. Sie stellten sich nochmals, diesmal drei Divisionen stark, zur Wehr, wurden jedoch in der Zeit vom 9. bis 12. November geschlagen. Köprikoi war wieder türkisch! In Auflösung zog sich der Feind an die Grenze zurück. Außer 500 Gefangenen, 4000 Toten und ebensoviel Verwundeten verloren die Russen an 10000 Gewehre und zahlreiche Munition. Die Panik muß derart in den russischen Reihen eingerissen sein, daß die Leute Gewehre und Patronen von sich warfen und ihr Heil in schleunigster Flucht suchten.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen gelang es den Türken, an der Küste des Schwarzen Meeres in der Richtung auf Batum vorzustoßen und ebenfalls in die persische, von russischen Truppen besetzt gehaltene Provinz Aserbeidschan einzumarschieren.

All dies waren für die Türken mehr oder weniger nur einleitende militärische Bewegungen. Erst Ende des Monats November 1914 war der Aufmarsch der III. türkischen Armee, die von dem bereits erwähnten General Hassan Izzet Pascha befehligt wurde, östlich von Erzerum beendet. Nach den Plänen Enver Paschas sollten das IX. und das X. türkische Armeekorps in der Richtung auf Oltty die russische Grenze überschreiten, während das XI. Korps die Aufgabe zugewiesen bekam, in gut gewählten Stellungen dem Angriff der Russen zu trotzen. Mit dem Opfermut und dem bekannten kriegerischen Geist, die die türkischen Truppen von jeher auszeichneten, begannen die Operationen der türkischen Armeekorps. Das X. Korps marschierte in zwei Kolonnen. Die eine, aus einer Division bestehend, wandte sich auf Id, dem Olttytal entlang, die zweite, die zwei Divisionen umfaßte, nahm ihren Weg durch das Servy-Tschaital auf Adorst. Das IX. Korps befand sich zwischen dem X. und dem XI. Armeekorps.

Trotz eines verzweifelten Widerstandes der Russen mußten diese vor dem gegnerischen Anprall weichen, und es gelang den Türken nach mehr als zweiwöchigen Märschen bis nach Ardahan vorzurücken. Diese armenische Stadt liegt mehr als 100 km von der türkischen Grenze ent-

Digitized by Google

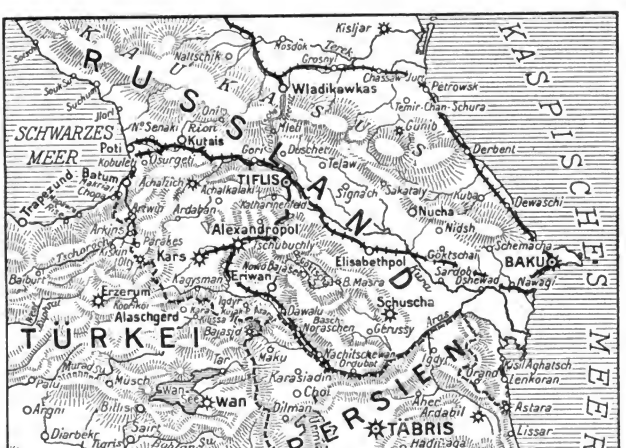


Abb. 2. Übersichtskarte zu den Kriegsereignissen im Kaukasusgebiet.

fernt. Unterwegs wurden die tapferen türkischen Regimenter überall als Befreier begrüßt und zahlreiche Eingeborene schlossen sich dem siegreichen türkischen Heere an, um als Freiwillige gegen die bisherigen Unterdrücker zu fechten.

Wie schwierig diese Märsche und Kämpfe gewesen sein mögen, ist am besten aus dem Umstand ersichtlich, daß sie mitten im Winter und in einer Gebirgsgegend, deren Gipfel bis über 3000 Meter in die Wolken reichten, stattfanden. Die türkischen Führer hatten sich und ihren ausgezeichneten Truppen aber zu viel zugetraut, als sie mitten im strengen Winter und dabei einem weitaus überlegenen Feind gegenüber, diesen Gewaltmarsch in Schnee und Eis wagten, aber ihr Wunsch, die Russen zu schlagen, war zu lebhaft. Das war das Verderben der kleinen türkischen Armee. Die Russen hatten sich nur so schnell zurückgezogen, um die Türken in eine Falle zu locken. Als diese weit genug auf russisches Gebiet vorgerückt waren, stellten sich ihnen die Feinde bei Ardahan am 3. Januar 1915 in ausgezeichneten Stellungen entgegen, um die Türken in der Front anzugreifen. Gleichzeitig hatte die russische Heeresleitung sehr beträchtliche Verstärkungen mit der Bahn aus Tiflis herangeholt, und diese fielen den Türken bei Sarikamisch in die rechte Flanke. Die Angegriffenen setzten sich zwar tapfer zur Wehr, aber sie waren ohne genügende Munition und Proviant, weshalb ihre Kräfte sehr bald erlahmten. Von dem beträchtlich überlegenen Feinde wurden sie bei Ardahan, Sarikamisch und Karaurga geschlagen, so daß sie sich mit ziemlichen Verlusten an die Grenze zurückziehen mußten. Dabei wurden Teile des IX. türkischen Armeekorps und der Führer der III. Armee gefangen genommen. Obgleich die Russen Sieger in diesem Treffen blieben, so waren sie doch auch so geschwächt, daß es ihnen unmöglich war, die Türken vollständig über die Grenze hinüberzuwerfen, und noch monatelang lasen wir in den Kriegsberichten der beiden Gegner, daß man sich in der Gegend von Sarikamisch herumschlug.

Wie sich die Leser erinnern werden, hatten die Türken gar bald nach Ausbruch des Krieges mit Rußland eine Teiloffensive in der Richtung auf Batum unternommen, sich Artwins bemächtigt und die wichtige Festung und Küstenstadt Batum am Schwarzen Meer nahezu vollständig ein-

Digitized by Google

geschlossen. Der Generalstab der russischen Kaukasusarmee beschloß Ende Januar, nachdem Verstärkungen eingetroffen waren, das zwischen Olty und Batum liegende Gebiet wieder erobern zu lassen. Eine der russischen Kolonnen marschierte von Batum aus der Küste entlang und über den Tschorakpaß, die andere Kolonne nahm ihren Weg von Ardahan über den Zalamis-Dzamiskipaß. Die Kämpfe während dieser Jahreszeit und dazu auf sehr gebirgigem Gelände waren außerordentlich hartnäckig und langwierig, denn die Türken verteidigten mit wahrem Löwenmut jeden Zollbreit des eroberten russischen Grenzlandes. Erst am 26. Februar 1915 erreichten die Russen den Kapatschaifluß, und zwei Tage später gelang es ihnen Kopa, einen bereits auf türkischem Gebiet gelegenen strategisch wichtigen Ort am Schwarzen Meere zu besetzen. Endlich am 15. März 1915 nahmen die russischen Truppen das Dorf Arkave an der Küste, und am selben Tage setzten sie sich auch an den Quellen des Flusses gleichen Namens fest.

Die andere russische Abteilung, die von Ardahan abgegangen war, teilte sich in zwei Teile: die eine Hälfte marschierte zu beiden Seiten des Tschorok flußaufwärts auf Artwin, die andere Hälfte näherte sich dieser Stadt von Südosten her. Aber erst am 29. März vermochten die Russen nach heftigen Kämpfen Artwin wieder zu erobern.

Wenn auch die Russen am Gestade des Schwarzen Meeres zweifellos einige lokale Erfolge zu verzeichnen hatten, so gelang es ihnen doch nicht, die Türken aus der Gegend von Sarikamisch zu vertreiben, obgleich sie nach ihrem Sieg im Januar in jener Gegend große, aber vergebliche Anstrengungen machten. Die türkischen Truppen waren nämlich hier wieder bedeutend verstärkt worden und hatten die russischen Angriffe immer siegreich abgewiesen. Erst am 6. Mai vermochten die Russen Ardos (südlich von Kars) zurückzuerobern, und am Tage darauf besetzten sie auch Id.

In der Gegend zwischen dem Wan- und dem Urmiasee wurde auf beiden Seiten mit wechselnden Erfolgen gekämpft. Wie bekannt, hatten die Russen schon vor dem Ausbruch des Weltkrieges sich einen großen Teil Persiens unrechtmäßig angeeignet und mit Garnisonen belegt. Es war daher natürlich, daß die Türken diese Gebiete gleichfalls als Feindesland betrachten mußten. Die persische Bevölkerung begrüßte aber die türkische Invasion mit Freuden, da sie dadurch von der verhaßten russischen Herrschaft befreit zu werden hoffte. Infolge des türkischen Vormarsches in Aserbeidschan zogen sich die Russen zurück. Am 13. Januar 1915 nahmen die Türken Täbris und Delmas. Die russischen Truppen, die mittlerweile Verstärkungen empfangen hatten, konnten aber schon gegen Ende Januar zur Offensive übergehen. Sie entrissen den Türken am 30. Täbris, und es gelang ihnen, nach und nach die Türken bis an die Grenze zurückzuwerfen und sogar Teile türkischen Gebietes zu besetzen.

Überblickt man die Zeit der ersten Kriegsmonate im Kaukasus, so ergibt sich, daß die türkische Armee und ihre Führer geleistet haben, was ihre Regierung und ihre Verbündeten von ihnen erhofften. Wenn auch die Russen hie und da die Grenze überschritten hatten, so standen wiederum an anderen Stellen türkische Abteilungen auf russischem Boden. Die Hauptsache aber war, daß beträchtliche russische Kräfte in Asien gebunden waren, die sonst auf dem europäischen Kriegsschauplatz Verwendung gefunden hätten. Dazu kam, daß die russische Heeresleitung beträchtliche Garnisonen in Kaukasien und Nordpersien stehen lassen mußte, um die sehr zur Erhebung vom russischen Joch neigende einheimische Bevölkerung im Zaum zu halten. Tatsächlich sind allerorts, vor allem aber in Tiflis und Baku blutige Aufstände ausgebrochen, über die selbstverständlich die russische offizielle Presse so viel wie möglich Stillschweigen bewahrt hat. Immerhin sind genügend Mitteilungen über diese Erhebungen ins Ausland gedrungen, aus denen man zur Genüge ersehen kann, daß die Lage im Kaukasusgebiet zuweilen sehr ernst gewesen sein muß.

Wiewohl der Frühling des Jahres 1915 die Entfaltung kriegerischer Ereignisse erleichtert hätte so sind indes bis zum Herbst 1915 von der Kaukasusfront keine besonderen Ereignisse zu melden. Es kam zwar zwischen dem Schwarzen Meere und der Straße, die von Erzerum nach Kars führt, zu mancherlei Zusammenstößen, doch wurden diese nur von kleinen Truppeneinheiten unternommen und führten zu keinen welterschütternden Ereignissen. Das einemal gelang es den Türken, ihren Gegnern einige Stützpunkte, Berge, Täler oder Dörfer wegzunehmen, das anderemal war das Kriegsglück den Russen hold. So kam es, daß im Laufe jenes Jahres manche Gegenden, ähnlich wie in Galizien, zu verschiedenenmalen den Besitzer wechselten.

Größere Tätigkeit herrschte nur auf dem rechten türkischen Flügel, also in der Gegend zwischen Alaschgerd und dem Urmiasee. Im großen und ganzen fanden diese Zusammenstöße auf persischem Gebiet, teilweise aber auch auf

Digitized by Google

Abb. 3. Die Station Mychet im mittleren Kaukasus. Nach Zeichnung von A. Thumm.

türkischem statt. Den kriegerischen Ereignissen in Persien, dessen schwache Regierung zwar auf seiten der Russen steht, dessen Volk aber für die Türkei und die Mittelmächte ist, wird übrigens ein besonderes Kapitel gewidmet werden. Es ist jedoch notwendig, daß die Operationen, die sich in der Provinz Aserbeidschan abspielten, schon an dieser Stelle behandelt werden, da es sich im wesentlichen um Zusammenstöße der Flügel der russischen und der türkischen Kaukasusarmee handelt.

Da es der russischen Heeresleitung nirgends gelungen war, einen größeren entscheidenden Erfolg an der Kaukasusfront davonzutragen, plante sie für den Frühling 1915 eine kräftige Offensive zwischen dem Wan- und dem Urmiasee. Anfang Mai gelangte sie zur Ausführung. Eine Kolonne sollte durch die Täler von Alaschgerd und Diadin auf Melaschgerd von Norden her, eine zweite von Nordosten und Osten aus auf Wan vormarschieren, während eine dritte Abteilung die Aufgabe zugewiesen bekam, von Täbris aus den Urmiasee in südlicher Richtung zu umgehen und dann auf Urmia zu marschieren. Der Feldzugsplan war entschieden recht gut ausgedacht, und da das Unternehmen mit sehr beträchtlichen Streitkräften unternommen wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß es auch von einem gewissen zeitlichen Erfolg gekrönt wurde.

Die erste Kolonne warf die ihr gegenüberstehenden türkischen Truppen nach etlichen heftigen Gefechten zurück und bemächtigte sich am 11. Mai der Städte Pathos und Melaschgerd. Beide Ortschaften sind im Norden des Wansees zu suchen. Da die russische Abteilung reichlich mit Kavallerie versehen war, machte sie schnelle Fortschritte, vor allem natürlich da, wo sich nur geringe türkische Streitkräfte befanden. Es gelang ihr am 17. Mai Ardisch am Wansee zu nehmen.

Mittlerweile hatte sich auch die zweite Kolonne in Marsch gesetzt. Sie war fast gleichzeitig mit der Nordgruppe am Wansee angelangt. Obgleich der am Wansee befehligende türkische General Djevet Pascha nur die 35. Reservedivision nebst kurdischer Kavallerie den Angriffen entgegenzusetzen hatte, so wich er doch nur schrittweise zurück und suchte sogar bei Melaschgerd am 18. Mai offensiv gegen die Russen vorzugehen. Er beabsichtigte, die Russen in ihrer rechten Flanke zu fassen. Eine Reihe langwieriger Kämpfe war die Folge dieses Manövers, doch infolge der immer zahlreicher auftretenden Russen, schlug es unglücklicherweise fehl. Inzwischen war es den Russen möglich geworden, immer mehr Raum an der Nordküste des Wansees zu gewinnen, und am 4. Juni stießen einzelne feindliche Abteilungen sogar bis zum Dorfe Adudjevatz vor, das sich am äußersten Nordwestufer des Sees befindet.

Die Generalstabsberichte und die ausführlicheren offiziellen Darstellungen der Russen über

Digitized by Google

Abb. 4. Straße im russisch-türkischen Grenzgebiet zwischen Kapysman und Erzerum.

die Operationen im Kaukasusgebiet sind natürlich voll von Siegesnachrichten. Einmal wurde diese Stadt besetzt, das anderemal wurden die Türken an jenem Ort mit großen Verlusten geschlagen. Glücklicherweise geben die russischen Berichte meist die Ortschaften an, wo gekämpft worden war. So erfahren wir z. B. aus einem zusammenfassenden offiziellen Bericht vom 10. Juni 1915, daß das nordwestliche Ende des Wansees besetzt worden sei; aber am 15. Juni meldeten dann die russischen Tagesberichte, daß die Türken die Stadt Achlat besetzt hätten. Nun, dieser Ort befindet sich aber noch bedeutend östlich vom nordwestlichen Ende des Wansees. Daraus kann man also ersehen, daß die Russen wieder um ein beträchtliches Stück zurückgeschlagen worden waren. In der zweiten Hälfte des Monats Juni fanden wieder Gefechte bei Melasghgerd und westlich von Achlat statt. Dies beweist jedenfalls, daß die Erfolge der Russen nur vorübergehend waren, und daß sie meist nach kurzer Zeit von den Türken wieder vertrieben wurden.

Die zweite russische Abteilung, die wie erwähnt, bereits am 18. Mai mit der Nordgruppe in Fühlung getreten war, marschierte durch den Hohlweg von Taparuz über Karta Ayneh und von Dilman aus nach Westen. Die Türken zogen sich langsam, doch immer tapfer fechtend, zurück, um nicht von der russischen Nordgruppe umgangen zu werden. Es gelang den Russen die Stadt Wan, die auf dem Ostufer des gleichnamigen Sees liegt, am 19. Mai zu besetzen. Die Sieger fanden aber nichts weiter als eine kleine Anzahl alter und unbrauchbarer Geschütze in dieser türkischen Stadt, von der sie behaupteten, mit Begeisterung empfangen worden zu sein.

Zwischen Wan und dem Urmiasee befehligte General Khalil Bei die türkischen Streitkräfte. Erst als der russische Druck immer größer wurde, zog sich der General langsam auf Bitlis und dem Tigris entlang zurück. Auf dem Rückzug nutzte er jede günstige Stellung, jeden Höhenzug, jede Terrainfalte und jeden Waldesrand aus, um sich nochmals zur Wehr zu setzen. Diese mutige und geschickte Haltung rühmten ihm sogar seine Gegner nach, deren offizielle Kundgebungen sonst nicht viel für die Türken übrig hatten. Ganz besonderen hartnäckigen Widerstand fanden die Russen in der Gegend des Tales von Levin. Aber am 4. Juni war auch hier ihre Kraft gebrochen, und die türkischen Truppen zogen sich nun auf Djulameck zurück.

Die dritte russische Kolonne, die den längsten Weg zurücklegen hatte, setzte sich ebenfalls Anfang Mai in Marsch, überschritt am 25. und 26. den Djagateflnß bei Miandub und be-

Digitized by Google

mächtigte sich am 28. Mai der Stadt Somüdjbulak. Am 1. Juni fielen Achnui und am 4. Juni Urmia, am Urmiasee, den Russen in die Hände.

Damit hatte aber auch die russische Offensive gegen den linken türkischen Flügel ihr Ende erreicht. Den Türken waren inzwischen Verstärkungen zugesandt worden, und sie gingen nun ihrerseits Mitte Juli zur Offensive über. Sie warfen die Russen aus ihren Stellungen nördlich des Wansees heraus und in das Gebirge zurück. Nach und nach bekamen sie das ganze Murad(Euphrat-)tal in ihre Hände. Karakilissa ward wieder türkisch, und am 3. August marschierten die ersten türkischen Kolonnen von neuem in Alaschgerd ein.

Inzwischen hatten sich aber auch die Russen von den erlittenen Schlägen erholt, und nachdem sie ihre Bataillone neu aufgefüllt hatten, ergriffen sie die Offensive. Es gelang ihnen nach und nach die Türken zur Aufgabe ihrer Eroberungen zu zwingen. Am 10. August standen die Russen wiederum in der Gegend von Melaschgerd.

Auch südlich des Wansees war es den Türken gelungen, ihre Mißerfolge wieder gutzumachen. Am 1. August setzten sie sich in den Besitz der Stadt Wan, doch wenige Tage später wurde sie ihnen von den Russen zum zweiten Male entrissen.

Mit der den Türken eigenen Zähigkeit ließen sie es aber nicht dabei bewenden, sondern sie gingen Ende November auf der ganzen Front zu beiden Seiten des Wansees zum Angriff über und warfen die Russen weit in das Gebirge hinein zurück.

Auf den anderen Fronten ereignete sich abgesehen von kleinen Zusammenstößen nicht viel. Die Türken hatten ihre besten Kräfte auf Gallipoli konzentriert und zwangen die verbündeten Franzosen und Engländer schließlich zur Aufgabe dieses verfehlten Dardanellenunternehmens; die Russen aber bereiteten sich währenddessen zu einem Einbruch in das türkische Zentrum vor, um sich in den Besitz der Festung Erzerum zu setzen.

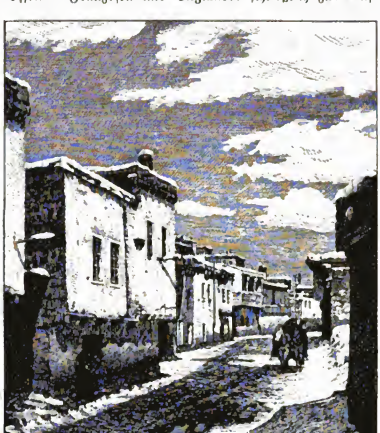


Abb. 5. Straßenbild aus Erzerum. Nach Zeichnung von M. Zimmerer.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Vizeadmiral Franz Hipper.

Mit 1 Abbildung.

Der siegreiche Führer unseres Aufklärungsgeschwaders stammt nicht etwa von der Waterkant, sondern ist Bayer, und zwar ein echter Bayer von altem Schrot und Korn, voller Gemütlichkeit und Gutheit, aber auch voller Tatkraft und Derbheit, gelegentlich wohl auch von göttlicher Grobheit. Schon der massive, achtunggebietende, energische Kopf mit dem kurz gehaltenen Knebelbart, dessen ernste Züge immer wieder durch das sonnige Lächeln stillen Humors verschönt werden, verrät die bajuvarische Abstammung. In dem uralten, freundlichen, knapp 5000 Einwohner zählenden Ammerstädtchen Weilheim, aus dem schon mehr als ein berühmter Mann hervorgegangen ist, stand seine Wiege. Die Eltern waren einfache Bürgersleute und betrieben ein Eisenwarengeschäft, das sie ganz in Anspruch nahm. Ihre glückliche, aber

Digitized by Google

nur achtjährige Ehe war mit vier Kindern gesegnet, lauter frischen und kräftigen Buben. Noch heute lebt die 81 jährige Mutter des Admirals in München, an der Isar selbst, da, wo es am ländlichsten ist, und die Sommerfrische verbringt sie noch immer in ihrem lieben, alten Weilheim. Nach dem frühen Tode des Gatten ruhte die ganze Last des gutgehenden Geschäfts auf ihr, und sie konnte sich deshalb wenig um die Erziehung der vier wilden Buben kümmern, die in der Hauptsache der sorgsamen Obhut der Köchin Lisi anvertraut blieben. Diese führte als eifrige Katholikin ein gar gottesfürchtig Regiment und erzog die Knaben in herzinniger Frömmigkeit. Es ist bezeichnend für den im Hipperschen Hause herrschenden patriarchalischen Geist, daß die alte Lisi noch heute nach 40 Jahren im Hause der Admiralsmutter die Küche besorgt, und daß auch die Gesellschafterin, die „Hipper-Anna", wie sie in Weilheim heißt, bereits seit 37 Jahren im Dienste der gütigen Greisin steht. In unserer von Standesvorurteilen zerklüfteten Zeit sind derartig schöne Verhältnisse zwischen Herrschaft und Dienstbote leider schon so sehr selten geworden. Auch der älteste Sohn Richard, der gegenwärtig als Hauptmann im bayrischen Heere Dienst tut, lebt noch bei der Mutter. Trotz der frommen Erziehung ist der Franzel aber zeitlebens nie ein Duckmäuser gewesen. War vielmehr ein recht ausgelassener Bub, als richtiger Junge stets für lose Streiche zu haben. Aus Apfelblüten machte er sich Zigaretten, und der dicken Pfarrersköchin säte er heimlich Klee auf ihre sorgsam gehüteten Radieschenbeete im Nachbargarten. Nach Zurücklegung des 10. Lebensjahres kam der aufgeweckte Knabe aufs Realgymnasium nach München. Er lernte spielend leicht, war aber ganz und gar kein Freund vom übermäßigen Büffeln und von Streberei. Lieber züchtete er Kaninchen, lieferte seinen Freunden grimmige Schneeballenschlachten und schoß eifrig mit der Armbrust. Diese Vorliebe fürs Bolzenschießen hat sich bei ihm später zur Jagdleidenschaft ausgewachsen, und noch heute sucht und findet er in der Jagd seine liebste Erholung. Bis Kriegsausbruch pflegte er seinen Urlaub meist jagend in den Weilheimer Wäldern zu verbringen, gewöhnlich in Gesellschaft seiner Jagdkumpane Professor Röntgen und Medizinalrat Angerer. Ursprünglich hatte er auch vor, sich ganz dem Forstwesen zu widmen, aber eines schönen Tages erschien plötzlich dem abenteuerlustigen Sinn des heranreifenden Jünglings die See noch frischer und freier als der Wald. Obgleich man damals in Süddeutschland sonst der Marine noch fast fremd gegenüber stand, war doch der Entschluß des jungen Hipper unerschütterlich. Ohne der Mutter etwas davon zu sagen, ließ er sich von einem Arzt auf seine Tauglichkeit für den Seedienst hin untersuchen. Die überrumpelte Mutter gab schließlich den ihr recht phantastisch er-

Vizeadmiral Franz Hipper.
Federzeichnung von M. Zimmerer.

scheinenden Plänen des Knaben nach und fuhr 1880 schweren Herzens mit ihrem Jungen den Rhein hinunter, über Hamburg nach Kiel. Sie wollte ihn bei der Handelsmarine unterbringen, aber davon mochte der künftige Seeheld nichts wissen, sondern bestand fest auf dem Eintritt bei der Kriegsmarine.

Seine seemännische Ausbildung erhielt Franz Hipper vom Frühjahr 1881 ab auf den Schiffen „Niobe", „Mars" und „Leipzig". 1884 wurde er zum Leutnant zur See, 1888 zum Oberleutnant, 1895 zum Kapitänleutnant, 1901 zum Korvettenkapitän, 1905 zum Fregattenkapitän und 1907 zum Kapitän zur See befördert.

Digitized by Google

Als junger Offizier tat er Dienst auf den zum Schulgeschwader gehörigen Schiffen „Prinz Adalbert", „Stein" und „Stosch" und kam dabei viel in der Welt herum. In den Jahren 1890—1894 fand er vorwiegend bei der Torpedowaffe Verwendung, für die ihm seitdem eine besondere Vorliebe verblieben ist. Von 1902 bis 1905 war Hipper Befehlshaber der 2. Torpedoabteilung und gleichzeitig Führer einer Torpedobootflottille. Im Sommer 1906 beschligte er den kleinen Kreuzer „Leipzig", dann den Panzerkreuzer „Friedrich Karl", den er im Frühjahr 1908 mit dem Panzerkreuzer „Gneisenau" vertauschte. Noch im Herbst des gleichen Jahres wurde er Kommandant der 1. Torpedobootdivision. Der Januar 1912 brachte die Beförderung zum Konteradmiral, nachdem Hipper schon einige Zeit vorher mit der Wahrnehmung der Geschäfte des zweiten Admirals der Aufklärungsschiffe betraut worden war. Wieviel er an der Spitze seines Kreuzergeschwaders den Engländern im gegenwärtigen Krieg bereits zu schaffen machte, ist bekannt. In dem Seetreffen an der Doggerbank zeigte er den stolzen Briten zum ersten Male, was deutsche Kriegsschiffe und Seeleute zu leisten vermögen, und seit dem ruhmreichen Tage der Seeschlacht vor dem Skagerrak, zu deren Gewinn er sehr wesentlich beitrug, schmückt seine Brust des deutschen Kriegers schönstes Ehrenzeichen, der Pour le mérite. Überlegte Kühnheit, mutvolle Unerschrockenheit und kühl berechnete, glänzende Manövrierkunst zeichnen ihn aus. Voller Begeisterung erzählen die Matrosen, wie er mitten in der tobenden Schlacht bei wild aufgewühlter See unter dem Schutz der Torpedoboote sein Flaggschiff wechselte, da auf dem ersten Flaggschiff die Funkenstation versagte. Unter solchen Führern dürfen wir auch einem erneuten und entscheidenden Zusammenstoß mit Englands großmächtiger Flotte getrost entgegensehen. K. F.

Die Mittel des Krieges.

Biwaks- und Lagereinrichtungen.

Von **Paul Otto Ebe.** M 10 Abbildungen.

Jede Truppe wird schon im Frieden darin geübt, sich die einfachsten Anlagen für die Unterkunft, für das Abkochen und für sonstige Bedürfnisse im Biwak selbst herzustellen. Wo es sich dagegen um Anlagen handelt, die für einen längeren Gebrauch bestimmt sind, also Einrichtungen für Truppenlager, werden meist Pioniere sowohl bei der Leitung als auch bei der Ausführung der Arbeit helfend beispringen müssen. Besonders der Festungs-, sowie der Stellungskampf haben bei mangelnder Ortsunterkunft im heutigen Kriege öfters diese Anforderungen gestellt, wobei die Pioniere teilweise von Zivilarbeitern unterstützt werden konnten.

Bei der Auswahl von Biwaks- und Lagerplätzen muß vor allem Rücksicht genommen werden auf einen trockenen Untergrund. Am praktischsten sind lichte Wälder, da sie gleichzeitig auch Schutz gegen feindliche Luftfahrzeuge gewähren. Liest man doch fast wöchentlich in einem der Kriegsberichte, daß es den Fliegern oder Luftschiffen auf ihren nächtlichen Streifzügen gelang, Truppenlager zu überraschen und durch Bombenabwürfe mitten in die auf engem Raum zusammengedrängten Truppen eine unverhältnismäßig große Anzahl von Treffern und Beschädigungen zu erzielen. Auch die günstige Versorgung mit Holz macht einen lichten Wald zum gesuchten Ruheplatz. Aber auch Äcker, Stoppelfelder und Hutungen bieten einen günstigen Untergrund. Unbrauchbar sind dagegen Wiesen, selbst wenn sie völlig trocken erscheinen. Sie entwickeln nachts stets eine gewisse Feuchtigkeit und Nebel, und unsere Felddienstordnung betont nicht grundlos: „Eine Nacht, auf feuchtem Boden zugebracht, kann mehr Abgänge verursachen als ein Gefecht." Man wird aus demselben Grunde auch auf die natürliche Abwässerung des Bodens Rücksicht nehmen und die Lagerplätze möglichst nicht an die tiefste Stelle einer Mulde oder in ein tiefes, enges Tal legen.

Soll der nunmehr ausgewählte Platz nur einem vorübergehenden Aufenthalte, d. h. etwa dem Übernachten der Truppen, dienen, so beschränken sich die Einrichtungen des Biwaks auf Anlagen zum Schutz gegen die Witterung, auf kleine Erdarbeiten zum Abkochen, auf vorbeugenden Maßnahmen zur Erhaltung des sauberen Wassers und auf Anlagen zum Verrichten der Notdurft. Ist mit einem längeren Verweilen an dem Platze zu rechnen, so werden Lager eingerichtet. Doch sind dazu Baustoffe in umfangreichem Maße erforderlich, die unter Umständen in waldarmen Gegenden größere Transporte nötig machen. Es empfiehlt sich dabei, die einzelnen Bauteile nicht in rohem, sondern in vorbereitetem Zustand heranzubefördern. Zur Bewältigung dieser Vorarbeiten werden Fabriken, besonders Sägemühlen, durch Verhandlungen mit dem Besitzer der Truppe nutzbar gemacht. Ist dieser gefloben, so freuen sich unsere Pioniere königlich, ihr Barbarentum durch In-Gang-Bringen des nutzlos stehenden Räderwerks aufs neue zu beweisen. Wie vielseitig und

Digitized by Google

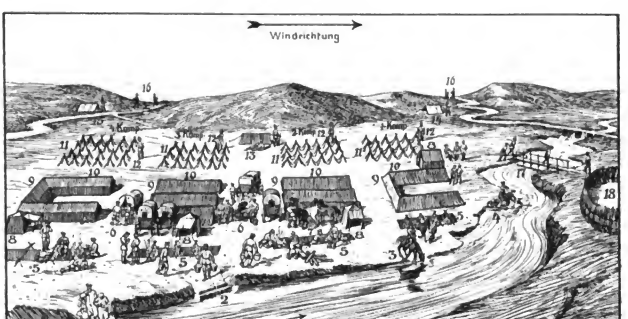


Abb. 1. Übersicht über e Anordnung de s Biwaks eines Infanterie-Bataill ons.

Die angegebenen Zahlen bezeichnen: 1. Trinkstelle. 2. Wasserentnahme für Kochzwecke. 3. Tränke für Pferde. 4. Stelle zum Waschen. 5. Kochgräben der Kompagnien. 6. Bagage. 7. Pferde der Bagage. 8. Offizierszelte. 9. Zeltlager für die Mannschaften. 10. Appellplätze. 11. Gewehrpyramiden. 12. Posten vor Gewehr. 13. Innenwache mit Posten. 14. und 15. Außenwa . . . . Doppelposten an den Zugangsstraßen. 17. Steg über den Fluß. 18. Latrinenanlage.

staunenswert organisatorisch veranlagt unsere deutschen Pioniere sind, das wurde mir klar, als ich die sauber in gotischer Fraktur gedruckte kaufmännische Geschäftsempfehlung von einer Landwehrpionierkompagnie las, die in humoristischer Weise, aber durchaus wahrheitsgetreu die Tätigkeit der Kompagnie schildert. Der Prospekt lautete:

. . . Landwehrpionierkompagnie . . .

Spezialität: Pioniergerät, eigene Lager. Telephonanschluß. Abt. A: Wasserversorgung. B: Schreinerei. C: Elektrische Anlage. D: Bäckerei. E: Grabdenkmäler. F: Brücken- und Wegebau.

Eigene Betriebe in:

*) . . ., Eisenkonstruktionswerkstätte, Schiffsbauwerft.
. . ., Stacheldrahtfabrik.
. . ., Wellblechfabrik.
. . ., Ofenrohrfabrik.
. . ., Ofenrohr- und Feldküchenfabrik.
. . ., Kalkbrennerei, mechanische Schreinerei.
. . ., Walzenmühle.
. . ., Mechanische Drechslerei und Sägewerk.

Lieferung von:

Kohlen, Bauholz, Ofen, Draht, Nägeln, Zement, Kalk, Stoffen, fertigen Fenstern und Türen; sowie Wirtschafts- und Gebrauchsartikel aller Art für Fronttruppen. (Gegr. Sept. 1914.)

Wahrlich, da braucht man sich nicht zu wundern, daß unsere Truppenlager an der Westfront wie an der Ostfront in hygienisch vorbildlichem Zustande verhältnismäßig behaglich eingerichtet und mit allem Komfort der Neuzeit, wie elektrischem Licht, Wasserversorgung, Geschoßsicherheit, Anlagen von kleinen Gärtchen und Trockenplätzen, ausgestattet sind!

Gehen wir nun näher auf die einzelnen Einrichtungen eines Biwaks ein. Das Übersichtsbild Nr. 1, das als Biwak eines Infanteriebataillons darstellt, zeigt uns auf den ersten Blick die Unterkunftseinrichtungen — Zelte aus den tragbaren Zeltausrüstungen. Jeder Infanterist trägt bekanntlich auf seinem Tornister, über seinen Mantel geschnallt, eine wasserdichte Zeltbahn. Ferner hat er in seinem Tornister einen Zeltzubehörbeutel mit zusammensetzbaren Stäbchen, mit Schnüren und Holznägeln, die ihrer großen, flachen Form wegen „Heringe" genannt werden. Mit Hilfe dieser Ausrüstung können Zelte hergestellt werden, deren Aufschlagen nur eine halbe Stunde dauert. Bald werden kleine Zelte gemacht, die nur für drei Mann bestimmt sind, und wegen ihrer schnellen Zerlegbarkeit die größte Gefechtsbereitschaft versprechen; bald sind es größere Zelte für Züge oder Halbzüge, die eine bessere Ausnützung der Zeltbahnausrüstung gewährleisten; bald sind es Spitzzelte nach Abb. 2 für nasses, kühles Wetter; bald werden ungleichförmige Zelte nach Abb. 3 bei nassem, warmen Wetter erstellt, bald sind die Zelte gleichförmig oben abgeplattet nach Abb. 4. Ein hohes Zelt mit Behelfsmittelunterstützung zeigt uns Abb. 5. Dieses geräumige Zelt wurde aus vier Zeltbahnbreiten und einer Firststange, die ihrerseits von Stangen und Brettern hochgehalten wird, erstellt. Die Mittelunterstützung dient gleichzeitig als Gewehrständer, wenn es die Gefechtsbereitschaft erlaubt. Bei großer Kälte, wie sie besonders im russischen Feldzug auftrat, hat man bisweilen das nämliche Zelt zum Schutze gegen Kälte mit einer zweiten Schutzwand aus

*) An Stelle der Punkte stehen in Wirklichkeit die Namen von französischen Städten, Dörfern, Mühlen, Gütern.

Digitized by Google

Zeltbahnen überdeckt und zwischen die beiden Wände Stroh oder Laub gefüttert. Bei kaltem Winde haben sich bisweilen Windschirme bewährt, wie sie Abb. 6 veranschaulicht. Diese Windschirme, die die Zeltausrüstung notdürftig ersetzen können, werden im Halbkreise, nach der Windrich-

Abb. 2. Spitzzelt für nasses, kühles Wetter.

tung hin geschlossen, aufgestellt. Die zusammengenagelten oder gebundenen Latten und Pfähle werden dabei mit Stroh, Schilf oder Strauch als Wandbelleidung durchzogen und mit Leinen oder Draht fest zusammengefügt. Auch Bretter können bei entsprechender Dicke der Stangen Verwendung finden. Oft ist es auch möglich, natürliche Wandungen zu benutzen, wie sie Hecken oder Mauern bieten.

Das Übersichtsbild zeigt ferner die Anlage von Kocheinrichtungen. Man sieht lange, flache Mulden, die in der Windrichtung gezogen sind. Es sind dies die „Kochgräben". Sie werden bei mangelnder Zeit, bei ungünstigem Boden oder bei starkem Regen so tief ausgehoben, daß die an Querstangen darübergehängten Kochgeschirre von dem unter letzteren brodelnden Feuer erreicht werden können. Bedeutend besser, wenn auch zeitraubender zum Anfertigen, sind die Kochlöcher, die Abb. 7 veranschaulicht. Die Hitze wird hier besser zusammengehalten. Man benötigt deshalb weniger Brennholz und darf trotzdem mit einer geringeren Kochzeit rechnen. Die Erdarbeiten kann man sich noch vereinfachen, indem man vorhandene Chausseegräben ausnützt. Man hat dann nur nö-

Abb. 3. Ungleichförmiges Zelt für nasses, warmes Wetter.

tig, eine Rückwand aufzuwerfen und kleine Feuerstellen gegen die Rückwand vorzutreiben. Die dazwischenstehenden Erdkeile schützen die Hand der abkochenden Soldaten vor der Hitze. Ferner sind sie als Auflage für die Stangen, an denen die Kochgeschirre hängen, unentbehrlich. Oft werden auch zurechtgestutzte Astgabeln in den Erdkeil eingetrieben, um ein Abrutschen oder Hinabrollen der Stangen unmöglich zu machen.

Sehr wesentlich ist eine Versorgung mit gutem Wasser. Sie ist eine unbedingte Notwendigkeit für die Lager. Bei Biwaks können allerdings auch im Notfalle Brunnen, Schöpf- und Tränkstellen benützt werden, die in den nächsten Dörfern gelegen sind. Die einzelnen Stellen werden an die Truppenteile verteilt und genau als Trink-, Koch-, Tränk-, Waschwasser oder unbrauchbares Wasser bezeichnet, um Magen- und Darmerkrankungen vorzubeugen. Auch bei offen fließenden Gewässern, sowie bei Teichen ist streng darauf zu achten, daß das Wasser nicht verunreinigt wird. Die Übersichtsskizze zeigt die Anlage der einzelnen Stellen zur Wasserentnahme. Die Schöpfstellen für Trink- und Kochwasser müssen nämlich stets oberhalb der Tränkstellen, die Waschstellen am meisten unterhalb liegen. Besondere Rücksicht ist auf die Abwässer von Ortschaften und Fabriken zu nehmen, die zum Gebrauch ungeeignet sind. Um nun das Wasser an den Schöpfstellen für das Trinken und Kochen stets klar zu erhalten, legt man saubere Trittsteine oder Strauchbündel ins Wasser und befestigt den Uferrand mit Steinen, Faschinen oder Brettern. Die Tränkstellen erfordern flache Zugänge in das Wasser. Eine

Abb. 4. Gleichförmiges Zelt für trockenes, warmes Wetter.

Wassertiefe von 50 cm bis 1 m, einen festen Untergrund und ein längeres Stück des Ufers, um mehreren Pferden das Tränken gleichzeitig zu ermöglichen. Ist zu befürchten, daß durch das Hineingehen der Pferde in das Wasser rasch eine Trübung herbeigeführt wird, der man auch durch Befestigung des Uferrandes nicht abhelfen kann, so ist das Benutzen von Tränkeimern oder von Trögen vorzuziehen. Allerdings wird dadurch die Tränkzeit verlängert werden, da man bedenken muß, daß für jedes Pferd etwa 30 Liter zu schöpfen sind!

Ein besonderes Augenmerk hat der Biwakskommandant auf die Anlage der Stellen zur Verrichtung der Notdurft. Können doch diese Einrichtungen bei der Benützung durch Tausende von Soldaten rasch zu einem Krankheitsherd werden, wenn man nicht beizeiten vorsorgt. Sie werden windabwärts vom Biwaksplatz angelegt und bestehen aus schmalen Gräben, die täglich mit Erde oder Asche und, wenn möglich, auch mit Chlorkalk überdeckt werden. Sitze können aus Stangen, Wände aus Strauchwerk und Stroh nach Art der früher erwähnten Windschirme erstellt werden.

Die Einrichtung der Lager geschieht nach denselben Grundsätzen, wie diejenige der Biwaks. Nur gestattet die zur Verfügung stehende längere Arbeitszeit die Anlage größerer Bauten und die Bewältigung zeitraubender Arbeiten. Zunächst die Unterkunftseinrichtungen! An Stelle der rasch aufgeschlagenen Zelte finden wir Lagerhütten. Sie sehen aus wie ein längliches Spitzzelt,

Digitized by Google

haben jedoch ein Gerüst aus Stangen nach Abb. 8 und sind mit Reisig oder Stroh bedeckt. Man rechnet für jeden Mann eine Lagerlänge von 2 m und eine Lagerbreite von 60 cm, wozu noch die Breite des Ganges von etwa 1 m hinzukommt. Die Länge der Lagerhütte wird, um Giebelwände zu sparen, nur selten unter 6 m betragen. Um jedoch auch Luft und Licht genügend Zutritt zu verschaffen, beträgt die Länge höchstens 10 m bei einer Giebelhöhe von 2½ m. Letztere kann noch gesteigert werden, indem man den Lagerraum vertieft. Dadurch gewinnt man auch die Wohnlichkeit der Lagerhütte. Schauen wir nun den Pionieren beim Bau einer solchen Hütte zu! Dort drüben werden die Stangen von einem Trupp im Walde geschlagen. Zwei requirierte Rollwagen bringen sie im Pendelverkehr vom Walde nach dem Arbeitsplatz und fahren leer zurück. Ein weiterer Trupp sägt die Stangen zurecht und lagert die mit dem Zentimeter nachgemessenen Stücke nach ihrer Größe gesondert auf verschiedene Haufen. Von hier werden sie dem Bautrupp zugetragen, dessen Mannschaften die Pfähle einrammen und die Stangen untereinander verbinden.

Abb. 5. Geräumiges Zelt aus 4 Zeltbahnbretten mit Firststange auf den Mittelstützen.

Besondere Aufmerksamkeit erfordert der Winddruck gegen eine so große Fläche, wie sie die Wand unserer Lagerhütte darstellt. Man sieht auf der erwähnten Abbildung 8, wie unter dem Sparren Stangen befestigt worden sind, um der Wand einen größeren Halt zu verleihen. Mit Draht, Bindenruten, Leinen oder Nägeln werden alle einzelnen Teile dieses Hüttengerüstes einfachster Bauart fest zusammengefügt. Schon sind andere Pioniere, zuerst am Boden kniend, mit der Eindeckung der Wand beschäftigt, wie Abb. 9 näher zeigt. Das Stroh wird mit den Ähren abwärts gerichtet, lagenweise aufgelegt und durch die darüber befestigten Stangen zusammengehalten. Auf diese Weise überdeckt jede Lage die nächst tiefere, und das Ganze bildet eine glatte Fläche, an der das Wasser ungehindert hinablaufen kann. Diese Arbeit ist zu vergleichen mit dem Bedecken eines Daches durch überliegende Ziegel- oder Schieferplatten. Auch mit Reisig kann die Wand in ähnlicher Weise belegt werden. Nur ist es dann empfehlenswert, aus Zeltbahnen oder ähnlichen wasserdichten Stoffen eine Unterlage herzustellen, die am besten im Innern der Hütte befestigt wird, um jedem Hindurchtropfen vorzubeugen. Besonders dicht wird die „Decklage" gehalten, die den Wasserabfluß vom First der Hütte bewerkstelligen soll. In ähnlicher Weise wie die bisher beschriebene Lagerhütte können nun auch Hütten aus Brettern hergestellt werden, indem man die dicksten Bretter als Sparren verwendet und die Sparrenfüße an fest eingetriebene Pfähle oder Brettstücke annagelt. Die Deckbretter werden in der beschriebenen Weise auf-

Abb. 6. Windschirm aus Stangen mit Stroh- oder Schilfverkleidung als Ersatz für mangelnde Zeltausrüstung.

gelegt, so daß sie einander schuppenartig überdecken. Nur wenn sie mit Dachpappe oder mit anderen wasserdichten Stoffen bedeckt werden, kann man sie auch flach nebeneinander aufnageln. Um die Bretterhütte noch gemütlicher zu machen, können sogar Fenster angebracht werden, die aus Notbehelf an Stelle der Glasscheiben das Licht durch geöltes Papier gelblich hereinschimmern lassen. Noch besseren Schutz gewähren Winterlagerhütten, die ganz in die Erde versenkt und dort verankert sind, wie sie Abb. 10 zeigt. Natürlich müssen die Sparren dick genug sein, um die Erdlast tragen zu können. Ein Vorraum oder Windfang dient zur Erhaltung der Wärme in der Hütte. Ein guter Rauchabzug an der Feuerungsanlage, die aus einem eisernen Ofen oder einem Herd aus Ziegelsteinen besteht, mündet außerhalb der Winterlagerhütte. Über der Decke befinden sich Rauchfenstücke, um den Raum der Erkundung durch Fliegen zu entziehen. Noch bequemer einzurichten sind „Behelfsbaracken", die wie kleine Blockhäuser

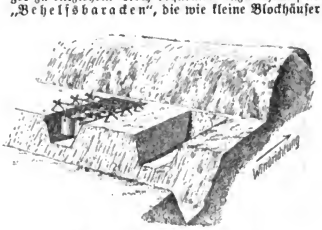


Abb. 7. Kochlöcher mit Sitzgraben.

aussehen und zwischen der doppelten Bretterbekleidung eine Zwischenlage von Rasen, Moos oder Torf besitzen. Die Höhe einer solchen Baracke beträgt 3½, die Breite etwa 6 m. Bei festigem Boden stehen diese Häuschen auf Pfosten mit Querschwellen, meist sind sie jedoch mit ihrem Pfosten tief in der Erde verankert. — Doch mit dem Ausbau der menschlichen Wohnungen ist die Tätigkeit der Pioniere beim Lagerbau noch keineswegs beendet. Die Feldküchen, unsere mit Recht so be-

Digitized by Google

liebten „Gulaschkanonen", erhalten kleine Schutzdächer. Überdeckte Pferdestände mit Windschirmen schließen sich an. Kurz, in wenigen Tagen ist ein ganzes Dorf unter der sachkundigen Leitung der Pioniere entstanden, in welchem für die Unterkunft am besten gesorgt worden ist.

Aber auch an die Kocheinrichtung, für die Wasserversorgung und für die Latrinen wurde von ihnen gedacht. Sie sind im Vergleich zum Biwak zweckentsprechender angelegt, für längere Benützung geeignet und entsprechen vor allem den hygienischen Bedingungen in hervorragendster Weise. So sind beispielsweise in den flachen und

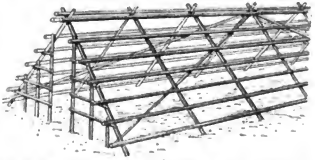


Abb. 8. Sparren- und Stangengerüst für eine geräumige Lagerhütte.

schmalen Wasserläufen Sammelbecken für die Wasserversorgung angebracht, die mit Hilfe kleiner Staudämme und herausnehmbarem Überfallwehr gebildet wurden. An anderen Lagern, wo vorgefundene Brunnen oder Gewässer nicht ausreichten, entstanden unter den fleißigen, flinken Händen der Pioniere selbmäßige Brunnen. Am einfachsten sind die abessinischen Röhrenbrunnen, die bei den Feldbäckereikolonnen vorrätig und im allgemeinen bis zu 6 m Grundwassertiefe anwendbar sind. An anderer Stelle sind Behelfsbrunnen aus dem Boden geschossen. Ein Loch oder ein Schacht führen dort bis dicht über das Grundwasser und an der Sohle, tief unten, befindet sich ein Brunnenkessel, der aus der wasserführenden Bodenschicht gespeist und dessen Inhalt durch Kies und Steinschotter zerkleinerte Kohle und Rutenlagen filtriert wird.

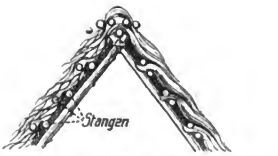


Abb. 9. Das Eindecken des Daches einer größeren Lagerhütte, links die Eindeckung mit Reisig, rechts mit Stroh.

Wer Gelegenheit hat, sich in diesem Kriege ein solches Truppenlager mit seinen kleinen Häuschen und dem modernen Komfort, von dem schon anfangs berichtet wurde, gründlich anzusehen oder gar seine Entstehung mitzuerleben, der wird unwillkürlich an die Worte Ganghofers erinnert, der einmal sagte: „Wären die Pioniere, die ich da gesehen habe, nicht so feste, stramme und derbschlächtige Gestalten, ich möchte sie die lieben Heinzelmännchen des Deutschen nennen!"

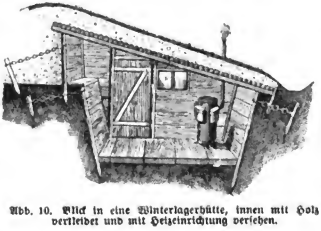


Abb. 10. Blick in eine Winterlagerhütte, innen mit Holz verkleidet und mit Heizeinrichtung versehen.

Die Erkennungsmarke.

Von **Albert Schmidt.** Mit 2 Abbildungen.

Es ist ein Sturmangriff befohlen. Die artilleristische Vorbereitung ist bereits im Gang und an den vorher festgesetzten Stellen des Grabens drängen sich die Mannschaften und erwarten das Signal zum Angriff, das nicht auf sich warten läßt. Wie eine Sturmwelle und mit Hurrageschrei stürzen sie sich dem Feind entgegen. Dieser ist jedoch nicht müßig. Mit heftigstem Feuer aus Flinten und Maschinengewehren empfängt er die Stürmenden. Mancher von ihnen sinkt getroffen zu Boden, um nie wieder aufzustehen. Ist dann der Sturm vorüber und die Stellung genommen oder, wie es in der Meldung des Führers oft heißt, die befohlene Linie erreicht, dann kommt für Teile der nachrückenden Truppen nach kürzerer oder längerer Zeit der Auftrag zur Aufräumung des Kampfgeländes, eine mühselige, oft gefahrvolle, immer aber traurige Arbeit, denn außer dem Abtransport der liegengebliebenen Verwundeten müssen auch die Toten beseitigt und beerdigt werden. Man nimmt ihnen Ausrüstungsgegenstände, Wertsachen, Papiere und die Erkennungsmarke ab, ehe man sie der Erde übergibt. Die Erkennungsmarke, das kleine, unscheinbare Blech mit seinen mehr oder weniger ausführlichen Angaben ist dann oft das ein-

Digitized by Google

zige Mittel, die Identität des Gefallenen festzustellen und Auskunft über Namen usw. des Trägers zu erhalten. Solange die Truppe, zu der der Gefallene gehörte, nicht zu weit entfernt ist, solange sie siegreich bleibt und ihr andere eigne Truppen bald nachfolgen und das traurige Geschäft der Totenbestattung besorgen können, mag alles noch verhältnismäßig gut gehen, anders aber ist es, wenn man auf Feindesseite siegte, wenn man zurück mußte und die Toten nicht mitnehmen konnte, wenn sie zwischen den Stellungen liegen blieben, wochen- oder gar monatelang. Oder wenn der eigne Vormarsch sich ungewöhnlich rasch vollzog, wenn im Wald und Sumpfgelände, in Schluchten und Mulden Tote liegen blieben und man viel, viel später erst rein zufällig wieder auf sie stieß. Dann bildete die Feststellung der Persönlichkeit schon

Abb. 1. Erkennungsmarken für Unteroffiziere und Mannschaften im Sinn der neuesten Bestimmungen.

oft große, ja mitunter sogar unlösbare Schwierigkeiten. Denn so sehr man auch bei der Heeresverwaltung darauf sieht, daß die Erkennungsmarke in Ordnung ist, in einzelnen Fällen versagt sie doch, sei es, daß sie ganz fehlt, verloren gegangen ist, vom Inhaber selbst entfernt wurde — auch das kam schon vor — oder aber ungenau und unzuverlässig war.

Zwar hat wohl jeder Soldat außerdem noch in seinen Kleidern Merkmale und Erkennungszeichen, die Namen und Truppenteil schließlich feststellen lassen, aber doch bestätigen auch hier vorkommende Ausnahmen wie überall sonst nur die Regel. Die Ermittlungsabteilung des Zentralnachweisbureaus in Berlin besitzt aus der ersten Kriegszeit eine ganze Sammlung solcher unvollständiger Erkennungsmarken und hat in Beilagen zu den Verlustlisten wiederholt durch bildliche Veröffentlichung dieser Marken die Mithilfe des Publikums zur Feststellung ihrer einstigen Träger aufgerufen. Vielfach wohl ohne Erfolg. Wer soll auch schließlich Auskunft geben können, wenn das kleine Stückchen Blech nur ein paar eingeschlagene oder mit dem Messer eingekratzte Buchstaben oder gar nur eine Zahl aufweist? Darum auch hat die Erkennungsmarke während des Krieges eine durchgreifende Abänderung erfahren.

Schon 1870/71 waren die Soldaten des preußisch-deutschen Heeres mit der Erkennungsmarke versehen und sie hat damals schon ihren Wert erwiesen. Ihre Form und ihr Inhalt ist auch zu Anfang dieses Krieges noch beibehalten worden. Was aber 1870/71 bei etwa 1¾ Millionen Mann noch gut und zweckdienlich war, konnte bald den mancherlei Anforderungen des Weltkrieges nicht mehr genügen, zumal nicht nur die Zahl der Soldaten ins Riesenhafte anschwoll, sondern auch unzählige Kriegsformationen entstanden (insgesamt soll es 15—16000 verschiedene geben), viele Soldaten außerdem im Verlauf des Krieges wiederholt ihre Truppenteile wechselten. Das bedingte vor allem eine wesentlich größere Ausführlichkeit in den Angaben und damit eine Zunahme in der Größe der Marke.

Wie eine der gegenwärtig gebräuchlichen Erkennungsmarken für Mannschaften aussieht, zeigt unsere Abb. 1. Sie gibt außer Namen und Adresse des Soldaten gleichsam dessen militärischen Lebenslauf wieder. Ihre Grundlage ist die sogen. Kriegsstammrolle. In dem von uns gewählten Beispiel heißt der Mann Rudolf Hinderer, wohnt in Heilbronn, Kilianstr. 18 und ist geboren am 22. Juni 1881. Er war bei Ausbruch des Krieges nicht aktiv, sondern wurde erst später eingezogen. Deshalb kam er zum ersten Ersatzbataillon des Inf.-Reg. 122 und zwar wurde er dem 1. Rekrutendepot überwiesen, wo er bei der 2. Kompagnie eingereiht wurde und in deren Kriegsstammrolle die Nr. 439 erhielt. Als er ins Feld rückte, war er an die 9. Kompagnie desselben Regiments überschrieben worden und wurde in deren Kriegsstammrolle unter Nr. 387 eingetragen. Infolge einer Verwundung und nach Genesung, vielleicht aber auch auf dem Wege einer Versetzung — ein Fall, der durch verschiedene Ursachen bedingt sein kann, aber schon häufig sich ereignete, sei es, daß man in einem andern Regiment rasch Leute braucht, sei es, daß persönliche Wünsche des Betreffenden vorliegen, oder auch, daß er seiner Truppe bei raschem Vormarsch nicht folgen konnte oder durch andere Umstände von dieser getrennt wurde — kam er dann in das Infanterieregiment Nr. 165, in dessen 5. Kompagnie er noch jetzt steht

Digitized by Google

und unter Nr. 846 in der Kompagnieliste geführt wird.

So spiegelt sich jede Veränderung im militärischen Leben des einzelnen Mannes auf der jetzt gebräuchlichen Erkennungsmarke durch kurze Angaben wider, wobei außer der Adresse und dem ursprünglichen Heimatstruppenteil, also den Eintragungen der grundlegenden Kriegsstammrolle die zunächst nicht mehr gültigen Angaben ausgestrichen werden. Daraus ergibt sich, daß bei solcher Genauigkeit der Registrierung die Identifizierung eines Gefallenen kaum mehr auf Schwierigkeiten stößt, sofern er seine Erkennungsmarke noch trägt und sie nicht selbst weggeworfen, oder, was in der Hitze des Gefechts trotz alledem noch vorkommt, sie nicht verloren hat. Die Ausführlichkeit der Angaben war aber auch aus dem Grunde noch geboten, weil durch die immer zahlreicheren Einberufungen auch die Häufigkeit der Wiederkehr gleicher Namen eine ganz beträchtliche wurde. Man denke nur an Namen wie Müller, Schulze, Lehmann usw.

Wenn auch die Eintragungen in die Erkennungsmarke letzten Endes im persönlichen Interesse ihres Trägers gemacht werden, so sind sie natürlich auch für die Heeresverwaltung von großem Wert, weshalb die Form und die Art der Eintragung durch Anlage 9 der Heeresordnung in § 3 Ziffer 3 und in der Bekleidungsordnung II. Teil § 81 genau festgelegt sind. Die letzte Ergänzung hierzu, die u. a. außer der Angabe des Vor- und Zunamens, sowie des Wohnorts, der Wohnung und des Geburtsdatums auch die Fortführung aller Veränderungen in der Truppenzugehörigkeit verlangt, erfolgte Ende Juli 1915. Bei der Wichtigkeit der Erkennungsmarke ist jedem Mann die genaue Einhaltung der Vorschriften zur Pflicht gemacht. Die Beschaffung der Marken erfolgt in Zinkblech, sie sind in elliptischer Form, etwa 7 cm breit, 5 cm hoch gehalten.

Wesentlich kleiner und einfacher sind die Erkennungsmarken für Offiziere und Militärbeamte des Feldheeres. Unsere Abb. 2 zeigt eine solche. Hier fällt die Kompagnienummer fort, an ihre Stelle tritt die Nummer der Kriegsrangliste. Da die Beschaffung der Erkennungsmarken für die Offiziere aus deren eigenen Mitteln zu erfolgen hat, sind sie meist aus Silberblech geschnitten, vielfach sogar mit Verzierungen versehen.

Es wäre nun allerdings zu viel gesagt, wenn man die Behauptung aufstellen wollte, daß durch die erweiterte Erkennungsmarke die Vollkommenheit des militärischen Erkennungsdienstes erreicht sei. Dazu sind bei der Ausdehnung der Kriegsschauplätze, auf denen sich deutsche Truppen zu bewegen haben, die Anforderungen zu groß. Immerhin aber wurde durch sie wenigstens ein großer Schritt nach vorwärts zur Erlangung dieser Vollkommenheit getan und im Hinblick auf die bedeutend niedrigere Stufe, auf der sich das Erkennungswesen unserer Gegner teilweise noch befindet, dürfen wir auf unsere

Abb. 2. Erkennungsmarken für Offiziere und Beamten des Feldheeres.

Einrichtung recht stolz sein. Der Krieg fordert viele Opfer an Menschenleben und ein jedes ist verknüpft nach rückwärts mit der Heimat, wo Angehörige, Verwandte und Freunde Tag und Nacht sich um den im Felde stehenden Soldaten sorgen, namentlich wenn lange Zeit keine Nachricht von ihm eintraf. Den Sorgenden Nachricht geben zu können, wenn sich Schlimmes ereignete, ist eine Aufgabe, deren Erfüllung in erster Linie mit Hilfe der Erkennungsmarke möglich ist. Deshalb wohl auch hat die Soldatensprache dem kleinen, unscheinbaren Blech den Namen „Totenmarke" gegeben, wir aber möchten sie viel lieber „Lebensmarke" nennen, gerade weil sie für den Träger von solch großer Wichtigkeit ist, daß er sich täglich von ihrem Vorhandensein überzeugen und sich dabei zugleich auch mit Dank dessen erinnern sollte, daß er sich noch des Lebens erfreuen darf.

Digitized by Google

Im Front-Soldatenheim.

Von **Wilh. Müller.** Skizze aus dem Osten.*)

Staubwolken, große graue Staubwolken. Ab und zu ein paar Pferdeköpfe sichtbar, auch einmal eine hohe Reitergestalt, dann wieder nur Staubgewoge, das sich Mühe gibt, seine Erdheimat zu verleugnen und gen Himmel zu reisen. So zieht die Wagenkolonne durch den trockenen russischen Sand und wird mir zum symbolischen Führer, wie einst die Staubsäule dem Volke, das vor Jahrtausenden hinter der Wüste ein gelobtes Land suchte. Der Staub trog sie nicht; warum also sollte ich nicht auch vertrauen? Die Welt kann doch nicht nur aus Staub bestehen, auch die in Russisch-Polen nicht. Und richtig, die Wolkensäule steht, sie zergeht, die lange Fuhrparkkolonne hält, und ich finde mich vor dem Ziel meiner Wünsche. Aus zierlichen Birkenstämmen hat eine geübte Hand Buchstaben geformt, die mir freundlich entgegenleuchten: „Deutsches Soldatenheim". Damit ist kein monumentales Gebäude bezeichnet, wie es die Soldatenheime in Wilna und Kowno und anderswo besitzen, nein, hier haben wir eins unserer „Frontsoldatenheime" vor uns. Was hier erstand, das ist von Grund auf von feldgrauer Hand geschaffen. Holz war das Material, das einzige neben Dachpappe, das zur Verfügung stand, und wie schön hat man es verstanden, in dieser Beschränkung sich als Meister zu erweisen. In einer Länge von wohl 30 Metern zieht sich das Gebäude hin. Davor, von einem Birkengeländer eingefaßt, ein Vorgärtchen. In Straßenbreiten-Abstand ein zweites Bauwerk, in dem u. a. auch die Wache eines Landsturmbataillons untergebracht ist. Auf dem von beiden Gebäuden gebildetem Hofe, den nach Westen noch eine besondere Kaffeeküche für durchreisende Truppen abschließt, entdecken wir die Wasserversorgung des Soldatenheims, bestehend aus einem kleinen artesischen Brunnen. Treten wir in eine der Türen des Hauptgebäudes ein! Wir haben den Unterhaltungsraum gefaßt und sind nicht wenig überrascht, hier draußen, dicht vor dem Feinde, dessen Geschütze wir ab und zu auf die unsern antworten hören, so viel wirkliche Unterhaltsamkeit zu finden. Nicht auf rohgezimmerten Bänken, nein, auf wirklichen Rohrstühlen und an buntgedeckten Tischen sitzen unsere Feldgrauen und haben sich in Zeitungen und Unterhaltungsspiele vertieft. Auch mancher Brief nach Hause wird geschrieben. Rechts in der Ecke harren Flügel, Harmonium, Geige und Gitarre des Gebrauchs, und dicht an der Tür ist ein Stand, an dem man für wenige Pfennige ein gutes Buch und andere nützliche Dinge erstehen kann. Wir lausen einigen freundlichen Schwestern in die Arme und finden uns bald in einem kleinen Familienzimmerchen bei fröhlicher Unterhaltung über Freud und Leid einer Soldaten-Frontschwester. Auch den Leiter des Heims, einen liebenswürdigen Pfarrer vom Rhein, lernen wir kennen und tauschen so in angenehmen Stunden manches Anregende über die segensreiche Arbeit aus. Ja, hier draußen, da lebt man mitten unter ihnen, denen man etwas sein will: unsern braven Kriegern. Teilt mit ihnen gute und böse Tage, schläft unter dem Gebrumm der Geschütze ein und erwacht unter derselben Musik, nur vielleicht bei verstärktem Orchester. Und kommen noch ab und zu die feindlichen Flieger darüber und mischen sich ins Konzert, dem die Abwehrkanonen dann den letzten glänzenden Volklang geben, so läßt sich wirklich nicht ganz in Abrede stellen, daß man auch als Mitarbeiter im Soldatenheim Pulver zu riechen bekommen kann. Dort der neue Dachbalken über unsern Häuptern deutet es auch ein wenig an; den alten hat eine Granate zerschlagen, um dann im Zimmer selbst in Atome zu zersplittern. Übrigens hat das Soldatenheim auch einen Unterstand, dicht beim Hause. Er ist aber nicht nur Zufluchtsstätte, wenn es Eisen hagelt, sondern auch ein willkommener Kühlraum für Mineralwasser und die Bedürfnisse der Küche. Überall erblickt man noch die ehemaligen feindlichen Stellungen und Russengräber.

Im Soldatenheim wird es Abend. Das elektrische Licht flammt auf. Hungrige und durstige Urlauber kommen noch, die 20, 30 Kilometer

*) Allenthalben an den Fronten im Westen und Osten sind im Lauf der Kriegszeit besondere Soldatenheime entstanden, in denen unsere Feldgrauen in ihren Mußestunden Ruhe und Erholung suchen und finden. Sind es in den weiter zurückliegenden Städten und Ortschaften feste Gebäude, so sind es näher an der Front Baracken und kleine Holzhäuser, oft im Wald versteckt und von den Soldaten selbst errichtet. Für Schmuck und Bequemlichkeit sorgen in diesen Heimen die Feldgrauen meist selbst, sie verwalten und unterhalten sie auch selber, soweit nicht höheren Orts für das Weitere gesorgt wird. In ein solches Waldheim an der Front in Russisch-Polen führt uns diese kleine Skizze, die wir der vorzüglich geleiteten und außerordentlich reichhaltigen Armee-Zeitung der 10. Armee, einer der besten, die wir kennen, entnehmen.

Digitized by Google

Fußmarsch hinter sich und den Zug in die Heimat nicht mehr erreicht haben. Für sie ist ein Übernachtungsraum angebaut, wo sie die müden Glieder ausstrecken dürfen. Andere kommen, um für ihre Kompagnie in der Marketenderei des Heims Einkäufe zu machen. Unter den mancherlei feldgraue Gestalten gewahre ich plötzlich einen Zwerg. Ach nein, das ist ja ein Kind, ein Knabe von höchstens zwölf Jahren. Ich erfahre, daß er Fritz heißt, zehn Jahre alt ist und aus Riga stammt von deutschen Eltern. Der Krieg hat sie ihm genommen. Er nimmt und gibt blindlings. Diesem Jungen mit den hellen, blauen Augen und den frischen Wangen gab er Vater und Mutter in der Kompagnie wieder, die ihn eines Tages aufnahm. Er ist der Dolmetscher einer Kraftfahrkolonne und leistet ihr gute Dienste. So macht er den Krieg mit. Daß sie ihn gut halten, unsere Kraftfahrer, zeigt seine tadellos sitzende Uniform, an der auch richtige Fahrermütze und Kommißstiefel, in die er die Hosen gesteckt hat, nicht fehlen. Auf Fragen antwortet er bescheiden und doch frei, aber mit einer Stimme, die schon einigermaßen männlich klingt. Übrigens ist er nicht mehr Gemeiner, sondern trägt am Kragen bereits die Gefreitenknöpfe. Ich habe meine Freude daran, zu sehen, wie der Soldat, mit dem er gekommen ist, sich mit einem gewissen Stolz umblickt: „Ja, ja, das ist unser Junge, so etwas habt ihr nicht!“ — Um 10 Uhr ist alles ruhig im Soldatenheim. In der Ferne rollen noch vereinzelt Schüsse, und das Licht von Scheinwerfern huscht ab und zu über den Himmel. Dort wacht ein treues Wächterheer.

Vermischtes.

Ostafrikanische Festungen der Eingeborenen im Bereich unsres Schutzgebiets gleichen in ihrer einfachsten Form, der Tembe, einem etwa 2 m hohen, 3 m langen Haus in der Form eines gewölbten Güterwagens. Schon in dieser Form gewährt der Bau eine ziemliche Sicherheit. Entwickelt er sich, wie das in großen Teilen von Deutsch-Ostafrika geschehen ist, zum mit solchen Temben umbauten Hof oder einem ganzen System von Höfen, und treten zu den an sich festen Wänden noch Palisadenreihen, Gräben, Erdaufwürfe, Bastionen und Hochstände, so gehört ein förmlicher Belagerungspark mit mittlerem Geschütz, Laufgräben, Sturmleitern, Sandsäcken u. dgl. dazu, ein solches Bollwerk zu nehmen. Die berühmteste Tembe dieser Art war das Quikuru des Sikke. Zwei Angriffe der deutschen Schutztruppe am 6. Juni und am 6. und 7. August 1892 und eine darauffolgende Belagerung wurden mit schweren Verlusten für die Angreifer abgeschlagen. Erst einer förmlichen Belagerung gelang die Eroberung nach tagelangem Heranarbeiten, und zwar, wie der Direktor des Leipziger Museums für Völkerkunde, K. Weule, anschaulich in dem neuesten Kosmos-Doppelbändchen „Der Krieg in den Tiefen der Menschheit“ (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshdlg., geh. M 2.—, geb. M 3.—) berichtet, ganz im Stil unsres Vorgehens bei Verdun, d. h. mit Schützengräben, Sappen und Schulterwehren, mit Sandsack-Brustwehren, Sturmleitern, Einschießungs- und Wirkungsfeuer. Endlich dringen die Sieger über den innersten der drei konzentrischen, von den ungeheuer festen Außenumwallungen eingeschlossenen Temberinge hinweg in den massiv gebauten Wohnbau der ganzen Anlage. Im selben Augenblick ist es ihnen, als ob sich Himmel und Erde begegneten. Alles wankt und stürzt, hoch geht das Dach in die Luft, Sparren und anderes Holzwerk sausen herunter. Sikke hatte das Gebäude in die Luft gesprengt . . .

Phot. Frz. Otto Koch, Berlin.

Moderne Höhlenbewohner. Eingang zu einem Unterstand an der Westfront bei Bauquois.

Woran der Düsseldorfer seinen Landsmann erkennt. In Anton Fendrichs Kriegs- und Frie-

Digitized by Google

denskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann für 1917, der nunmehr zum zweitenmal von der Franch'schen Verlagshandlung herausgebracht wurde, findet sich das folgende nette Geschichtchen, das hier zugleich als eine Kostprobe des inhaltsreichen und hübsch ausgestatteten Kalenders dienen mag: Vor hundert Jahren war Düsseldorf vorübergehend eine französische Stadt, und ob der alte Düsseldorfer will oder nicht, gelegentlich schlüpft ihm noch ein französischer Brocken mit unter seinen Dialekt. Im Gefangenenlager in der Senne steht ein Düsseldorfer Landsturmmann auf Posten und bewacht einen Trupp Franzosen. Als er abgelöst wird, steckt er sich gleich eine Zigarre an und läßt mit Behagen die ersten Züge durch die Nase gehen. Dabei fällt sein Blick auf einen kleinen Franzosen, der mit kaum versteckter Begehrlichkeit auf die Zigarre starrt und dabei schnuppert wie ein Hund, der einen warmen Knochen riecht. Der Düsseldorfer hat ein gutes Herz, und er denkt bei sich: „Dat es och ene arme Deuwel. Hä kann jo nig derför, dat hä ene Franzos es, on am Eng, wenn d'r Kreeg us es, moß ich mich jo doch widder met öm verdrage. Wä weeß, woför et jot es, wenn ich öm en Zijahr rejaleer. Hä hät vielleicht Jott weeß wie lang keen mieh jeweschte he Zäng jehatt." Und er zieht eine Zigarre zwischen dem dritten und vierten Uniformknopf heraus, hält sie dem Franzosen hin und sagt: „Dä, Herr Moßjöh, wullewu vielleicht dat Zijärre rooke?" Der Franzose nimmt rasch die Zigarre und erwidert mit einem verbindlichen Lächeln: „Merci!" Da reißt der Landsturmmann die Augen auf und ruft voll hellen Staunens: „Mann, wat hör' ich! Sid Ehr och us Düsseldorf?"

Das Schlachtschiff der Zukunft. Die neuen Erfahrungen, die im jetzigen Kriege, besonders auf dem Gebiete des Kampfes zur See, in so reicher Zahl gemacht wurden, haben die schon vor dem Kriege häufigen Pläne für neuartige Schlachtschifftypen begreiflicherweise in weitgehendem Maße beeinflußt. Besonders die erwiesene Unsicherheit selbst größter Schlachtschiffe gegenüber den Torpedoangriffen über und unter der Wasserfläche regen die Schiffskonstrukteure aller Länder zu neuen Konstruktionsentwürfen an. Über einen besonders interessanten Entwurf dieser Art berichtet der Prometheus, und zwar handelt es sich um den Entwurf eines Linienschiffes, der dem Ingenieurkongreß in San Franzisko durch den italienischen Marinekonstrukteur Ferretti vorgelegt wurde. Der Konstrukteur ging dabei von dem Gedanken aus, daß die Schiffe in Zukunft vor allem so einfach wie möglich gebaut werden müssen, und daß man auf alle bisher mitgeführten Bequemlichkeiten verzichten müsse, um dafür die wichtigsten Teile des Schiffes in größerem Maße zu schützen, die über Wasser liegende Zielfläche zu verkleinern usw. Der Entwurf zeigt ein Kriegsschiff von 32000 Tonnen Wasserverdrängung, das mit vier durch Turbinen getriebene Schrauben 26—28 Knoten laufen soll. Es stellt ein Mittelding zwischen Schlachtschiff und Schlachtkreuzer dar. Für die Bewaffnung sind 10 Geschütze von 38 cm gedacht, die zur Verringerung der Zielflächen zu je fünf in zwei Türmen vereinigt sind. Diese Vereinigung vieler Geschütze in einem einzigen Turm steht in schroffstem Gegensatz zu den Konstruktionsplänen der im Bau befindlichen amerikanischen Schlachtschiffe, bei denen ein Turm, statt wie bisher drei, nur zwei Geschütze tragen soll, damit im Fall eines Turmtreffers möglichst wenig Geschütze vernichtet werden. Für das Schiff von Ferretti sind außerdem noch zwölf Geschütze von 19 cm in vier flachen Türmen vor und hinter den eigentlichen Haupttürmen vorgesehen, sowie 28 10,2-cm-Geschütze, die auf ihren versenkbaren Lafetten vor jedem Schuß emportauchen sollen. Interessant und von einleuchtender Bedeutung ist die niedrige Linie des Rumpfes, die nur durch die beiden Geschütztürme und die wenig höheren Kommandotürme, sowie durch den Schornstein überragt wird. Das Schiff soll im Mittelteil des Rumpfes nur 2,75 m aus dem Wasser hervorragen, also um die Hälfte weniger als die bisher gebräuchlichen Linienschiffe dieses Typs. Zum Schutze gegen Torpedotreffer sollen eine Unterteilung in zahlreiche wasserdichte Abteilungen und ein starker Doppelboden dienen. Schon rein äußerlich läßt der Entwurf die Übergangsstufe zum künftigen Tauchschlachtschiff erkennen. Wenn man außer den kleinen Geschützen auch noch die großen versenkbar macht und den Schornstein durch Verwendung von Dieselmotoren in Wegfall bringt, so erübrigen sich nur noch die Trimmtanks und das Tiefensteuer, um dieses Schlachtschiff in ein Schlachtunterseeboot zu verwandeln. Jedenfalls sieht man an diesem Entwurf sehr deutlich, daß die Entwicklung der Kriegsschiffskonstruktion immer mehr auf den Kampf unter Wasser zustenert.

Der „spanische Reiter" ist im langwierigen Stellungskrieg wieder recht zu Ehren gekommen und seine Wegnahme auf die gegnerische Seite eine Spezialität für Patrouillen, die oft mit viel Humor verbunden ist. Namentlich aus den Vogesen wurde an ruhigen Frontstellen manch lustiges Stücklein über die Entfernung solcher spanischen Reiter berichtet. Woher aber dies eigenartige Hindernis vor den feindlichen Gräben seinen Namen hat, das ist nicht allzuvielen Leuten bekannt. Trotzdem ist dieses Kriegs- oder besser Schutzmittel schon sehr alt. Es führte früher Namen wie Igel, Sturmhaspel, Kreuzhaspel usw. Der Name spanischer Reiter kam erst auf zur Zeit der niederländischen Befreiungskriege. Dr. phil. Max Brunow berichtet darüber in seinem Buche „Allerlei Militärisches, was mancher nicht weiß" (Flemming, Glogau), daß der Name seit der Belagerung von Groningen im Gebrauch sei, weil mit ihrer Hilfe die zum Entsatz der Stadt herbeieilende Reiterei von den Verschanzungen der belagernden Spanier ferngehalten wurde. Da Groningen zudem früher zu der Provinz Friesland gehörte, nannte man das Hindernis zeitweilig auch friesische Reiter.

-2-

Digitized by Google

Französische Schützengraben-Zeitungen und Konzert-Programme.

Mit 8 Abbildungen.

Auch die Franzosen haben ihre Schützengraben- und Feldzeitungen, und zwar in recht beträchtlicher Anzahl, fast ebensoviel wie wir. Aber es besteht doch ein ganz bedeutender Unterschied zwischen den ihren und den unsrigen. Außer dem „Bulletin des armées" ist wohl

Abb. 1. Kopf des „Echo der Hütten".

keine einzige darunter, die den Charakter eines ernsthafteren Nachrichtenblattes hätte, wie wir das den unsrigen in der Mehrzahl nachrühmen können. Die meisten Feldzeitungen, die dort herauskommen, sind in Text und Zeichnung nur dem Scherz und der Satire gewidmet. Übermütige und auch sentimentale Gedichte wechseln mit allerhand Anekdoten, mit guten oder schlechten Witzen. Die Zeichnungen sind oft geistreich und humoristisch und fast stets mit bewundernswerter Leichtigkeit und Sicherheit auf das Papier geworfen. Gewiß, auch wir haben Blätter dieser Art, doch nicht allzuviele, und es ist vorgekommen, daß einzelne davon unterdrückt und verboten worden sind, wenn sie den Übermut zu weit trieben. Aber oft ist das nicht nötig gewesen; denn, wenn wir den ganzen Krieg auch mit Recht viel ernster auffassen, als alle unsere Gegner das wohl tun, so müssen wir uns doch darüber freuen, wenn unsere tapferen Soldaten in all den fürchterlichen Gefahren und trotz der unaufhörlichen schweren Arbeit, die sie zu leisten haben, den Sinn für den Humor nicht verlieren und dem Ausdruck verleihen. Das geschieht natürlich nicht immer in einer durchaus salonfähigen Weise.

Die französischen Schützengrabenzeitungen sind nun fast ausschließlich auf den leichten Ton gestimmt. — In ihren Titeln bevorzugen sie die Worte „Echo" und „Poilu". Es gibt ein „Echo de l'Argonne", ein „Echo des boyaux" (Laufgraben-Echo), „Echo des gourbis" (Zeltlager-Echo), „Echo des marmites" (Feldkessel- oder auch Granaten-Echo; marmite ist nicht nur der Feldkessel, auch die Granate wird in der Soldatensprache so genannt; ganz ähnlich, wie bei uns gewisse Geschosse als „Marmeladeneimer" oder als „Schusterschemel" bezeichnet werden); „Echo des tranchées" (Schützengraben-Echo), „Echo de Tranchéesville" (Echo von Grabenstadt), „Echo du ‚75'" (Echo der Fünfundsiebziger, nach den 75-mm-Geschützen genannt, die den Stolz der französischen Artillerie bilden), „Le Petit Echo du 18. Régiment ment d'Infanterie territoriale" und eine ganze Reihe weiterer Echos. — Dann kommen mehrere, die einfach „Le Poilu" (der Bärtige) heißen, und andere, die durch den Beisatz der herausgebenden Truppenkörper näher bestimmt werden: „Les Poilus de la 9.", „Le Poilu du

Abb. 2. Kopf des „Kleinen Echo des 18. Territorial-Infanterie-Regiments".

Digitized by Google

L'ECHO DES MARMITES

Nº 1 — Lundi 7 Décembre 1914 — Nº 1

Seul quotidien hebdomadaire Journal fait paraître avec Service gratuit dans les tranchées

Avis de la Rédaction

Nous avons été un journal pour y continuer la nouvelle équipe de rédacteurs, le communiqué du Grand Quartier Général de l'Est et celui du ministère de la Guerre et celle des tranchées. En un mot pour compléter les journaux, devenus un complément indispensable pour le soldat.

Ce journal qui a aussi notre mission pour la rédaction, mais de simples poilus de mettre les combattants dans la classe sociale, qu'ils transformés par quatre mois de campagne en bons poilus, reclame la plus grande indulgence de nos lecteurs. Il est fondé de bonne foi et n'a qu'un but, distraire si possible pendant quelques instants ceux qui le liront dans les tranchées. Nous nous avons aussi que ici "L'Echo des Marmites" pourra nous soutenir et cela plus longtemps qu'il ne nous plaira.

Nous remercions cette courte présentation sur le papier avec lequel nous écrivons et les rédacteurs de notre journal.

Les suggestions seront les bienvenues pour le journal.

Le numéro sera en Rédaction en février. Le Gérant La Rédaction.

Salut à la France
Salut au 309e

"L'Echo des Marmites" vient de naître et sans prétendre accomplir les merveilles que font les grands journaux, il s'efforcera d'apporter dans son entourage comme compagnon de campagne un sourire, et aussi la compagnie du 309e après sa mobilisation.

En se faisant, nous espérons que le but sera atteint. Nous tâcherons de nous rendre tant heureux que malheureux que nous serons vaincus et celles plus tristement où la guerre nous a causé, nous entendrons plus pour nous qu'un vague écho.....

L'Echo des Marmites

La publication du recueil de la campagne commencera à partir du prochain numéro.

(A suivre)

Abb. 3. Titelseite einer Nummer des „Granaten-Echo".

320."; weitere nennen sich „Le Poilu enchaîné" (Der gefesselte Poilu), „Le Poilu déchaîné" (Der entfesselte Poilu), „Le Poilu grognard" (Der alte Haudegen) und eins „Poilus et Marie-Louise" (Les „Marie-Louise" werden die verheirateten Soldaten genannt, ein Ausdruck, der noch aus dem Jahre 1814 stammt). In einem gewissen Gegensatz zu diesen Journalen der „poilus" tritt in seinem Titel eins, das „Les imberbes" (Die Bartlosen, wir würden vielleicht sagen: Die Milchgesichter) heißt; es wird wohl in einem der ganz jungen Regimenter erscheinen. — Auch „Le canard" (Die Ente) spielt eine Rolle. Es gibt „Le canard du boyau", „Le canard poilu" (Die behaarte Ente) mit einem Beiblatt „Le lapin à plumes" (Das gefiederte Kaninchen), das übrigens sehr selten ist und Preise bringt wie die „Lille Kriegszeitung"; schließlich auch „Le canard enchaîné". Sonst wären noch zu erwähnen: „L'autobus", „Le boyau", „Le cri de guerre" (Das Feldgeschrei), „Le cri de Vaux", „Le hareng verni" (Der lackierte Hering), „Marmita", „Le petit boyau", „Les petits boyaux", „Le petit colonial", „Le petit Voisognard", „Le troglodyte" (Der Höhlenbewohner), und „Le Rigoloche" (von rigoler = übermütig lustig sein; eine bekannte Cancantänzerin des vor. Jahrhunderts hatte den Spitznamen „Rigolboche" nach ihrem Wesen, und danach hat man weiterhin das Wort „rigolbochade" gebildet). Ob bei der Wahl des Titels die Endung „boche" bestimmend mitgewirkt hat, mag dahinstehen. Bei dem Journal „Le tourne-boche" (Der Deutschenwender), mit Anklang an das Wort „tourne-broche" (Der Bratspießwender) steht das aber außer allem Zweifel. Eine Vollständigkeit ist hier nicht angestrebt, zurzeit wohl auch noch ausgeschlossen. Wir können einige dieser Schützengrabenzeitungen in ihren Kopftiteln oder einzelnen ihrer Seiten hier wiedergeben.

Schon aus ihren Titeln kann man ihren Charakter erkennen. Sie sind dabei übrigens, wie es scheint, in ihrer größeren Anzahl recht unschuldig und lassen sich wohl am besten mit unseren „Bierzeitungen" vergleichen. Eins haben sie vor allem mit diesen Bierzeitungen

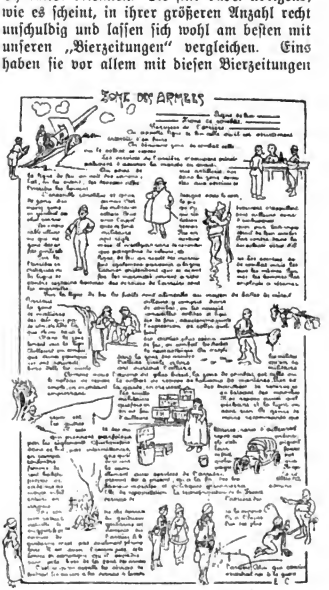

ECHO DES ARMEES

Abb. 4. Seite aus dem „Kleinen Echo des 18. Territorial-Infanterie-Regiments".

Digitized by Google

gemein: ihre Witzchen sind vielfach durchaus lokaler oder persönlicher Art und beziehen sich häufig auf kleinere Vorkommnisse in dem Kreise, für den sie berechnet sind. Man müßte die Örtlichkeiten, die Personen, die Geschehnisse alle genau kennen, um sie wirklich ganz zu verstehen. Eine gewisse Wichtigkeit werden diese Blättchen für das spätere Studium der Soldatensprache haben. Wie bei uns, so sind auch in Frankreich in dieser Hinsicht unzählige neue Wortbildungen entstanden, die sich dem genaueren Verständnis vorläufig noch recht oft entziehen. Manchmal gibt es da eine kleine Hilfe; so zum Beispiel, wenn „Le canard du boyau" in witziger Form ab und zu ein „Supplement au Dictionnaire de l'Académie", einen Nachtrag zu dem berühmten maßgebenden Wörterbuch der französischen Sprache, bringt. Da wird u. a. das Wort „p'lurer" erklärt, das gleich dem gebräuchlichen „peler" soviel bedeutet wie schälen, putzen (Kartoffeln schälen, Gemüse putzen), oder das Wort „rab", eine Verkürzung von „rabiot" oder „rabiau" = der Rest, der Überschuß, die in der Form „avoir

Abb. 6. Titelseite der Feld-Zeitung der 74. Halbbrigade. (Le canard die Ente [Zeitungsente], Boyau Darm, Darmsalte. Hier vielleicht auch von lokaler Bedeutung.)

Abb. 5. Titelseite der Feldzeitung der 369. Terrassiers (Schipper), Voise Fluß in Frankreich; voisognard Einer, der in jener Gegend wohnt.

du rab" gebraucht wird, wenn der Soldat zum zweitenmal Reis oder Makkaroni „faßt", und in der Form „rab de rab", wenn dreimal hintereinander verteilt wird. „Nib de rab" sagt man, wenn es sich um „pinard" oder um „crie" handelt. Da ist es wahrscheinlich „nicht mit verteilbarem Überschuß"; „crie" ist nämlich der Schnaps und „rinard" jedenfalls der Wein, vielleicht nach dem Lieferanten so genannt, wie „godillot", der Soldatenschuh, auch nach dem Fabrikanten seine Bezeichnung hat.

In einer der wiedergegebenen Seiten aus dem „Petit Echo du 18. Régiment d'Infanterie territoriale", die mit „Zone des armées" (d. i. ungefähr dasselbe wie Operationsgebiet) überschrieben ist, wird in zum Teil recht hübsch gewählten Wortspielen dies ganze große Gebiet geschildert. Das klingt französisch natürlich viel besser, als es sich deutsch wiedergeben läßt: „Die Feuerlinie ist die Linie, in der es strengstens verboten ist, Feuer anzumachen." — „Das Kampfgebiet (zone de combat, nach dem Zusammenhang dasselbe wie die „Bereitschaft" oder die „Reservestellung") ist das Gebiet, in dem der Soldat sich ausruht", indem er Wache „schiebt", Reservegräben aushebt, Schotter für die ausgefahrenen Wege heranbringt, exerziert, angelt oder auch tatsächlich gar nichts

Digitized by Google

Abb. 7. Programm zu einem Konzert im Frontbereich des 18. Territorialregiments.

tut. — „Die rückwärtigen Verbindungen sind dazu da, den Vormarsch zu sichern" usw. Die sehr hübsch ausgeführten und geschickt verteilten Federzeichnungen haben mit dem Text selbst nicht allzuviel zu tun, illustrieren aber natürlich dasselbe Gebiet. Besonders niedlich ist am Fuß die Szene, wo der Feldgendarm die sich dort zeigenden Weiblichkeiten nicht weiter vorläßt.

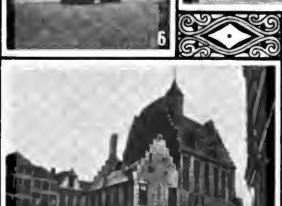
Die Leute im Etappendienst (Service de l'arrière) haben natürlich auch Gelegenheit, Konzerte und Theateraufführungen zu veranstalten; ganz wie bei uns. Da gibt es dann unter Umständen auch recht hübsch gezeichnete Programme. Es ist wiederum das 18. Regiment der Territorialinfanterie, das uns die Möglichkeit bietet, ein solches hier wiederzugeben. Der Esel, der darauf erscheint, ist das richtige Fabeltier, er singt nicht nur, er ist dabei auch ein „Esel, streck' dich", der Gold, Silber und Papiergeld mit der gleichen Leichtigkeit produziert.

Hübscher noch und künstlicher sind selbstverständlich die Programme für Wohltätigkeitsaufführungen, wie sie in Paris stattfinden. Hier sind Berufskünstler am Werke. Als ein Beispiel hierfür bringen wir das einer Matinée franco-belge, die zugunsten flüchtiger belgischer Kinder am 30. März im Palais du Trocadéro stattfand, wo nur Kinder als Künstler auftraten. Es ist von Poulbot gezeichnet. -h.

Österreichische Kriegshilfs- und Gelegenheitsmarken. Nach Mitteilungen der in Wien neu gegründeten „Kriegssammler-Zeitung" gab das Kriegsfürsorgeamt in Wien in der letzten Zeit eine Reihe seiner für den Witwen- und Waisenfonds bestimmten Siegelmarken in neuer Wappenausführung und verschiedenen Werten aus. Sie sind in Lithographie und Handstempeldruck hergestellt. Eine neue, einfache, gefällige Marke zeigt im Vordergrund ein schwarzes Grabkreuz mit einem grünen Kranz und der Schrift: „Fürs Vaterland". Im Hintergrund eine Dolomitenlandschaft mit blauem Himmel. Wertangabe (2 h) und Herausgeber fehlen darauf. Vor einiger Zeit sind ferner erschienen: 2-h-Marke zugunsten der Unterstützungskasse der k. u. k. Gendarmeriemannschaft. Nach dem Bild aus der „Muskete", das auch als Sonderabdruck erschien. Der Text beginnt: „Wir sind die ersten gewesen." Mitte: Gendarmen im Schnee, Umrahmung in gelb. Eine gut ausgeführte 2-h-Marke trägt den böhmischen „Bundeswehrmann" von Franz Thiele. Farbe: braun auf braungelblich. Das polnische Rote Kreuz besitzt eine Marke zu 4 h; ein rotes Kreuz in der Mitte, schwarz umrahmt. Text: „Kraj. Stow. Czerw. Krzyża".

Abb 8. Programm zu einer Wohltätigkeits-Kindervorstellung für belgische Kinder.

Digitized by Google



Aus Antwerpen: 1. Steinschloß, 2. Gildehäuser, 3. Leopoldsplatz mit dem Den
6. Großer Platz mit Brabobrunnen, dahinter die Kathedrale, 8. Blick vom Hafen
Aus Léau: 7. Die Kirche St. Leonhard. **Aus Lierre:** 9. Rathaus mit Belfried.
und Hochaltar in St. Romuald, 14. Geschnitzte Kanzel ebendort, 15. Kloster St. C
Denkmal der Gebrüder van Eyck, 18. Der Grafenstein, 19. Straßenbil

Bilder aus Belgien I:

Digitized by Google

mal Leopolds I., dahinter St. Georgskirche, 4. Hauptbahnhof, 5. Nationalbank, auf Reede und Stadt, 10. Der Brabobrunnen, links Rathaus, dahinter Gildehäuser. **Aus Mecheln:** 11. Schöffenhaus, 12. Die Kathedrale (St. Romualdkirche), 13. Chor ond, 16. Großer Platz mit den Hallen. **Aus Gent:** 17. Kathedrale St. Bavo mit mit St. Nicolas, Belfried und St. Bavo, 20. Belfried und Tuchhalle.

Antwerpen – Mecheln – Gent.

Digitized by Google

Durch, Brüder, durch! — Das werde
Das Wort in Kampf und Schmerz!
Gemeines will zur Erde,
Edles will himmelwärts!
Soll uns der Sumpf vermodern?
Was gilt der Wolkenbrand?
Drum laßt den Blitz nur lodern!
Durch! — Dort ist's Vaterland!
Theodor Körner.

Chronik des Krieges

vom 11. Dezember 1916 bis 2. Januar 1917.

11. **Dezember.** Starkes Geschützfeuer an der Somme und an der Maas. — Abweisung starker russischer Angriffe in den Waldkarpathen und im Trotosultale. Günstiges Patrouillengefecht am Stochod. — Rasche Fortschritte in Rumänien. — Die Ententetruppen holen sich an der Cerna abermals eine blutige Schlappe.

12. **Dezember.** Friedensvorschlag der Mittelmächte an die Entente. — Erfolgreiche Patrouillenkämpfe in den Waldkarpathen. Die Russen greifen im Gyergyo-Gebirge und im Trotosultale vergeblich an. — Der feindliche Widerstand an der Jalomitza wird gebrochen; abermals 4000 Gefangene.

13. **Dezember.** Rücktritt des österreichischen Ministerpräsidenten Koerber. Kaltstellung Josfres. — In den Argonnen werden englische Patrouillen abgewiesen. — Fortdauer der ergebnislosen russischen Entlastungsoffensive. — Unaufhaltsamer Vormarsch in Rumänien. — Serbische Angriffe östlich der Cerna brechen zusammen.

14. **Dezember.** Auf dem Ostufer der Maas entwickeln sich starke französische Angriffe, auf dem Westufer scheitern feindliche Versuche zur Zurückeroberung der Höhe 304. — An der siebenbürgischen Ostfront erzielt der Russe geringen Geländegewinn. Glückliches Erkundungsgefecht in der Gegend von Tarnopol. — Einnahme von Buzeu. Bulgarische Streitkräfte gehen bei Fetesci über die Donau. — Feindliche Teilvorstöße im Kampfraum von Monastir bleiben ergebnislos.

15. **Dezember.** Die Kämpfe im Ypernbogen leben wieder auf. An der Nordostfront von Verdun werden die Deutschen in ihre zweite Stellung zurückgedrängt und erleiden dabei nicht unerhebliche Einbuße an Gefangenen und Geschützmaterial. — Erfolgreiche Minenkämpfe westlich Lnck. Vergebliche Angriffe der Russen im Uztal. — Bei den Verfolgungskämpfen in der Walachei werden wieder 2000 Gefangene eingebracht. Rückzug der russisch-rumänischen Dobrudscha-Armee.

16. **Dezember.** Östlich der Maas geht Bezonvaux an die Franzosen verloren. Englische Patrouillen nördlich der Ancre werden abgewiesen. — Ein russischer Teilvorstoß bei Illugt mißglückt, ein deutscher nördlich der Bahn Kowel—Luck hat vollen Erfolg. Ebenso endigen Vorpostengefechte in den Waldkarpathen zugunsten der deutschen Waffen. — In Rumänien wird der Buzeufluß in breiter Front überschritten; 1150 Gefangene. Verfolgung in der Dobrudscha. — Deutsche Tauchboote versenken im östlichen Mittelmeer einen besetzten französischen Truppentransportdampfer und fügen einem französischen Linienschiff schwere Beschädigungen zu. Deutsche Seeflugzeuge bombardieren den Hafen von Sulina. — Gefechte zwischen Türken und Engländern bei Fellahie. — Revolutionäre Bewegung in Portugal.

17. **Dezember.** Die Russen werden nordwestlich Luck und südlich Zborow zurückgetrieben. Im Uztal wird mit wechselndem Erfolg gekämpft. — Vormarsch auf Braila.

18. **Dezember.** Schroffe Ablehnung des Friedensangebots der Mittelmächte. — Am Ostufer der Maas erobern die Franzosen die Chambrettes-Farm. Französische Erkundungsabteilungen nördlich Reims werden zurückgetrieben. — An der Ostfront nur Artillerie- und Patrouillenkämpfe. — Die Bulgaren besetzen Babadagh. — Bulgarische und osmanische Truppen vollführen glückliche Patrouillenunternehmungen an der Struma. — Der König von Griechenland erläßt einen Verhaftungsbefehl gegen Venizelos.

19. **Dezember.** Russische Teilvorstöße am Ostufer der Goldenen Bistritz scheitern. — Es steht sich jetzt heraus, daß das vermißte französische Linienschiff „Suffren" am 26. November nordwestlich Lissabon durch ein deutsches Tauchboot torpediert wurde.

20. **Dezember.** Graf Clam-Martinitz wird österreichischer Ministerpräsident. — Erfolgreiche Vorpostengefechte nördlich Arras und bei Villers-Corbonel. — Russische Anstürme am Dryswjaty-See, am Stochod und an der Goldenen Bistritz werden abgeschlagen. — Nicht glücklicher stürmen russische Abteilungen im Cernabogen. — Im Nordostwinkel der Dobrudscha stellt sich der Gegner zu ernstem Widerstande.

21. **Dezember.** Vorpostengefecht gegen die Belgier an der Yser. — Gefechte gegen die Russen

Digitized by Google

südöstlich Riga, nordwestlich Zaloſce und am Canclemer fallen zum Nachteil des Feindes aus. — Fortſchritte in der Dobrudſcha. — Engliſche Offenſive am Tigris.

22. Dezember. Präſident Wilſon fordert die kriegführenden Mächte zur Bekanntgabe ihrer Friedensbedingungen auf. — Ein engliſcher Vorſtoß im Ypernbogen mißglückt. Patrouillengefechte ſüdlich Boeſinghe, nordweſtlich Münſter und öſtlich St. Dié. — Die Öſterreicher und Ungarn erobern eine ruſſiſche Vorſtellung ſüdlich Mesteoneſci. — Einnahme von Tuleea; 1600 Gefangene. — Ein franzöſiſches Torpedoboot wird unweit Le Havre durch eine Mine vernichtet.

23. Dezember. Engliſche Aufklärungsabteilungen im Ypernbogen werden abgewieſen. — Den Ruſſen gelingt es, ſich auf dem Höhenkamm Nagyaros feſtzuſetzen. — Engliſche Teilvorſtöße zwiſchen Wardar und Doiranſee mißglücken. — Siegreiches Gefecht öſterr.-ung. Torpedobootzerſtörer in der Straße von Otranto.

24. Dezember. Ruſſiſche Angriffe ſüdweſtlich Stanislau und im Oltoztale ſchlagen fehl. — In der Großen Walachei entwickeln ſich neue Kämpfe. Einnahme von Jlacrea.

25. Dezember. Regere Kampftätigkeit an der Ypernfront. — Ruſſiſche Streifabteilungen werden ſüdlich Dorna Watra verjagt. — In Rumänien werden ſtarke ruſſiſche Stellungen bei Filipeſti erſtürmt; 5500 Gefangene. — Die Bulgaren liefern dem Gegner erfolgreiche Patrouillengefechte nordweſtlich Monaſtir.

26. Dezember. Feuerkampf im Ypernbogen und an der Somme. 9 feindliche Flugzeuge werden an der Weſtfront abgeſchoſſen. — An der Oſtfront mehrfach günſtige Patrouillengefechte, ſo namentlich nordweſtlich Zaloscze. — Durchbrechung der ſtarken ruſſiſchen Stellungen bei Rimnicu—Sarat. Fortſchritte gegen den Brückenkopf von Macin. — Im Finniſchen Meerbuſen fallen mehrere große ruſſiſche Transportſchiffe den Minen zum Opfer. — Die Engländer bringen den Türken eine Schlappe bei El Arijch bei und beſetzen dieſe Stadt.

27. Dezember. Zahlreiche Luftkämpfe an der Weſtfront, wobei der Gegner wiederum 8 Flugzeuge einbüßt. — Erfolge deutſcher Jäger bei Ludowa in den Waldkarpathen. — Vervollſtändigung des Sieges bei Rimnicu—Sarat; über 10000 Gefangene. Bulgariſch-türkiſche Truppenteile vertreiben die Ruſſen aus den Höhenſtellungen öſtlich Macin. — Ein engliſcher Teilvorſtoß am Doiranſee hat keinen Erfolg.

28. Dezember. Siegreicher deutſcher Vorſtoß weſtlich der Maas. — Der Südflügel der Armee des Erzherzogs Joſeph ſchließt ſich der Offenſive Mackenſens gegen die Moldau an, erſtürmt mehrere wichtige Stellungen, macht 1400 Gefangene und erbeutet 3 Geſchütze und 18 Maſchinengewehre. Auch der ruſſiſche Widerſtand im Gebirge nordweſtlich Rimnicu—Sarat wird gebrochen. Bei erfolgreichen Kämpfen am linken Donauufer werden 1400 Gefangene gemacht und 5 Geſchütze eingebracht. Einnahme von Rachel (Dobrudſcha). — Ein deutſches Tauchboot hat einen mit wertvollem Kriegsmaterial vollgepfropften Dampfer der ruſſiſchen Freiwilligenflotte aus dem nördlichen Eismeer in einen deutſchen Hafen geſchleppt. — Gemeinſame Note der ſkandinaviſchen Staaten zur Friedenskundgebung.

29. Dezember. Abweiſung feindlicher Patrouillen an der Weſtfront. Vergebliche Gegenangriffe der Franzoſen am linken Maasufer. — Fortſchreitender Angriff auf der ganzen walachiſchen Front zwiſchen Gebirge und Donau.

30. Dezember. Ablehnende Antwortnote der Entente auf die deutſchen Friedensvorſchläge. — Deutſche Truppen erſtürmen die Höhe Solntmar. Gute Fortſchritte im ſiebenbürgiſchen Grenzgebirge, in der Walachei und gegen Macin. — Das franzöſiſche Panzerſchiff „Gaulois“ iſt im Mittelmeer durch ein deutſches Tauchboot verſenkt worden.

31. Dezember. Ruſſiſche Jagdkommandos werden ſüdlich Riga und bei Sworgon vertrieben, ruſſiſche Stützpunkte bei Pinsk genommen, ein ruſſiſches Blockhaus in den Waldkarpathen geſprengt. Zurückdrängung der Ruſſen im Uz-, Putna- und Zabala.al. — In Rumänien werden die Ruſſen immer mehr um Foesani und Braila zuſammengedrückt. Die Bulgaren erſtürmen wichtige Höhenſtellungen öſtlich Macin, machen dabei 1000 Gefangene und erbeuten 4 Geſchütze. Auch am St.-Georges-Arm findet ein für die Ruſſen ungünſtiges Gefecht ſtatt. — Erhöhte Feuertätigkeit auf dem Karſt.

1. Januar. Engliſche Handgranatenangriffe im Ypernbogen werden abgewieſen. Glückliche Vorpoſtengefechte in der Champagne, im Argonnenwald und auf dem Oſtufer der Maas. — Ruſſiſche Patrouillenvorſtöße ſüdlich Riga, ſüdweſtlich Dünaburg und bei Stanislau bleiben ohne Erfolg. Deutſche Truppen erſtürmen den Berg Faltucanu. Auch im Ojtoz- und im Suſitatale werden den Ruſſen mehrere Höhenſtellungen entriſſen. — Scharfe Verfolgungskämpfe in Rumänien bringen 1300 Gefangene ein. In der Dobrudſcha werden die Ruſſen vollends nach Macin hineingeworfen.

2. Januar. Vorpoſtengefecht im Prieſterwald. — Ruſſiſche Gegenangriffe gegen den Faltucanuberg ſcheitern. Glücklicher deutſcher Teilvorſtoß öſtlich Zloczow. — Weitere Fortſchritte gegen die Sereth-linie, wobei verſchiedene Ortſchaften und Höhenzüge genommen werden. Die Bulgaren erſtürmen die letzten ruſſiſchen Vorſtellungen bei Macin. — Engliſche Schlappe an der Tigrisfront.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Krieg in Rumänien.

Von **Major Franz Carl Endres.** Mit 9 Abbildungen.

II. Die Schlacht von Hermannstadt und ihre nächsten strategischen Folgen.

In lieblichem Tale, dem Cibiner- und Fogaraser-Gebirge nördlich vorgelagert, liegt die alte Stadt Hermannstadt, das Nagyszeben der Ungarn. In römischer Zeit Cibinium genannt, war Hermannstadt später Hauptstadt des Großfürstentums Siebenbürgen und zählt heute etwa 30000 Einwohner. Von der Stadt führt eine alte Römerstraße längs des Alt und des Cibin in die laubbewaldeten Berge und über den Rotenbiner Gebirge scharf vom Fogaraser Gebirge trennt. Befestigungen aus mittelalterlicher Zeit, die Lauterburg und die Burg Landskron, sowie ein von Sagen umwobener, rot bemalter Turm, der vermutlich eine alte Sperrbefestigung gegen die Türken war und dem Paß seinen Namen gegeben hat, erinnern an längst vergangene Kämpfe, die auf dieser Völkerstraße einstmals ausgefochten worden sind.

Abb. 1. Ansicht von Hermannstadt in Siebenbürgen.

Turm-Paß in rumänisches Land. In 2000 bis 2200 Meter Höhe läuft auf dem Kamm des steil sich von den nördlicher gelegenen Hügeln abhebenden Gebirges die rumänische Grenze.

Das Becken von Hermannstadt ist besät mit friedlichen, in Kirschenbäumen versteckten rumänischen und deutschen Dörfchen und durchströmt vom Cibinfluß. Zwischen Hermannstadt und Fogaras dehnt sich das breite Tal des Alt aus, mit vielen schmucken Ansiedlungen und fruchtbaren Feldern, auf denen hauptsächlich Tabak gepflanzt wird.

Die Verbindung zwischen Rumänien und Hermannstadt bildet der Rote-Turm-Paß, eine viele Kilometer lange Gebirgsstraße, die das Ci-

Durch diesen Paß drang gleich nach der Kriegserklärung der rechte Flügel der 1. rumänischen Armee vor. Weiter westlich benutzten die mittleren Kolonnen dieser Armee den Szurduk- und Vulkanpaß zwischen dem Parengu- und Vulkangebirge und setzten sich in Besitz der wichtigen Bergwerke von Petroseny, während der äußerste linke Flügel dieser Armee gegen die Linie Herkulesbad—Orsova operierte, zum großen Teil also das Donautal zum Anmarsch wählte.

Rechts der ersten Armee überwand die zweite rumänische Armee das Grenzgebirge an der Südostecke von Siebenbürgen, wo eine ganze Reihe von Paßstraßen den Zutritt in das reiche Tal

Digitized by Google

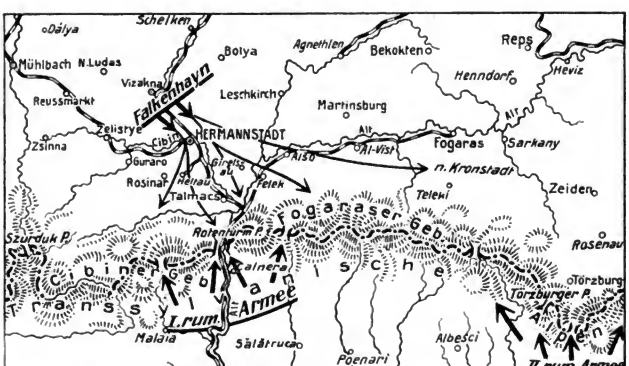


Abb. 2. Übersichtskarte zur Schlacht von Hermannstadt.

des oberen Alt mit den Städten Kezdivasarhely, Sepsi-Szt. György und Kronstadt (Brassó) vermittelten. Hier, südlich Kronstadt, überschreitet auch die große Schnellzugsverbindung Budapest-Bukarest bei Predeal die Grenze.

Mitte September erreichte die zweite rumänische Armee über Kronstadt hinaus vordringend und gleichzeitig links schwenkend die allgemeine Linie; Gelände westlich Szekely Udvarhely—Hennsdorf—Fogaras. Schwache österreichisch-ungarische Sicherungstruppen waren, vor ihr ausweichend, zurückgegangen. Die 1. Armee stand in Gruppen zerteilt dicht vor Hermannstadt und Höping (Hatszek) mit äußerstem linken Flügel an der Cerna.

Grauenhaft wüteten die rumänischen Barbaren in den alten Stätten deutscher Kultur. Mord und Plünderung, Schändung und zwecklose Brandstiftung bezeichneten den Weg dieser Horden. Es war mit Rücksicht auf die arme Grenzbevölkerung ein hartes „Muß", daß die Grenze nicht verteidigt werden konnte und man einen solchen, aller Menschenwürde baren Feind ins Land herein lassen mußte. Aber militärische Gründe sprachen ganz entschieden für dieses Opfer. Man hätte durch eine Verteidigung aller Grenzübergänge seine Kräfte zersplittert und hätte im allerbesten Fall, (der bei der rumänischen zahlenmäßigen Überlegenheit wahrscheinlich sogar nicht einmal erreicht worden wäre), den Feind verhindert einzudringen, ihn aber nicht geschlagen. Und darauf kam es an. Denn darüber bestand von vornherein bei der deutschen Heeresleitung die klarste Absicht, die freche Herausforderung Rumäniens nicht mit defensiver Haltung zu beantworten, sondern so bald als nur irgend möglich durch Offensive das Land zu bestrafen und seiner Bevölkerung zu zeigen, was es heißt, an die Mittelmächte den Krieg zu erklären.

Eine starke deutsche Armee sammelte, vom Feinde nicht bemerkt, sich mit ihrer Hauptmacht nördlich Hermannstadt, das die Rumänen nicht besetzten, wohl weil es ohne gleichzeitige Besitznahme des nördlich der Stadt sich hinziehenden Höhengeländes nicht zu halten war. Diese deutsche Angriffsgruppe verhielt sich aber zunächst ganz ruhig, um die Rumänen in Sicherheit zu wiegen, während Falkenhayn, der deutsche Armeeführer, den vernichtenden Schlag in doppelter Weise vorbereitete.

Die Rumänen lagen dicht südlich und östlich von Hermannstadt, sowie auf den Nordhängen des dem Cibinergebirge nördlich vorgelagerten etwa 1400 Meter hohen Gauzorn-Gebirges. Weit westlich ihres linken Flügels begannen, lange bevor die Schlacht bei Hermannstadt entbrannte, kriegsgewohnte Bayern die Cibinerberge auf

Digitized by Google

Abb. 3. Partie aus dem Rotenturmpaß. Links der historische Rote Turm.

Saumpfaden zu überschreiten. Es war das Alpenkorps des Generals Krafft von Dellmensingen, des früheren Chefs des Generalstabes der bayerischen Armee, das dieses Umgehungsmanöver durchführte. Bei eisiger Kälte und schwierigsten Wegen wurde den ganzen Tag marschiert. Die Nächte verbrachten die Truppen in Zelten, Proviant und Munition wurden ihnen auf Tragtieren nachgeführt. Solch kühnes Gebirgsbeginnen war ganz nach dem Herzen der kampferprobten Bayern, die einst schon Serbien niedergeworfen und dann auch die wildesten und erfolgreichsten Stürme auf Verdun mitgemacht hatten.

Auf diesem Marsch im Gebirge fand man vielfach nur schwache Patrouillen der Rumänen vor, da, wo ein schmaler Zipfel rumänischen Gebietes sich am Westrande der Cibinerberge nach Norden vorschiebt, trafen die Angreifer wohl auch stärkere Kräfte, die jedoch rasch dem Feuer der bayerischen Schützen erlagen.

Am 26. September erreichten die ersten Teile der Umgehungskolonne hinter der rumänischen Gefechtsfront den Roten-Turm-Paß und sperrten damit die einzige fahrbare rückwärtige Verbindung der bei Hermannstadt stehenden rumänischen Gruppe, die etwa drei Divisionen stark gewesen sein mag.

Wir wissen aus dem Vorhergesagten, daß der linke Flügel der zweiten rumänischen Armee um diese Zeit Fogaras in nördlicher Richtung schon überschritten hatte. Es bestand somit für Falkenhayn eine gewisse Gefahr, daß sein eigener linker (östlicher) Flügel beim Angriff auf Hermannstadt durch Unternehmungen von Fogaras her gestört werden konnte, oder auch, daß ihm die bei Hermannstadt befindlichen Rumänen in der Richtung auf Fogaras entkamen. Beide Möglichkeiten wurden dadurch vermieden, daß auch auf dem östlichen Flügel Falkenhayns eine strategische Kolonne die „Hermannstädter Mausefalle" abschloß. Diese Kolonne, hauptsächlich aus deutscher und österreichisch-ungarischer Kavallerie bestehend, setzte sich in den Besitz des Alttales und seiner zahlreichen guten Straßen und Wege.

Nun erst brach der Hauptangriff der Mittelgruppe los. Aus den bisher geschilderten Ergebnissen ist recht gut ersichtlich, wie schwierig die Lage des Verteidigers sich gestaltete. Der Angreifer diktierte ihm das Gesetz, er bereitete sich die günstigsten strategischen Bedingungen für seinen Angriff vor. Der Verteidiger, der nicht die Kraft in sich fühlt, diese Vorbereitungen durch einen Gegenangriff zu stören und unmöglich zu machen, ist in solchem Fall dazu verurteilt, zu warten, oder abzuziehen. Wartet er zu lange, wie das die Rumänen hier getan haben, so kann er in die schlimmste Lage geraten. Die Rumänen hofften wohl, daß eine große Offensive ihrer zweiten Armee, die zur Entlastung Hermannstadts in diesen Tagen begann, alles wieder gut machen werde und darum blieben sie südlich Hermannstadt stehen. Diese Annahme bestätigt sich durch den Befehl des rumänischen Oberkommandos (damals in Ploesti) an die erste

Digitized by Google

Armee: bis zum äußersten Widerstand zu leisten, da die zweite Armee von Fogaras her zum Ersatz heraneile. Man hatte den Befehl bei einem abgeschossenen Flieger gefunden. Es verrät also nur Unkenntnis der Lage, wenn der Führer der rumänischen Streitkräfte von Hermannstadt strategischer Unfähigkeit bezichtigt wird. Der Mann tat seine Pflicht, indem er bis zur Vernichtung stehen blieb. Die Offensive der zweiten rumänischen Armee aber kam etwas zu spät. Und diese knappe Verspätung war von entscheidender Bedeutung. Falkenhayn schlug die Hermannstädter Front Szecsel—Orlat—Guraro—Cisaraberg—Poplaka—Obrejuberg—Hermannstadt—Rosinar an. Nach teilweise sehr heftiger Gegenwehr wurden die Rumänen geworfen und sie dadurch, daß von vornherein an unserem rechten Flügel starke Kräfte vorgingen und den Valareberg besetzten, nach Südosten, das heißt auf den Roten-Turm-Paß zugetrieben.

Die mittlere Gruppe Falkenhayns ging dicht westlich Hermannstadt vorbei in Richtung Heltau vor, warf die am Südrand des Exerzierplatzes stehenden Rumänen über den Haufen und

Abb. 4. Eine Talenge und Waldlandschaft bei Hermannstadt.

Gruppe so rasch und vernichtend, daß er der zweiten rumänischen Armee in die linke Flanke gehen konnte und damit, was noch zu schildern sein wird, auch diese Armee zum Rückzuge zwang.

Zunächst aber sollen, nachdem über die strategischen Vorbereitungen berichtet wurde, nun auch kurz die taktischen Vorgänge der Schlacht selbst besprochen werden.

Am 27. morgens, brach der Hauptangriff in drei Gruppen los, in die die Hauptmittelgruppe wiederum geteilt war. Schon seit dem 25. September hatten Artilleriefeuer und Vortruppengefechte die Rumänen frontal beschäftigt und vielleicht auch in mancher Hinsicht gefesselt. Die rechte Flügelgruppe griff die rumänische trieb sie vor sich her — auch in Richtung auf den Nordeingang des Passes. Die östliche Gruppe traf am frühesten auf den Feind, der östlich Hermannstadt mit Vortruppen (?) in Linie Dolmany-Höhe 598 (südöstlich Hammersdorf) stand und auch die Orte Hermany und Bongard stark besetzt hielt. Der Angriff warf die Rumänen in direkt südlicher Richtung zurück. Auch hier haben starke Flügelabteilungen im Verein mit der im Alttal operierenden Umgehungskolonne ein Ausweichen des geschlagenen Feindes nach der Seite der Flanke verhindert.

Von drei Seiten her fluteten die Geschlagenen in das dem Roten-Turm-Paß vorgelagerte Tal von Talmacs und zwängten sich, den Verfol-

Digitized by Google

gern auf den Fersen, in den langgestreckten Paß hinein — in die wenig freundschaftlichen Arme der Bayern, die hier ihrer Beute schon harrten. Das Gewirr von Menschen, Wagen, Reitern und Geschützen war unbeschreiblich. Die Verluste waren vernichtend. Völlige Auflösung war die unausbleibliche Folge.

Der deutsche Oberbefehlshaber konnte melden: „Der zahlenmäßig weit überlegene Gegner ist so gut wie vernichtet. Was von ihm im besiegelten durch ihre Tapferkeit das Schicksal der rumänischen Truppen bei Hermannstadt.

Hermannstadt selbst hat, was merkwürdig erscheinen mag, durch den Kampf gar nicht gelitten. Das kam daher, daß es, in der Tiefe gelegen, keiner von beiden Parteien als „Stellung" Vorteile versprach. Während des Gefechtes erfolgte die Entwicklung des deutschen Zentrums leichter neben, als in der Stadt und die Artillerie, diese Mörderin der Städte, trat über-

Abb. 5. General Krafft von Dellmensingen (X), der Führer eines bayrischen Korps, am Gefechtsstand.

Gebirge noch herumirrt, wird dem verdienten Schicksal nicht entgehen. Die schwachen Teile, die sich auf Schleichpfaden nach Rumänien geflüchtet haben, sind keine Truppen mehr."

Die Bayern hatten einen schweren Stand auf dem Roten-Turm-Paß. Denn allmählich, wenn auch erstaunlich langsam, hat das noch in Rumänien befindliche Armeeoberkommando der 1. Rumänischen Armee doch die Besetzung des Roten-Turm-Passes durch die Bayern erfahren und griff nun, um den Paß zu öffnen, mit neuen Truppen von Süden her die Stellungen der nach zwei Fronten fechtenden Bayern bei Caneni an. Aber die Bayern hielten fest, was sie hatten

haupt in dieser Schlacht sehr in den Hintergrund.

Die Hermannstädter können um ihre taktisch wertlose geographische Lage recht froh sein, wenn sie auf die Brand- und Trümmerstätten dieses Krieges schauen, die überall da entstanden sind, wo Ortschaften taktisch verwertbare Punkte darstellten.

Die Folgen der Schlacht machten sich sehr bald auf die rumänische Nachbararmee geltend. Die von der rumänischen Führung beabsichtigte Schwenkung dieser zweiten Armee gegen die Armee Falkenhayn kam nicht zustande. Sie hätte einen Grad von Führergewandtheit und Trup-

Digitized by Google

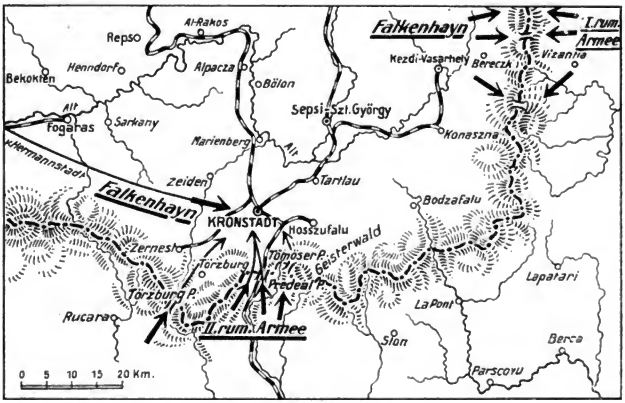


Abb. 6. Übersichtskarte zu den Kämpfen um Kronstadt.

penleistung erfordert, über den die Rumänen eben doch nicht verfügten. Im Gegenteil, der linke Flügel Falkenhayns ergriff seinerseits in östlicher Richtung vorgehend, sehr rasch die Offensive gegen den neuen Feind. Bereits am 29. machte sich ein starker und erfolgreicher Gegenstoß deutscher Truppen gegen die Mitte der zweiten rumänischen Armee bei Henndorf geltend und schon am 3. Oktober gelangte die deutsche Offensive von Westen her bis vor die Linie Fogaras—Bekokten.

Der Führer der zweiten rumänischen Armee sah das Aussichtslose und dabei Gefährliche seiner Lage ein. Er hatte seine Hauptrückzugsstraße hinter seiner linken Flanke und der Angriff der Deutschen richtete sich gegen seinen linken Flügel, also auf kürzester Linie gegen die rumänischen rückwärtigen Verbindungen. Das ist so etwa die unangenehmste Lage, in der ein Verteidiger sich befinden kann. Würde dieser linke Flügel eingedrückt, so war die größte Gefahr vorhanden, daß die Rumänen ihre Verbindungen über die Pässe verloren und in nordöstlicher Richtung hätten abziehen müssen.

Der rumänische Führer befahl daher den schleunigsten Rückzug durch den Geisterwald und das Persanergebirge in das Becken von Kronstadt. Gleichzeitig gruppierte er, was sehr richtig war, seine Kräfte so um, daß er einen starken linken Flügel bekam. Auf diese Weise hoffte er den Törzburger- und Tömöser-Paß (bei Predeal) doch noch strategisch zur Fortsetzung des Rückzugs verwenden zu können. Schon am 4. Oktober zogen die Massen der Rumänen ab, während ihre Nachhuten am Alt und an der Sinca etwa in der Linie Reps—Sarkany—Persiani und noch weiter südlich sehr hartnäckigen Widerstand leisteten. Aber die Vorhuten Falkenhayns erreichten ebenfalls schon am 4. die Alt- und Sincalinie nach einer gewaltigen Marschleistung von 120 km bei andauernden Kämpfen in sechs Tagen.

Weiter nördlich hatte die österreichisch-ungarische Armee Arz am 4. Oktober auch die Offensive ergriffen. Sie hatte im Lauf des September das ganze Görgeny-Gebirge verloren und stand etwa in der Linie Szasz Regen—Magyaros (östl. Maros Vasarhely) — Homorod (östlich Reps), stark bedroht durch das vierte rumänische Armeekorps, das im Marostale schon mit Richtung von Norden her auf den linken österreichisch-ungarischen Flügel drückte. Die Offensive des Generals Arz ging langsam in vier Hauptrichtungen vor:

1. von Szasz Regen nach Abweisung eines rumänischen Angriffs am 3., im Marostale, wo am 7. Ratosnya (30 km nordöstl. Szasz Regen) erreicht wurde.

Digitized by Google

Abb. 7. Das Siebenbürger Städtchen Heltau, davor ein Zug rumänischer Gefangenen.

2. von Magyaros unter Gefechten bei Szovata und Parajd, das am 7. erreicht wurde, auer über das Görgeny-Gebirge in Richtung auf Györgyo Szt. Miklos.

3. im Tal der Großen Kokel, wo erst am 7. Szekely Udvarkely besetzt werden konnte.

4. von Homorod aus im Anschluß an den linken Flügel Falkenhayns über das Barotgebirge.

Einstweilen reisten die Ereignisse bei der mit erstaunlicher Schnelligkeit operierenden Armee Falkenhayns schon wieder zu einer Entscheidung. Die zurückgegangenen Massen der zweiten rumänischen Armee, die starke Kräfte vor der Front Arz' nach Süden abgezogen hatte, weil ihr Falkenhayn als der an gefährlicherer Stelle angreifende Gegner erschien, hatten sich bei Sepsi—Szt György eine starke Reserve geschaffen, während sie rein frontalen Widerstand in der allgemeinen Linie Földvar—Kronstadt und südlich leistete. In Kronstadt kam es schon am 7. Oktober zu wütenden Straßenkämpfen mit den unermüdlich und jedes Widerstandes spottend vorgehenden Vortruppen Falkenhayns. Diese ersten Kämpfe entstanden durch das Vordringen deutscher Bataillone auf der Straße Höltövény—Kronstadt und durch das gleichzeitige Vorgehen ungarischer Kräfte von Bidombak her.

Im Laufe des 8. entbrannte die Schlacht in großem Maßstabe. Nun traten die rumänischen Reserven von Sepsi—Szt. György in Aktion. Sie wurden aber während ihrer nach Süden gerichteten Bewegung von Westen her angegriffen und nach erbittertem Kampf geschlagen.

Die Lage der Rumänen wurde immer gefährlicher. Deutsche schwere Batterien, die in dieser Schlacht wieder eine ganz hervorragende Rolle spielten, warfen ihre Granaten schon auf die Straßen des Törzburger- und Tömöser-Passes. Und wieder gelang es einer deutschen Umgehungskolonne, die im Persjaner-Gebirge nach Süden ausgebogen war, über Zernesti Törzburg zu erreichen und darüber hinaus vorzudringend auch den Tömöserpaß zu sperren. So mußte sich der Rückzug des südlichen Flügels der zweiten rumänischen Armee durch den Schanz-Tatarhava- und Bodzapaß vollziehen, nachdem sie bei Kronstadt 1175 Gefangene und 25 Geschütze verloren, sowie außerordentlich viel blutige Verluste gehabt hatte.

Während die Rumänen hier schon am 9. Oktober in vollem Rückzug sich befanden, erreichte die Armee Arz am 10. Oktober die Linie Csik Szerada—Marostal bei Györgyo Szt. Miklos. Aber auch hier ging es nun rascher vorwärts, so daß am 12. Oktober der Tagesbericht die bedeutungsvolle Meldung bringen konnte: „Die zweite rumänische Armee ist in die Grenzstellungen zurückgeworfen."

Damit war die übermütig begonnene Offen-

Digitized by Google

Abb. 8. Gesamtbild von Kronstadt.

sive der Rumänen als erledigt zu betrachten. Ihre ursprüngliche Idee, ein politisches Kompensationsobjekt zu gewinnen und ihre Hauptkräfte deshalb nach Siebenbürgen zu dirigieren, hatte sich bitter gerächt. Es kostete sie die Dobrudscha. Und als sie dann, durch Mackensens Offensive gezwungen, ihren Plan änderten, erreichten sie nur eine Schwächung ihrer Offensive in Siebenbürgen, ohne eine entscheidende Wendung in der Dobrudscha herbeiführen zu können. Der Verlauf der rumänischen Operationen zeigt deutlich die Wahrheit des Moltkeschen Wortes, daß *Fehler im Aufmarsch im Lauf eines ganzen Feldzuges nicht mehr gut zu machen sind.* Die Rumänen sind mit ihren Entschlüssen denen der deutschen Heeresführung dauernd nachgehinkt. Die Initiative wurde ihnen aus der Hand gerungen. Ihre Armee schlug sich sehr tapfer, tapferer noch die Soldaten als die Offiziere, was indes bei der Verderbtheit der rumänischen besseren „Gesellschaft" vorauszusehen war. Ihre obere Führung aber versagte angesichts der schweren Aufgaben, vor die sie in diesem Feldzug gestellt war.

Abb. 9. Unter der großen Mauer in Hermannstadt.

Digitized by Google

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Zar Ferdinand von Bulgarien.

Mit 2 Abbildungen.

Mit vollem Recht hat Freiherr von Mackay Bulgarien als das Herz des Balkans bezeichnet, wie Deutschland das Nervenzentrum Europas ist, und schon früher hat Moltke einen ähnlichen Ausspruch getan. Das Bulgarentum, das die wilde Tapferkeit seiner thrazischen Vorfahren ererbte, wurzelt in einem kernigen, arbeitszähen Bauernstand, ist urdemokratisch gesinnt, wie das alte Germanentum, hält an hochgesinnter ernster Vaterlandsliebe fest, lebt einfach, sittenrein, ehrt Weib und Kind, ist fromm und — verschlossen, mißtrauisch, verschlagen wie die meisten Jägervölker und alle durch die Leiden einer langen Knechtschaft verhärteten Nationen.

An die Spitze dieses Volkes trat vor nahezu drei Jahrzehnten Prinz Ferdinand zu Sachsen-Koburg, der am 26. Februar 1861 in Wien geborene jüngste Sohn des Prinzen August (gest. 1881) von der katholischen Linie Koburg-Kohary und seiner Gemahlin der Prinzessin Klementine von Orleans, der hochbegabten Tochter des Bürgerkönigs Louis Philipp von Frankreich. Von den Koburgern hat er die deutsche Gründlichkeit, Zähigkeit, nüchterne Betrachtungsweise, weiten überlegenen Blick für die Zusammenhänge und Nützungsmöglichkeiten ererbt; von den Orleans die königliche Gabe der weisen und festen Ruhe in allen Zeitenstürmen, der diplomatischen Gewandtheit, der zähen Lebensklugheit einlenkendes Verständnis für vieles Menschliche, wissenschaftliches Streben und künstlerischen Feinsinn. Zar Ferdinand ist aber auch, wie selten ein fremder Fürst, mit dem von ihm beherrschten Bulgarenvolk verschmolzen und in mancher Beziehung durch und durch Bulgare geworden. Echt bulgarisch sind sein hoher politischer Ernst, seine Zielsetzigkeit, sein antiker Gleichmut im Ertragen des Unglücks und seine Würde in den Stunden des höchsten Triumphes. Ausgedehnte Reisen im Orient und Süd-Amerika haben diesen Charakter noch weiter durchgebildet, so namentlich eine 1879 gemeinsam mit seinem Bruder unternommene Reise nach Brasilien, deren botanische Ergebnisse der Prinz selbst in einem gediegenen Werke verarbeitet hat. Die Franzosen haben ihn wegen seiner mütterlichen Abstammung früher gern für sich in Anspruch genommen und auch daran erinnert, daß der junge Prinz mit französischer Milch ernährt wurde, da eine aus einem französischen Dörfchen Burgunds stammende Frau Meunier seine Amme war, und noch jetzt dort sein Milchbruder als Holzfäller und Vater von zwölf Kindern sich schlecht und recht durchs Leben schlägt. Es wird behauptet, daß für des Prinzen Entschluß zu dem bulgarischen Wagstück der Rat seiner Mutter, der Prinzessin Klementine, ausschlaggebend gewesen sei, einer wahrhaft fürstlichen Frau, in der sich männliche Geistesschärfe und stark ausgeprägter Ehrgeiz mit weiblicher Großmut und Güte paarten, und die jedenfalls, während sie in Sofia als eine Landesmutter im

Abb. 1. Zar Ferdinand von Bulgarien.
Nach einer Zeichnung von A. Rumm.

Digitized by Google

vornehmsten Sinne des Wortes wirkte, ihrem Sohn eine treue, kluge und allzeit hilfsbereite Ratgeberin in dem schweren politischen Schachspiel der Balkanwirren gewesen ist, bis zu den entscheidenden Königszügen. Man darf es ruhig glauben, daß dem jungen Prinzen, der bis dahin außerhalb der wissenschaftlichen Kreise wenig bekannt war und der als Oberleutnant der ungarischen Landwehrreiterei nicht gerade besondere Neigung zu militärischen Dingen verraten hatte, der Entschluß zur Besteigung des bulgarischen Fürstenthrones nicht eben leicht fiel. Denn indem der 25jährige dem Rufe des Sobranje folgte, verzichtete er nicht allein auf eine Fülle äußerer Annehmlichkeiten des Lebens, die ihm nach seiner ganzen Lebensgewöhnung bis dahin selbstverständlich erschienen, sondern er mußte vor allem seine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen einschränken, die seinem sorgenfreien Dasein einen tieferen Gehalt gegeben hatten. Was ihn dafür in Bulgarien erwartete, lag im Schoß einer dunklen Zukunft verborgen, aber das traurige Schicksal seines Vorgängers, des ritterlichen, jedoch unbesonnenen Prinzen Alexander von Battenberg, sowie das seines Taufpaten, des Kaisers Maximilian von Mexiko, standen als Warnungszeichen an dem Weg, den er einzuschlagen gedachte. Und in der Tat war die Krone, die er sich in Tirnowo aufs Haupt setzte, zunächst eine Dornenkrone, bis es ihm gelang, sich das Vertrauen des Landes und die Liebe seines Volkes zu erwerben. Heute ist kein Volk des Balkans so reich an Schulen, keines wirtschaftlich so klug organisiert, keines militärisch so gründlich durchgebildet, wie das bulgarische, und nirgends sind im Orient die Beamten so unbestechlich, wie in Bulgarien. Das alles ist zum nicht geringen Teil Verdienst des Zaren Ferdinand. Freilich ist auch kein Volk auf dem Balkan von Natur aus so arbeitsam, so ausdauernd, so nüchtern und zielbewußt, wie diese Preußen des Südostens.

„Ein Bücherwurm und Gelehrter!" sagten nach seiner Thronbesteigung achselzuckend die Diplomaten und glaubten über ihn zur Tagesordnung übergehen zu können, sollten sich aber wieder einmal gründlich täuschen. Indessen gab es damals überhaupt nur wenige Leute, die dem Kohnrger zutrauten, sich auf dem gefährlichen, von allen Seiten unterwühlten Throne Bulgariens längere Zeit oder gar dauernd behaupten zu können, denn die Begleitumstände der Thronbesteigung waren die denkbar ungünstigsten, und der ganze Horizont erschien durch schwere Wetterwolken verdüstert: Die Großmächte standen murrend und übelwollend zur Seite, Rußland erklärte die ganze Fürstenwahl für ungesetzlich und legte dagegen Verwahrung ein, das Land war in sich verbittert bekämpfende Parteien zerspalten, die Gewaltherrschaft Stambulows hatte viel böses Blut gemacht, die Militärputsche mehrten sich, die Finanzen waren in trostloser Unordnung, — wahrlich, es bedurfte eines klaren Blicks, einer sicheren Hand und eines stolzen Selbstvertrauens, um aus diesem heillosen Wirrwar herauszukommen, wieder geordnete und festgefügte Verhältnisse zu schaffen und Neubulgarien neuer Blüte entgegenzuführen. Nur auf einen sicheren und zuverlässigen Bundesgenossen durfte der junge Fürst auf dem vereinsamten Throne rechnen, und das war der gesunde Verstand, der gute Wille und die ehrliche Vaterlandsliebe des bulgarischen Volkes. Er hat das auch sofort klar erkannt, und von dem Augenblicke an, wo er sich durch den Eid von Tirnowo dem Dienste Bulgariens weihte, ist er selbst Bulgare geworden. Und wie jeder gute Bulgare hat er nicht für einen Augenblick das große Endziel aus dem Auge gelassen: die Schaffung eines vollkommenen unabhängigen Großbulgariens und die Wiederaufrichtung des alten Zarenthrones. Schier unübersehbar und unendlich schwierig und langwierig waren schon die dringendsten Aufgaben, die des neuen Fürsten harrten, und fast schienen sie die Arbeitskraft eines einzelnen Mannes zu übersteigen. Aber Ferdinand machte sich mit gutem Mute und unerschütterlichem Selbstvertrauen an ihre Bewältigung und führte sie meuthegt durch. Die scharfe Beobachtungsgabe des geborenen Naturforschers kam ihm dabei nicht wenig zustatten. Mit durchdringendem Blick schaute er den Männern, mit denen er zu tun hatte, auf den Grund ihrer Seele, erriet fast instinktiv ihre geheimsten Absichten und Pläne, erkannte ihre Vorzüge und Schwächen, ihre Fähigkeiten und Mängel und vermochte es so, sie für seine weitblickenden Absichten auszunützen und sie auf die richtige Stelle zu setzen. Seine fabelhafte Menschenkenntnis ist heute im ganzen Orient geradezu sprichwörtlich geworden. Der große Reichtum des Hauses Koburg machte ihn überdies finanziell vollkommen unabhängig von seiner Zivilliste, erlaubte die Entfaltung königlichen Prunkes, der in den Augen des Orientalen soviel wiegt, und gestattete selbst, die Durchführung mancher Kulturaufgaben auf die eigene Tasche zu übernehmen, die sonst dem Lande zur Last gefallen wären. Und dann zeigte sich sehr bald, daß in dem Fürsten ein ganz gewiegter Diplomat steckte, der auch die verworrensten Knäuel

Digitized by Google

zu entwirren wußte, und heute kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß wir in diesem Koburger einen der feinsten Köpfe der heutigen Diplomatie vor uns haben. Ferdinand kam auch durchaus nicht so unvorbereitet nach Bulgarien, wie man gemeinhin glaubte. Er hatte insgeheim die bulgarische Geschichte recht gründlich und fleißig studiert, daraus viel gelernt, kannte so das innerste Wesen seiner künftigen Untertanen und wußte sie deshalb von allem Anfang an richtig zu nehmen. Trotzdem hielt sich der Fürst zunächst vorsichtig und abwartend zurück; er wollte sich zuerst in die ihm so fremden Verhältnisse einleben, Land und Leute aus eigener Anschauung kennen lernen, ehe er selbst die Zügel ergriff, um sie mit starker, aber sanft lenkender Hand festzuhalten und nicht wieder fahren zu lassen. Deshalb durfte Stambulow zunächst noch Diktator bleiben, hatte die Putsche und Verschwörungen, überhaupt die ganze panslavistische Wühlarbeit mit seiner Eisenfaust zu unterdrücken, aber auch das Odium dafür sowohl Rußland wie den Parteipolitikern im eigenen Land gegenüber zu übernehmen. Geradezu bewundernswert ist es, wie vollkommen sich der Fürst inzwischen eingearbeitet, wie meisterhaft er sich mit den geheimsten Fäden des verworrenen bulgarischen Parteigetriebes vertraut gemacht hatte, und mit welch berechnender Geschicklichkeit er es nun verstand, alle Parteien zu beherrschen und insgeheim zu lenken, sie stets im richtigen Augenblick gegeneinander auszuspielen. Nie ließ er sich in die Karten sehen, nie sich von den ehrgeizigen, gewinnsüchtigen Politikern ausbeuten oder auch nur im geringsten beeinflussen, nie stand er zwischen den Parteien, sondern stets über ihnen, in einsamer Höhe zwar, aber reichlich Trost, Erholung, Erquickung und neue Kräfte schöpfend aus dem Umgang mit der Natur und ihren Geschöpfen, insbesondere seinen gefiederten Lieblingen. War der Battenberger ein tüchtiger, aber einseitiger Militär, so war sein Nachfolger ein umfassender Geist und nicht nur ein ganz hervorragender Staatsmann, sondern auch ein warmer Freund und eifriger Förderer der Künste und Wissenschaften, in denen er selbst Anerkennenswertes leistete. Namentlich ließ er sich die naturwissenschaftliche Durchforschung seines in dieser Beziehung bisher wenig bekannten Landes sehr angelegen sein.

Mit weiser Bedachtsamkeit und mit zielbewußtem Bestreben suchte Ferdinand der geschichtlichen Aufgabe gerecht zu werden, die ihm und seinem allmählich immer mehr Vertrauen zu ihm fassenden Volke geworden war. Immer mehr verschmolz er mit dem Lande und suchte sich dessen Eigenart anzupassen, sich in das innerste Wesen seines Volkes zu vertiefen, sich dessen geheimstes Sehnen selbst eigen zu machen. Ministerien (Stambulows Nachfolger wurde Stoilow und etwas später kamen selbst die Russophilen Zankow und Karavelow wieder zu Ehren) kamen und gingen in buntem Wechsel, sobald sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, Sobranjen wurden

Abb. 2. Sofia, die Hauptstadt Bulgariens.

aufgelöst und an Wahlunruhen fehlte es auch nicht — aber unerschüttert von dem allem blieb die Stellung des Fürsten, ja sie befestigte sich wider alles Erwarten mehr und mehr. Auch bei all diesen Parteiverschiebungen, so sehr dabei die Leidenschaften mal wieder ins Kochen kommen mochten, bewahrte der Fürst stets kluge Zurückhaltung und verstand es vortrefflich, dabei jedes Odium von sich fernzuhalten. Gewöhnlich weilte er bei Ministerkrisen „fern von Madrid" in Karlsbad oder Ebental oder sonstwo im Auslande, ja feinspürige Politiker lernten nachgerade seine Auslandreisen als Stimmzeichen des Wetterglases im Balkan deuten. Feigheit war das nicht, sondern feinste Berechnung. Allmählich kühlten sich die Leidenschaften ab, die Verhältnisse klärten und befestigten sich, eine ruhige Stetigkeit in der inneren Entwicklung trat ein, das Land konnte die Segnungen des Friedens mit behaglicher Zufriedenheit genießen — wahrlich, Bulgarien durfte mit seiner zweiten Fürstenwahl zufrieden sein.

Digitized by Google

Wenn ein Herrscher in einem fremden Lande Wurzeln schlagen soll, muß er auf die Gründung einer Dynastie bedacht sein und die Thronfolge sichern. Fürst Ferdinand vermählte sich am 20. April 1893 mit der anmutigen und reichen Prinzessin Luise von Parma, und erst dadurch wurde ein richtiges Hofleben in Sofia möglich. Schon am 30. Januar 1894 wurde mit dem Kronprinzen Boris der ersehnte Thronerbe geboren, dem Ende Oktober des nächsten Jahres Prinz Kyrill und später noch zwei Schwestern (Eudoxia-Augusta und Nadeschda) sich beigesellten. Leider starb die Fürstin schon am 31. Januar 1899, und der Fürst ging dann neun Jahre später (im März 1908) mit der Prinzessin Eleonore von Reuß-Köstritz eine zweite Ehe ein. Diese zweite Gattin war schon über die erste Jugend hinaus, erwies sich aber bald als eine Landesmutter im besten Sinne des Wortes. Den Opfern des verlustreichen Balkankrieges hat sie unendlich viel Gutes getan. Der Verfassung nach hätte sogar Kronprinz Boris im römisch-katholischen Glauben erzogen werden können, und selbst der Stockbulgare Stambulow, der allerdings in religiösen Dingen ein ausgesprochener Freidenker war, wollte es dabei belassen. Aber Ferdinand kannte seine Bulgaren besser. Er wußte genau, wie tief die Orthodoxie mit dem innersten Wesen des Bulgarentums verschmolzen ist, daß an diesem Punkte die geheimsten Fäden und die feinsten Nerven dieser widerspruchsvollen Volksseele zusammenlaufen, daß die Bulgaren einen nicht in ihrem Glauben Aufgezogenen niemals als ihr eigen Fleisch und Blut ansehen, sondern immer als einen Fremdling betrachten würden, und so brachte denn der Naturforscher auf dem Throne dieses Opfer und ließ seinen Erstgeborenen orthodox taufen und in der Landesreligion erziehen. Nichts konnte mehr zur Stärkung und Befestigung der neu gegründeten Dynastie beitragen, nichts dem Fürsten größere und aufrichtigere Sympathien im Lande erwecken, als dieser wohlüberlegte Schritt. Durch die orthodoxe Taufe des Kronprinzen schlug er gleich zwei Fliegen mit einem Schlag, denn sie bedeutete zugleich einen wesentlichen Schritt zur Wiederannäherung an Rußland, dessen Wohlwollen für die geplante Eroberungspolitik unumgänglich nötig erschien. Fürst Ferdinand hatte deshalb die Wiederaussöhnung mit Rußland von vornherein als eine seiner vornehmsten Aufgaben betrachtet und diesem wichtigen Zwecke zuliebe auch sein Ministerium in russophilem Sinne umgewandelt. Das Ableben des unversöhnlichen Alexander III. erleichterte nicht wenig diese Pläne, denn Zar Nikolaus II. nahm sofort eine weniger schroffe Haltung ein als sein Vorgänger. Er dankte dem Fürsten für das ausgesprochene Beileid und empfing auch mit unverkennbarem Wohlwollen eine bulgarische Abordnung, die im Jahre 1895 einen goldenen Kranz am Sarge des verewigten Zaren niederlegte. Damit waren die ersten Schritte zur Anbahnung freundlicherer Verhältnisse getan, und sie wurden gekrönt durch die Taufe des Kronprinzen, bei der der Zar die Patenschaft übernahm. Nicht nur seine Vertreter, sondern auch solche des Sultans waren bei der feierlichen Salbung des Kleinen zugegen, die am 14. Februar 1896 durch den bulgarischen Exarchen in der Kathedrale von Sofia vorgenommen wurde. Denn auch mit der Türkei hatte sich Fürst Ferdinand, der zunächst dringend eine längere Friedenszeit brauchte, um die inneren Verhältnisse des Landes zu befestigen, gut zu stellen verstanden, und so erhielt er denn schon vier Wochen später durch zwei großherrliche Fermane seine Bestätigung als Fürst von Bulgarien und seine Ernennung als Generalgouverneur von Ostrumelien. Kurz darauf erfolgte die Anerkennung durch Rußland, das so nach zehnjähriger Unterbrechung die diplomatischen Beziehungen zu Bulgarien wieder aufnahm. Auch die übrigen Großmächte hielten nun mit der Anerkennung nicht länger zurück, und damit war der Koburger aus den gröbsten Schwierigkeiten heraus. Aber das Streben des Fürsten ging weit höher. Er wollte in vollster Übereinstimmung mit seinem Volke das alte bulgarische Zarentum wieder aufrichten, und dazu bedurfte er des durch die Mächte anerkannten Königstitels. Mit einer hartnäckigen Zähigkeit ohnegleichen strebte er von allem Anfang an mit Unterstützung seiner Mutter und seiner einflußreichen Verwandtschaft nach diesem Ziele. Man hat in Europa viel gelächelt über diese anscheinende Eitelkeit, die doch in Wirklichkeit nur kluge Berechnung war. Im Jahre 1908 endlich schienen sich die allgemeinen politischen Verhältnisse so günstig zu gestalten, daß der große Schritt gewagt werden konnte. Seit dem 5. Oktober 1908 nennt sich Ferdinand König von Bulgarien und Zar der Bulgaren und hat damit den sehnsüchtigen Traum seines Volkes verwirklicht. Die Türkei fügte sich ohne viele Umstände ins Unvermeidliche. Ebensowenig blieb die Anerkennung der Mächte aus. Wiederholte Besuche an den europäischen Höfen hatten auch schon sehr zur Stärkung des Fürsten beigetragen. Kaiser Wilhelm II. soll ihm schon bei der dem Begräb-

Digitized by Google

nisse des Herzogs Ernst von Koburg sich anschließenden Mahlzeit der Trauergäste verstohlen und verständnisinnig die Hand unter dem Tafeltuche gedrückt haben. —

Große Schwierigkeiten bereitete lange Zeit hindurch die Regelung der leidigen Finanzfrage, die bereits 1899 den Rücktritt Stoilows und die Übernahme der Staatsgeschäfte durch Grekow veranlaßt hatte. Aber auch dieser scheiterte daran. Nur mit Hilfe einer größeren auswärtigen Anleihe vermochte Bulgarien aus seiner Geldklemme herauszukommen, aber es genoß keinen Kredit, denn die leitenden Geldmänner und Banken hatten zu diesem unruhevollen Staate begreiflicherweise kein Vertrauen. Jedoch auch das Sobraunje zeigte sich in dieser Angelegenheit seltsam widerhaarig und stürzte ein Ministerium nach dem andern, und schließlich blieb nichts übrig, als die Gehälter der Beamten um 15 bis 30% zu kürzen, wobei der Fürst mit gutem Beispiel voranging, indem er auf die Hälfte seiner Zivilliste verzichtete. Als man jedoch auch die Bauern stärker zur Besteuerung heranziehen wollte, entstanden blutige Bauernrevolten, die mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußten. Auch ein Kabinett Petrosf brachte die Sache nicht vorwärts und trat nach dem ungünstigen Ausfall der Wahlen zurück. Erst 1902 brachte das Kabinett Danew einen Anleihevertrag von 106 Millionen Franken mit französischen Banken zustande, und seitdem traten auch im Finanzwesen Bulgariens geordnetere Zustände ein. Handel und Wandel hoben sich in der langen Friedenszeit unter dem weisen Regimente Ferdinands ersichtlich, und eine in Plovdiv veranstaltete wohlgelungene bulgarische Nationalausstellung zeigte auch für die industrielle Entwicklung des Landes ungeahnte Zukunftsmöglichkeiten, machte zahlreiche Ausländer näher mit bulgarischer Eigenart bekannt und erregte ihr Entzücken durch die wundervollen Heimarbeiten in Stickereien und Teppichknüpferei, Leder- und Metallarbeiten. Ackerbau und Viehzucht erfuhren gleichfalls weitgehende Förderung und Ausgestaltung, namentlich die altberühmte Rosenzucht von Kazanlik, die bedeutende Gemüsegärtnerei von Tirnovo, aus welcher Gegend alljährlich 10000 Gärtner ins Ausland gehen, und der aussichtsreiche Weinbau, der heute schon über 250000 Hektar Bodenfläche beansprucht und stellenweise ein vorzügliches Gewächs liefert. Der gesunkenen Seidenraupenzucht, der ertragsreichen Fischerei, der Braunkohlenförderung, der Salzgewinnung, dem Kunsthandwerk und Kleingewerbe und namentlich der gänzlich vernachlässigten, aber für die Zukunft große Erträge in Aussicht stellenden Forstwirtschaft wurde von der Regierung volle Aufmerksamkeit gewidmet. Das Bahn- und Straßennetz wurde weiter ausgebaut, die Steuerlasten gerechter verteilt, die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des ganzen Volkes bedeutend gehoben, damit auch seine Arbeitsfreudigkeit und Gewerbetätigkeit; der ganze Kulturzustand wurde ein höherer. Die Hebung der Volksbildung namentlich ließ sich der Fürst von jeher besonders angelegen sein. Ein „Ministerium der Aufklärung" sammelte die alten Märchen, Lieder und Sagen zur Stärkung des Nationalbewußtseins und gründete zahlreiche segensreich wirkende Lese- und Frauenvereine. Überall sproß frisches Leben aus Schutt und Ruinen. Die Stadt Sofia erfuhr derartige Erweiterungen und Verschönerungen, daß sie nach wenigen Jahren kaum wieder zu erkennen war. Auf der von Stambulow gegründeten Landesuniversität bildeten sich zahlreiche junge begabte und lernbegierige Bulgaren zum Dienste des Vaterlandes heran. Nicht wenige von ihnen wandten sich der Literatur zu, die bald einen mächtigen Aufschwung nahm und sich nicht mehr auf kirchliche und politische Schriften beschränkte. Besonders hervorzuheben sind die gediegenen Arbeiten der Geschichtsforscher Drinov und Stojanow und der Dichter und geistreiche Plauderer Iwan Vazov.

Ferdinand war sich auch wohl bewußt, daß er in der Entscheidungsstunde vor allem ein schlagfertiges, achtunggebietendes Heer in die Wagschale zu werfen und dieses Werkzeug allzeit rein, scharf und schneidig zu erhalten habe, und deshalb widmete er auch der Ausbildung der Armee besondere Sorgfalt, wurde schließlich förmlich stolz auf seine strammen, vorzüglich ausgebildeten und ausgerüsteten Truppen und pflegte ausländische Besucher immer zuerst zu fragen, wie ihnen die bulgarischen Soldaten gefallen hätten. Die natürliche Lust und Begabung der Bulgaren zum Waffenhandwerk sowie die tüchtigen Kriegsminister Paprikow und Savow waren seine besten Gehilfen bei diesen unablässigen und schließlich von glänzendem Erfolge gekrönten Bestrebungen. Welche segensreichen Früchte diese Bemühungen des weisen Bulgarenfürsten um ein schlagfertiges, tüchtiges Heer gezeitigt haben, lehren ja aufs eindringlichste die augenblicklichen bedeutsamen Kriegsereignisse auf dem Balkan.

Kaum eines lebenden Mannes Bild hat so stark im Urteil der Zeitgenossen geschwankt, wie das des Zaren Ferdinand. Der Koburger, des-

Digitized by Google

sen äußeres Wesen jedem Werben um fremde Gunst abhold ist, hat anfangs in Europa durchaus keine gute Presse gehabt. Es hat eine Zeit gegeben, wo man von den Balkanfürsten im allgemeinen und von ihm ganz besonders nicht schmeichelhaft dachte. Wenige Menschen sind lange Jahre hindurch so verkannt worden, wie er, und er hat dies auch oft genug bitter empfunden, sich freilich niemals dadurch auch nur um eine Haaresbreite von dem Wege zu dem gesteckten Ziele abbringen lassen. Wie oft hat man in den Witzblättern nicht: den Fürsten Ferdinand dargestellt, wie er auf der Suche nach einer Königskrone an das verschlossene Tor Rußlands pochte, und wie wenig entsprachen solche Bilder doch der Wirklichkeit, denn wenn im neuzeitlichen Europa je ein Herrscher kluge, weitschauende und reale Politik getrieben hat, wenn je einer sein Ziel zäh und tatkräftig verfolgte, so war es der Koburger auf dem bescheidenen bulgarischen Thron, der es vom kleinen, abhängigen Fürsten zum König eines recht ansehnlichen Reiches und eines Volkes gebracht hat, das sich durch innere Tüchtigkeit die allgemeine Achtung zu erwerben vermochte. Das war das Ergebnis der stillen, aber unermüdlichen Arbeit dieses zähen und zielbewußten Mannes, der sich durch keine Widerwärtigkeiten, Rückschläge und Intrigen irre machen ließ. Sieger im ersten Balkankriege, den seine kluge Staatskunst zur günstigsten Stunde heraufbeschwor und der ihn bis hart vor die Tore des märchenumsponnenen Stambul führte, überlistet und um seinen Gewinn und sein Recht betrogen, aber nicht besiegt, im zweiten Kriege, hat er jetzt nach kurzem Atemholen die alten Träume seines Volkes verwirklicht und ein neues Groß-Bulgarien geschaffen, wie es vor tausend Jahren unter Boris und Symeon schon bestanden hat. Dabei ist zu bedenken, daß er nicht die gesicherten Erbrechte eines gefestigten Thrones empfing, sondern fast wie ein Abenteurer in sein Land kam, umbrandet von Mißtrauen und Haß, daß er von der ersten Stunde seiner Herrschaft an gezwungen war, zwischen all den Untiefen und Klippen der verschlungenen Orientpolitik zu lavieren, stets bedrückt und bedroht vom Machtwillen Rußlands. Und was er erzielt hat, das hat er fast allein errungen. Nur in der ersten Zeit besaß er in Stambulow einen wirklichen Ratgeber, aber nach der bewegten Entlassung dieses Ministers, der fast sieben Jahre lang allmächtig im Lande gewesen war, stand Ferdinand ganz allein, nur auf sich angewiesen. Denn nie wieder hat ein Minister den Einfluß Stambulows erlangt, keiner auch die Tiefe seines tragischen Geschicks gekostet. Der Fürst wurde Herr; er ernannte und entließ seine Minister; er schuf und zerstückelte Parteien; er kannte sie alle mit ihren Vorzügen und Fehlern.

Um Zar Ferdinand als Diplomaten zu verstehen und sein ganzes Wesen richtig zu würdigen, muß man ihn als Menschen kennen. Dieser Diplomat auf dem Königsthron ist ein Gelehrter, ein wissenschaftlicher Kopf, der sich in vielen Fächern umgetan und namentlich in Pflanzen- und Vogelkunde Hervorragendes geleistet hat. Aus diesem Hang zum Gelehrtentum heraus ist auch seine kulturelle Tätigkeit in Bulgarien zu verstehen. Unter seiner Herrschaft blühte das bulgarische Schulwesen zu einer Höhe empor, die sich auch in Mitteleuropa sehen lassen kann. Das naturwissenschaftliche Museum, der zoologische und botanische Garten sind seine ureigensten Schöpfungen, und die Hochschule in Sofia, die er oft persönlich inspiziert, verdankt ihm unendlich viel. Auf seine Anregung wurden der „Faust“ und zahlreiche andere Meisterwerke der deutschen Dichtkunst ins Bulgarische übersetzt; aber daneben verstand er es auch, die verrostete und einseitige bulgarische Literatur mit neuem Leben zu erfüllen und ihr unbegangene Bahnen zu weisen. Als er sich mit Sultan Abdul Hamid versöhnte, der ihm hochschätze, erwiderte er auf die Frage: „Was er sich am liebsten wünsche?“ bezeichnender Weise: „Ich habe nur den einzigen Wunsch: frei und ungestört in Kleinasien botanisieren zu dürfen.“

Zar Ferdinand ist ein Mann von umfassendster Bildung, er beherrscht fast alle europäischen Sprachen und hat sich das Bulgarische in so hohem Maße angeeignet, daß er für einen der besten Redner seines Landes gilt. Viel Interesse zeigt er auch für geschichtliche und genealogische Forschungen, und besondere Freude hat es ihm gemacht, als ein Wiener Gelehrter 1911 nachwies, daß Ferdinand durch seine Mutter Klementine von Orleans seinen Stammbaum unmittelbar auf die alten bulgarischen Zaren zurückführen könne. Trotz seiner vollen Hingabe an das heldenmütige Bulgarenvolk, hat sich der Zar aber viel von deutschem Wesen bewahrt. Er ist ein Musik- und Gesangfreund von feinstem Kunstverständnis, und vor allem sind es deutsche Volkslieder, die er sich am liebsten vortragen läßt. Eine weitere Vorliebe Ferdinands gilt der Lokomotive, und seine Mutter konnte ihm keine größere Freude machen, als daß sie ihm kurz nach seiner Thronbesteigung eine Lokomotive zum Geburtstag schenkte. Oft verweilt der Zar bei seinen Reisen stundenlang auf dem schnaubenden

Digitized by Google

den Dampfroß und zeigt das größte Interesse für den schweren und gefahrvollen Beruf des Lokomotivführers. Häufig führte er die Maschine selbst, und noch nach der Kaiserbegegnung in Nisch wußten die bulgarischen Zeitungen zu melden, daß Ferdinand auf der Rückreise von Nisch nach Sofia wieder selbst den Lokomotivführer spielte. Im Verkehr zeigt sich der Zar von bestrickender Liebenswürdigkeit, weiß aber Entfernung zu halten, vergibt nicht leicht eine Respektlosigkeit und liebt es, seine Besucher bis auf die Nieren zu prüfen und durch geschicktes Ausfragen den Kern ihres Wesens bloßzulegen, ohne daß sie es selbst merken. So hohen Schwunges sein Geist auch ist, so zeigt er doch nicht selten auch Anwandlungen von Mißtrauen, Pessimismus und Verbitterung; dies besonders nach dem zweiten Balkankriege, denn das schwere Unrecht, das ihm hier widerfuhr und ihm die Früchte seiner, unter ungeheuren Opfern errungenen Siege entriß, nagte an seinem Herzen und warf einen Schatten auf sein Leben. Das kommt auch in der äußeren Erscheinung des mächtig gebauten, aber frühe ergrauten, auf den Stock gestützten und nicht selten von schmerzhaften Gichtanfällen heimgesuchten Monarchen zum Ausdruck. Die Mühen und Sorgen einer fast dreißigjährigen, von mannigfachen Aufregungen erfüllten Regierung haben doch sichtbare Spuren zurückgelassen. Als ihm die Mordtat von Sarajevo gemeldet wurde, hörte er mit tiefernster Miene zu und sagte dann: „Jetzt komme ich an die Reihe.“ Glücklicherweise hat sich diese Ahnung nicht erfüllt, obwohl ihre Verwirklichung sicherlich nach serbischem Geschmack gewesen wäre.

Gern zieht sich Zar Ferdinand aus Sofia in eines seiner Lustschlösser zurück, um hier im Umgang mit der Natur Erholung zu suchen. Wie sehr er an der Natur und ihren Geschöpfen hängt, das beweist wohl am besten der Umstand, daß er selbst während des Kanonendonners der Schlacht von Lüle-Burgas und Bunar-Hissar die Vogelwelt beobachtete und zwei seltene Lerchen für seinen zoologischen Garten einfangen ließ. Während im Schloß von Sofia strenge Etikette herrscht und diese auch im Schloß Euxinograd bei Varna nicht aufgehoben wird, hat sich Ferdinand am Ufer des Iskr ein schlichtes Erholungsheim gebaut, in dem er sich gern gehen läßt und sich als Mensch unter Menschen bewegt. Er ist ein Kenner und Liebhaber erlesener Hölzer. Die Einrichtung des Speisezimmers des Schlosses Vrana am Iskrenluß ist aus Kirschholz der Eisel gefertigt. Das merkwürdigste Holz aber hat man zum Bau eines Musikflügels verwendet. Es ist eisenhartes, dunkelgrünes Holz aus Pfahlbauten der Schweizer Seen. So wandeln sich Zeiten und Dinge; dem Holze, auf dem Schefsels Pfahlmann saß, dem Torfschwein die Knochen spaltete und als Kraftsaft das Mark aus ihnen sog, entquellen jetzt die Tondichtungen unsterblicher Meister. Geradezu märchenhaft schön ist aber der an Schloß Vrana sich anschließende Park. Er ist nicht nur mit großem Fachwissen angelegt worden, sondern auch mit dem verfeinerten Sinne eines Ästheten. Hier ist ein zum Paradies umgeschaffener Erdenwinkel, ganz geeignet, alle Sorgen zu vergessen und sich nur dem Schauen und Träumen hinzugeben. Dieser Garten ist ein Kunstwerk, hervorgegangen aus einer wahrhaft königlichen Phantasie. In Vrana waltet nirgends leerer Prunk, sondern auserlesener Geschmack und künstlerischer Geist. Der König, der hier schafft und sinnt, ist ein Kavalier von hoher Weltkultur, gütig und durch und durch menschlich bei all seiner Tatkraft und durchdringendem Verstand. Und viel von diesem Wesen hat auch seine Gemahlin, eine Landesmutter im edelsten Sinne des Wortes, deren Tätigkeit als Samariterin allbekannt ist. Sie wird geschildert als eine einfache, vornehme und liebenswürdige Dame, deren gütiges Wesen auf jeden Besucher einen bezaubernden Eindruck macht. Die beiden Söhne haben vom Vater den Hang zu den Naturwissenschaften ererbt und bekunden dafür unleugbare Begabung. Ihr Sinn ist aufs Praktische gerichtet, und sie fühlen sich unwiderstehlich zur Welt der Erfindungen hingezogen. Dem Kronprinzen Boris rühmt man eine ungewöhnliche Begabung nach, und zu dem jungen Prinzen Kyrill sagte unser Kaiser bekanntlich in Nisch: „Junge, du gefällst mir!“ Von den beiden Töchtern ist Eudoxia kräftig, lustig und temperamentvoll, Nadeschda dagegen sanft, still und versonnen, das Ebenbild ihrer so früh aus dem Leben geschiedenen Mutter. Das Verhältnis der Geschwister zueinander hat sich durch das ständige Zusammenleben zu einem sehr innigen gestaltet, und das ganze Familienleben des Zaren ist überaus glücklich.

Die politischen Ereignisse der letzten Jahre stehen noch in frischer Erinnerung. Während des siegreichen Krieges des Balkanbundes, aus dem bald ein gehässiger Bruderkampf wurde, sammelten sich Wolken schwarzen Unheils über Sofia. Unter welchen Einflüssen es geschehen konnte, daß der große Staatskünstler, der dort die Fäden der Balkanpolitik spann, die Fallstricke seiner Bundesschövung so wenig beachtete, gegen ihre Gefahren sich nicht genügend deckte

Digitized by Google

und sich von Rußland übertölpeln ließ, darüber können heute nur erst Vermutungen angestellt werden. In seiner schwersten Stunde hat Zar Ferdinand gesagt: „Ermüdet und erschöpft, aber nicht besiegt, rollen wir unsere Fahnen zusammen, um sie wieder zu entfalten, wenn der richtige Augenblick gekommen ist.“ Und dieser Augenblick kam schneller als man erwarten durfte, und mit gewohntem Scharfsinn hat Zar Ferdinand ihn wahrgenommen. Der Nimbus des Zarbefreiers Alexander II., der Bulgarien so lange überstrahlt hatte, war verflogen, Serbien und Rumänien waren die Todfeinde Bulgariens geworden, ihre Niederwerfung mußte Bulgariens nächster Krieg sein. Es konnte deshalb keinem Zweifel unterliegen, auf welche Seite sich Zar Ferdinand in dem großen Völkerringen stellen würde. Nun breitet der bulgarische Aar seine Schwingen vom Schwarzen Meer bis zur Ägäis und zur Adria, und was er einmal in seinen Fängen hat, wird er nicht wieder loslassen.

K. F.

Die Mittel des Krieges.

Kampfflugzeuge.

Von **Ing. Karl G. Kühne.** Mit 5 Abbildungen.

Die ersten Monate des Krieges mit ihren sich ständig verschiebenden Kampffronten haben den Luftkampf noch nicht gekannt. Er setzte erst ein, als die großen, weit ausspannenden Angriffsbewegungen zum Stillstand kamen und der Schützengraben das Kampfgelände umriß. Aus der Besonderheit dieser Gefechtsverhältnisse, die die Gegner auf Monate hinaus in die gleichen Geländeabschnitte zwang und sie auf geringem Frontabstand gegenüber liegen ließ, ergab sich ganz von selbst, daß auch die aufklärenden Flugzeuge einander näher rückten und sich darum Begegnungen untereinander fortan öfter und immer öfter wiederholten. Hinzu kam, daß die Abwehrgeschütze bald nicht mehr ausreichten, um dem Gegner das Überfliegen der Stellungen und damit die Erspähung und Störung der sich hier abspielenden Vorgänge zu verwehren. Verhältnismäßig schnell hatte sich im Banne der Steilfeuerwaffen der Flugbetrieb hinaufgezogen in Höhen von 3000 m und mehr. Dadurch war er in Höhenlagen gekommen, in denen er von der Erde aus nicht mehr ernstlich gefährdet werden konnte.

Für jede der kämpfenden Parteien verblieb darum schließlich als einzige Möglichkeit, die eigenen Fronten vor Luftangriffen und vor Einsichtnahme von der Gegenseite her zu schirmen, nur noch das Flugzeug selbst. Es mußte Waffe werden und selbst imstande sein, den Gegner anzugreifen und ihn abzuwehren. Damit traten neue gewaltige Aufgaben an den Flugzeugbau heran.

Wuchsen an sich schon die Anforderungen, die der Kampfzweck an die Flugeigenschaften der Apparate stellte, bei weitem hinaus über das Maß von Anforderungen, das vordem der Aufklärungsdienst gestellt hatte, so kam als neu die Schwierigkeit hinzu, diesen Anforderungen gleichzeitig mit einer einzigen Flugzeugform gerecht zu werden.

Um der bis dahin verwendeten Form von bewaffneten Aufklärungsflugzeugen erfolgreich entgegentreten zu können, mußte das neue Kampfflugzeug an Fluggeschwindigkeit überlegen sein, damit es seinen Gegner im Verfolgungsgefecht einholen und ihm den Rückweg verlegen konnte. Es mußte auch schneller steigen können als der Gegner, um imstande zu sein, ihm die Höhe abzugewinnen und ihn von oben her zu packen. Zunächst mußte es ihm an Wendigkeit überlegen sein, um jede Gunst des Augenblicks und jede sich bemerkbar machende Schwäche des Gegners sofort ausnutzen zu können. Eingeschlossen aber in alledem war als unerläßlich für sich etwa über größere Strecken hinziehende Luftgefechte die Bedingung, daß die Kampfmaschine auch tragfähig genug war, um einen für einen größeren Wirkungsbereich ausreichenden Vorrat an Betriebsstoffen und eine nicht gleich zur Neige gehende Munitionsmenge mit sich zu führen.

In diesem Sinne beim Bau von Kampfflugzeugen nach jeder Richtung hin Höchstleistungen zu erzielen, war auf dem Wege einer Einheitsform nicht mehr möglich.

Aus der Gesamtheit der gestellten Konstruktions-Aufgaben fielen die Erfordernisse größtmöglicher Schnelligkeit und höchstgesteigerter

Digitized by Google

Tragfähigkeit als miteinander unvereinbar heraus.

Eine weitgehende Differenzierung war darum im Kampfflugzeugbau die unausbleibliche Folge. Grundsätzlich schlug man dabei zwei scharf getrennte Wege ein. Am Ende des einen stand als Ziel das Flugzeug mit höchst gesteigerter Schnelligkeit und Steigfähigkeit. Richtunggebend für den andern war die Steigerung des Tragvermögens. Der erste Weg führte folgerichtig zu Flugzeugen von kleinen und immer kleineren Ausmaßen; der zweite dagegen griff über die bisher innegehaltenen Flugzeuggrößen weit hinaus und kam so zum Großflugzeug.

So lange sich der Flugbetrieb im reinen Aufklärungsdienst erschöpfte, war der zweisitzige Doppeldecker mittlerer Größe die herrschende Bauform. Sein Tragflächen-Ausmaß ging im großen und ganzen kaum unter 12 m hinab und kaum über 15 m hinaus.

Die unter dem Drucke der Verhältnisse neu aufgekommene, auf den Bau von schnellen kleinen Kampfflugzeugen ausgehende Konstruktionsrichtung unterschritt sofort diese Grenze sehr wesentlich. Der französische Flugzeugbau insbesondere, der ja von jeher eine gewisse Vorliebe für möglichst leichtgebaute Apparate besaß, ging in dieser Richtung voraus. Mit seiner Sonderklasse von „avions de chasse", den Jagdflugzeugen, entwickelte er eine Form kleiner Kampfflugzeuge, deren Flügelausmaß sich fast ausnahmslos unter 6 m, also unter der Hälfte der bisher gebräuchlichen Spannweiten, hält. Damit ist wohl ungefähr der Endpunkt bezeichnet, bis zu dem diese Konstruktionsrichtung überhaupt gelangen kann.

Die hervorragendsten Vertreter dieser Flugzeugklasse sind die Eindecker von Morane, Saulnier, Ponnier und Depperdussin-Blériot, sowie die Doppeldecker von Nieport. Es sind sämtlich einsitzige Maschinen mit feststehendem, durch die Propellerbahn feuerndem Maschinengewehr.

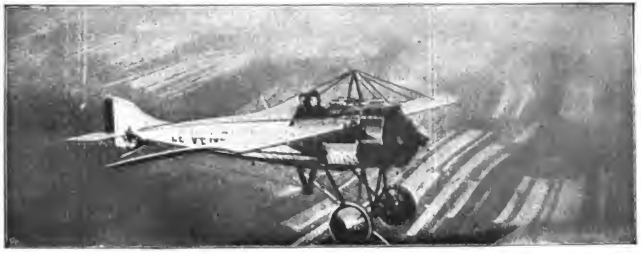


Abb. 1. Französischer Jagd-Eindecker (avion de chasse), im freien Fluge von einem anderen Flugzeug aus aufgenommen.

Abb. 2. Französischer Parasol-Morane-Saulnier-Eindecker vor dem Abflug. Vorn ist das durch die Propellerbahn schießende Maschinengewehr mit dem Hebel zum Einschalten sichtbar.

An diese französischen Vorbilder sich anlehnend, hat auch der englische Flugzeugbau eine besondere Form von Klein-Kampfflugzeugen geschaffen; seine „scouts" (Kavallerie-Flugzeuge), unter denen sich bisher nur die Avro-,

Digitized by Google

Shopwith- und Bristol-Doppeldecker einigermaßen Geltung zu schaffen vermochten, bleiben allerdings in bezug auf Kleinheit der Bananskugelsicherem Stahlpanzer umkleidet war. Unabhängig von diesen Versuchen erstand zur gleichen Zeit in der Werkstätten von Voisin ein

Abb. 3. Englischer 80 PS-Bristol-Doppeldecker mit rundem Rumpf.

maße und in Hinsicht auf Manövrierfähigkeit stark hinter den französischen Vorbildern zurück.

Ging so die eine Richtung des Flugzeugbaues hinab zu kleineren und immer kleineren Maschinen, so griff die andere, ihr entgegengesetzte bei weitem hinaus über die vordem als „normal" angesehenen Flugzeugausmaße und kam Schritt um Schritt aufwärts zum Großflugzeug.

Mit ihm erst bot sich die Möglichkeit, über das immerhin begrenzte Gebiet der eigenen Fronten hinauszustoßen, den Gegner tief hinten in seinem Aufmarschgebiet zu packen und ihn bereits dort zum Kampfe zu stellen. Mit seiner gegen früher um ein Vielfaches gesteigerten Motorleistung und seiner entsprechend gewachsenen Tragfähigkeit bot das Großflugzeug nicht bloß die Möglichkeit, einen für weit abgesteckte Entfernungsbereiche ausreichenden Vorrat an Betriebsstoffen und eine auch für sich länger hinziehende Kämpfe genügende Munitionsmenge mitzuführen, es eröffnete zugleich auch die Aussicht, mehrere artilleristisch gut ausgerüstete Kämpfer einsetzen und sie durch entsprechende Panzerung einigermaßen gegen Schußverletzungen sichern zu können.

In Frankreich gehen die ersten Versuche, derartige Großkampfflugzeuge herzustellen, auf die Anregungen des Majors Dorand zurück. Bereits im Frühjahr 1914 brachten die Werkstätten von Letord einen als Dreisitzer gebauten, ein Maschinengewehr tragenden Doppeldecker heraus, dessen Rumpf mit einem 7 mm starken, angeblich schon auf 700 m hin völlig

Panzer-Doppeldecker noch größerer und schwererer Bauart, der gleichfalls als Dreisitzer gebaut, aber an Stelle eines Maschinengewehrs mit einem Leichtgeschütz von 37 mm Mündungsweite bewaffnet war. In derselben Richtung bewegten sich die Konstruktionen des Generals Hirschauer, nur daß er den bis dahin von den französischen Flugzeugerbauern geflissentlich gemiedenen Zweischraubenantrieb wieder zur Anwendung brachte und die Antriebsmotoren, in Stahlkapseln eingebaut, seitlich zum Flugzeugrumpf auf die Tragflächen aufsetzte.

Großkampfflugzeuge nach heutigem Begriff waren freilich diese Formen noch nicht. Mit ihren Motorleistungen von 200 PS und ihrem, die bisherigen „normalen" Doppeldecker nur um höchstens den doppelten Betrag übertragenden Tragflächen-Ausmaß erscheinen sie im Gegenteil recht bescheiden gegenüber den Riesenflugzeugen, die jetzt unter dem Zwange der Kriegsverhältnisse heranzuwachsen beginnen. Ohne Zwischenstufen, — völlig unvermittelt —, ist diese Riesenform der eigentlichen Schlachtflug-

Abb. 4. Englischer 80 PS-Shopwith-Doppeldecker, entwickelt 160 km Stundengeschwindigkeit.

zeuge in Rußland erstanden. Sjikorsky war sein Schöpfer. Setzte er schon im Februar 1914 die gesamte Fachwelt durch die wohlgelungenen Flüge seines ersten Versuchsflugzeugs, der „Ilja Muromets" (auch „Le Grand" genannt) in Erstaunen, so hat er die damals bereits ungeheuer anmutenden Bauausmaße[1]) bei seinen neuesten

[1]) „Le Grand" wies bei 28,2 m Spannweite

Digitized by Google

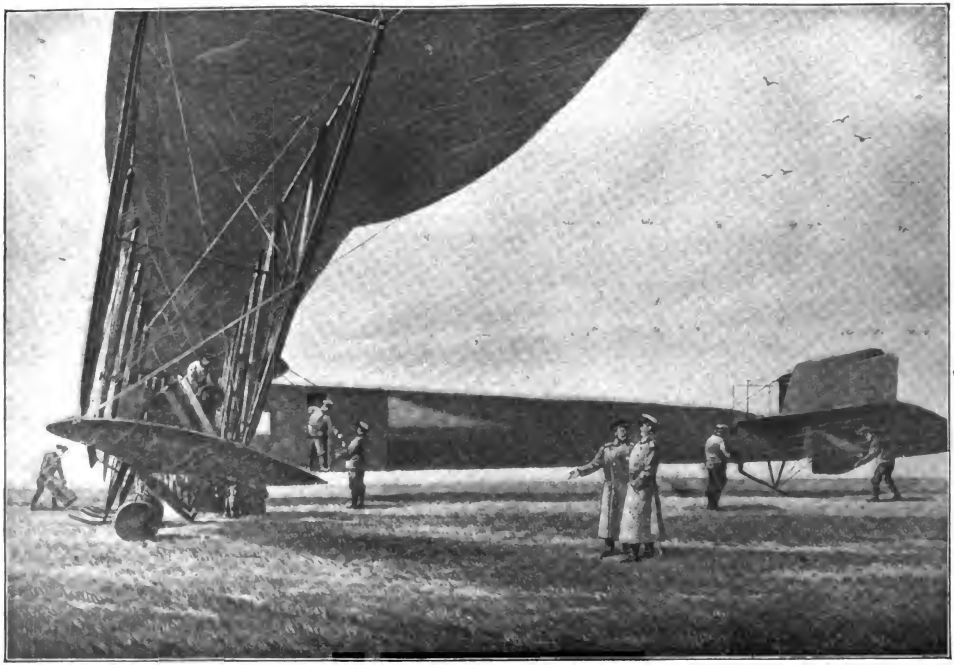


Abb. 5. Russisches Großkampfflugzeug vom Sikorsky-Typ.

Kriegsflugzeugen noch um ein Beträchtliches überschritten.

Bei den heutigen „Sjikorskys" beträgt die Flügelspannweite 37 m, während die tragende Fläche insgesamt 180 m² mißt. Als Antrieb dienen 2 Motoren von je 160 PS und 2 weitere von je 200 PS. Der 25 m lange Bootsrumpf ist vollständig geschlossen ausgeführt, in Kabinen untergeteilt und mit seitlichen Glasfenstern versehen. Außer der 5 Köpfe starken Bemannung vermag das Flugzeug noch 1500 kg Nutzlast (Betriebsstoffreserven, Munition, Bomben usw.) mit sich zu führen.

Auch Italien besitzt in seinen jetzt vielfach genannten „Capronis" eine Großkampfflugzeugform von beachtenswerter Gefechtskraft. Hinter der Größe seines russischen Vorbildes bleibt das Caproni-Flugzeug mit seinen Bauausmaßen und seiner Motorleistung von 300 PS allerdings um ein Beträchtliches zurück.

Mit der gleichen Folgerichtigkeit, die Frankreich, Rußland und Italien als Landmächte dazu zwingt, für den Kampf in den Lüften Land-Großkampfflugzeuge zu schaffen, drängt die Entwicklung in England gegenwärtig dazu, Großkampfflugzeuge für den Hochseegebrauch bereit zu stellen.

Da Großbritannien selbst zum Bau derartiger Flugzeuge nicht die geeigneten Konstruktionswerkstätten und technischen Arbeitskräfte besitzt, erwarb es zunächst das von den amerikanischen Curtiß-Werken seinerzeit zum Zwecke der Ozeanüberquerung gebaute Wasserflugzeug „America". Vor kurzem der Curtiss-Aeroplane-Company zu Buffalo in Auftrag gegebene Hochsee-Kampfflugzeuge überschreiten mit ihren Ausmaßen die Abmessungen dieses seinerzeit geradezu riesig anmutenden Hochsee-Flugboots bereits wieder erheblich und bewegen sich in den neuerdings von Sjikorsky für den Bau von Land-Großflugzeugen vorgezeichneten Bahnen. Ja, die Schwierigkeiten, die der Wasserstart für derartige Flugzeuge mit sich bringt, zwingen sogar zu einer Steigerung der Motorleistungen über das russische Vorbild hinaus.

Erscheint der Sikorskysche Flugriese mit seinen 720 PS schon als eine Ungeheuerlichkeit im Vergleich zu dem 35 PS-Flugzeug, mit dem Wright seinerzeit in Dayton seine Flüge begann, oder dem 50 PS-Eindecker, mit dem Blériot erstmalig den Kanal überquerte, oder auch noch zu den 100 bis 150 PS-Maschinen, über die das „normale" Flugzeug auch während des Krieges nicht hinausgelangt ist, so bedeuten die für die neuen Curtiß-Hochsee-Großflugzeuge vorgesehenen Motorleistungen von 1000 PS schlechthin einen Wendepunkt.

Hier setzt jetzt im Kampfflugzeugbau der gleiche Entwicklungsgang ein, wie er bereits in der Geschichte der Feuerwaffen und des Kriegsschiffbaus zu beobachten war. Steht als Leitstern über der Weiterbildung eines Kampfgeräts das Ziel einer möglichst großen Entfaltung von Massen- und Kräftewirkungen, so wächst das Gefechtswerkzeug herauf zu zyklopischen Ausmaßen: zum 42 cm-Geschütz, zum 39000 t-Panzerschiff.

In seiner Riesengröße und Schwere liegt aber dann auch sein Todeskeim, sein verwundbarer Punkt im Kampfe: die Ungelenkigkeit. Auf diese Blöße hin muß der Gegenstoß gerichtet werden. Die Gegenwaffe muß überraschend schnell angreifen. Sie muß ihre Angriffsfront mit einer Geschwindigkeit wechseln können, in der der Waffenkoloß seine Abwehrkräfte nicht umzustellen und die ihn treffenden Stöße nicht zu parieren vermag. Es ist der Kampf Davids gegen Goliath, vergrößert und hinübergetragen in den Bereich des Stahles und der mechanischen Energie.

Wo bis jetzt im Luftkampf das Groß-Kampfflugzeug selbständig dem Klein-Kampfflugzeug entgegengesetzt wurde, ist es trotz seiner ungleich stärkeren Bewaffnung unterlegen. So der Sjikorskysche Flugriese im Luftgefecht bei Cholm, so der Caproniſche Großkampfdoppeldecker bei Merna.

Das Klein-Kampfflugzeug herrscht gegenwärtig uneingeschränkt in der Luft. Und doch scheint es sicher, daß ihm im Groß-Kampfflugzeug ein ebenbürtiger, wenn nicht überlegener Gegner erwachsen wird. Wenn bis jetzt die in den Bau von Groß-Kampfflugzeugen gesetzten Hoffnungen sich noch nicht verwirklichen konnten, so liegt dies zu einem guten Teile an der Kürze der Zeit, die bisher zur Entwicklung dieser neuen Flugzeugform zur Verfügung stand und durch die in den gesamten Entwicklungsgang ein Zug von Unfertigkeit und Überhastung kommt. Zum andern aber liegt ein gut Teil des Versagens begründet in der Unzulänglichkeit der bisher angewandten Luftgefechtstaktik. Man glaubte, das Groß-Kampfflugzeug allein, als selbständige Gefechtseinheit, in den Kampf einsetzen zu können. Eine derartige Verkennung seiner Gefechtskraft mußte ihm zum Verhängnis werden.

Wenn eine Waffe bis zum Äußersten in der Größe entwickelt worden ist, bedarf sie stets

eine Länge von 20 m und eine Gesamtfläche von etwa 120 qm auf.

Digitized by Google

der Unterstützung durch kleinere Waffen. Man fährt die schwere Artillerie nicht in vorderster Linie auf, wo sie jedem überraschenden Infanterieangriff zum Opfer fallen würde, sondern läßt sie weit hinter der Kampflinie und schützt sie nach vorn hin durch leichte Geschütze. Man führt auch die schweren Schlachtschiffe nicht allein ins Treffen, sondern sichert ihre Angriffsfront und Flanken gegen überraschende Angriffe ausgiebig durch kleinere, beweglichere Kampfschiffe, durch Kreuzer und Torpedoboote.

Diese Grundsätze werden zweifellos in Zukunft auch der Verwendung des Groß-Kampfflugzeugs die Richtung weisen. Im Verband mit kleineren schnelleren Flugzeugen, die es gegen überraschende Flankenangriffe sichern, wird es im Luftkampf zu erhöhter Bedeutung gelangen. Alle Anzeichen im Lager unserer Feinde deuten darauf hin. Frankreich, das bislang seine Kampfgeschwader scharf nach Gruppen schied und die kleineren Flugzeuge streng von den großen trennte, hat begonnen, Mischgeschwader von Kampfflugzeugen unterschiedlicher Größe zusammenzustellen. Italien und Rußland schlagen gleiche Wege ein. Aus Einzelkämpfen, wie sie bislang die Regel waren, drohen Gefechte ganzer Geschwader zu werden, in denen die schweren, stark armierten Großflugzeuge den Mittelpunkt bilden, während die kleineren schnellen Kampfflugzeuge Flanken und Höhen sichern.

Wie sich der deutsche Flugzeugbau angesichts dieses Entwicklungsgangs verhält, das zu erörtern, ist die Stunde noch nicht gekommen. Abgeschlossen von den Rohstoffmärkten der Welt und einer Übermacht gegenübergestellt, die aus den gewaltigen Lagern des kriegsindustriellen Amerikas schöpft, hat er nicht bloß standzuhalten vermocht, sondern sich langsam und zäh das Übergewicht erkämpft. 81 Flugzeugen, die auf deutscher Seite im Luftkampf in der Zeit zwischen September 1915 und Mai 1916 verloren gingen, stehen 240 feindliche gegenüber, also rund dreimal so viel. In diesen Zahlen liegt die feste Gewähr, daß die Gegenseite den deutschen Flugzeugbau gewappnet finden wird, wie auch immer sie den Luftkampf weiter zu führen gedenkt.

Vermischtes.

Die Kokarde. Jeder deutsche Soldat trägt heute an seiner Mütze zwei kleine runde Abzeichen, die zwischen der Größe eines 1-Pfennigstückes bis zu der eines Markstückes sich bewegen. Diese Abzeichen werden Kokarde genannt und sind in den Farben des Bundesstaates und des Reiches gehalten, wobei die Reichskokarde (schwarzweißrot) über der des Einzelstaates zu tragen ist. Der Name Kokarde ist dem Französischen entlehnt, er wurde ursprünglich coquarde (von coq = Hahn abgeleitet) geschrieben, weil die damit bezeichnete anfängliche Hutschleife ausgezackt war wie ein Hahnenkamm. Während aber diese Hutschleife in Frankreich lediglich als Erkennungszeichen politischer Parteien galt, ging die Benennung Kokarde bald auch auf andere Abzeichen über, die als Zeichen der Zugehörigkeit zu einem Volke an der Kopfbedeckung getragen wurden. In Preußen wurde die Kokarde im Jahr 1808 gelegentlich der großen Heeresreform eingeführt. Sie sollte ein Ehrenzeichen sein und zugleich den vaterländischen Sinn heben. Die deutsche schwarzweißrote Kokarde ist noch sehr jung. Die Marine trägt sie zwar schon seit ihrer Begründung, aber im Landheer darf sie am 22. März 1917 ihr 20jähriges Jubiläum feiern. An diesem Tage im Jahre 1897 wurde sie aus Anlaß der Hundertjahrfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelms des Großen mit einem Erlaß des Kaisers im Einvernehmen mit den deutschen Bundesfürsten auch beim Landheer eingeführt. Nach den Worten des Erlasses soll die deutsche Kokarde den Trägern „eine für alle Zeiten sichtbare Mahnung sein, einzustehen für Deutschlands Ruhm und Größe, es zu schirmen mit Blut und Leben".

Eine wichtige Verbesserung der Sprengminen hat ein französischer Pyrotechniker erfunden. Die von ihm konstruierte Mine ist mit einem Kontakttring versehen; dieser empfängt zuerst den ganzen Anprall des auffahrenden Schiffes und löst dadurch drei Schrauben an dem Zündmechanismus aus. Infolgedessen dreht sich der Körper, der die Ladung enthält, einmal um sich selbst herum; diese Drehung spannt und löst den Abzugshahn, und erst hierdurch erfolgt die Explosion. Die Einrichtung soll verhindern, daß die Mine gleich durch jeden stärkeren Wellenanprall oder durch im Wasser schwimmende Wrackstücke u. dgl. zur Entladung gebracht wird; auch ermöglicht die neue Erfindung ein viel gefahrloseres Hantieren mit den Minen am Lande und beim Auslegen.

Das türkische Banner. Halbmond und Stern in weißer Farbe auf rotem Grunde sind die Flaggenzeichen des Osmanischen Reiches. Sie gelten aber auch in weit umfassenderer Weise als Symbol des Islams, wenn sie auch nicht dieselbe packende Wirkung auf den Mohammedaner ausüben wie die grüne Farbe des Propheten. Dabei sind die beiden Zeichen jedoch viel älter als der Islam selbst. Im Belgrader Museum befinden sich zwei Münzen, deren eine im Jahre 120 u. Chr. auf den Namen des römischen Kaisers Hadrian geprägt wurde, die andere, eine Münze aus der Stadt Byzanz, ist aus Bronze und wurde unter der Regierung des Septimius Severus auf den Namen seiner Gemahlin Julia im Jahre 200 n. Chr. geprägt. Auf beiden sieht man den Halbmond mit Stern. Auch einige andere Münzen römischer Kaiser, die in Sissek (Siscia) geprägt wurden, zeigen

Digitized by Google

die Aufschrift „Sie“ und in der Mitte den Halbmond mit dem Stern. Halbmond und Stern sind nichts anderes als das Wappen der römischen Provinz Illyrikum und also nicht mohammedanischen Ursprungs.

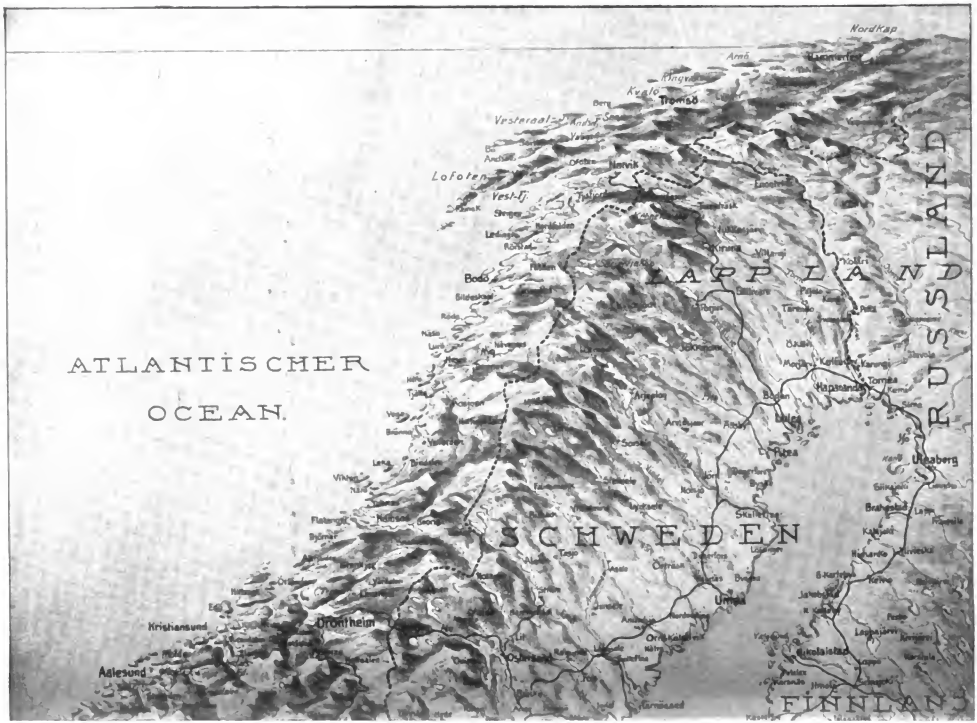
Geschichtliches von der Trommel. Unter den Instrumenten einer jeden Musikkapelle sind einige, die auf ein recht hohes Alter zurückblicken dürfen. Eines der ältesten aber dürfte wohl die Trommel sein, spielt sie doch in den Kriegen alter Zeiten schon eine Rolle. Ihr Alter wächst, wenn man

Aus unserer Bildermappe: Eine deutsche Feldapotheke.

die Form außer acht läßt und nur Ton und Zweck in Berücksichtigung zieht. Wahrscheinlich waren die Chinesen die ersten, die die Trommel besaßen, ihnen reihen sich die Indier und die Negervölker Afrikas an. Bei den Indiern war die Trommel in Verbindung mit Becken besonderes Angriffsinstrument, während die Neger sie mehr als Signalinstrument benutzten. Trommelsignale dienten nicht nur bei diesen von jeher dazu, sich rasch und sicher auf weite Entfernungen zu verständigen. Merkwürdig erscheint es, daß man in Europa die Trommel erst ausgangs des 12. Jahrhunderts kennen lernte, denn weder die Griechen, noch die Römer besaßen sie, während die Perser schon frühzeitig die Trommel rührten. Auch die Hunnen und Mongolen führten dies Instrument und ließen es namentlich auch in der Schlacht zur Geltung kommen. Von den Abendländern waren es die Böhmen und Ungarn, die sich zuerst der Trommel bedienten. Die Hussiten schlugen die Trommel beim Angriff, sie besaßen zugleich die berühmteste ihrer Art, nämlich die mit der Haut des Zisla überspannte. Zu besonderen Ehren gelangte die Trommel während des Zeitalters der Landsknechte, und wir können uns heute noch keinen Landsknechtstrupp vorstellen, der nicht mindestens einen Trommler bei sich hätte. Die ziemlich hohe, mit Schnüren gespannte Trommel dieser kriegerischen Periode zeichnete sich durch tiefen, dumpfen Klang aus, und sie stand gewissermaßen im Mittelpunkt alles soldatischen Lebens. Nicht nur rief sie das Kriegsgericht zusammen, sie war auch dabei, wenn das gefürchtete Spießrutenlaufen stattfand. Und wie man über ihr die Landsknechte traute, so spielte oder würfelte man auf ihr um Geld und — um das Leben. Von den Landsknechten haben auch die streitbaren Scharen der Bauern in den Bauernkriegen die Trommel übernommen. Und als man Weinsberg eingenommen, da begleitete ihr Klang auch den Mord an dem Grafen Helfenstein und seiner Mutter. So erwarb die Trommel Heimatsrechte bei den Fußtruppen bis auf den heutigen Tag, und sicherlich möchte heute kein Infanterist sie und die zu ihr gehörige Querpfeife mehr missen. — Aber auch die Reiterei hat von jeher eine stille Liebe für die Trommel; sie führt sie als Kessel- oder Heerespauke, und manches Regiment ist stolz auf sein Schlagzeug, denn nicht selten verkörpert es ein Stück besonders ruhmreicher Regimentsgeschichte. Oft sind die Pauken reich geschmückt und gehören wie Standarten und Fahnen zum Heergerät. Früher waren die Kesselpauken häufig von Silber, und das Regiment, das solche im Kriege eroberte, durfte, wenn es vordem selbst noch keine besaß, sie fortan führen. Das war besonders zu Friedrichs des Großen Regierung so. Leider aber brachte es nach 1806 die Not des Landes mit sich, daß man all die silberen Pauken einschmolz und sich mit hölzernen begnügte, bis man später kupferne oder messingene Kessel an ihre Stelle setzte. Als Paukenschläger fungierten zu Friedrichs des Großen Zeit meist Neger, und auch Friedrich Wilhelm I. liebte es, Neger als Trommler und Spielleute in seiner Riesengarde zu verwenden. Man putzte die Schwarzen noch obendrein mit Borten und Litzen bunt heraus. Lieferant dieser dunkelhäutigen Musiker war die Kolonie Groß-Friedrichsberg, und als später diese Kolonie an Holland verkauft wurde, schloß der Soldatenkönig mit dem neuen Besitzer sogar einen besonderen Vertrag auf Lieferung einer bestimmten Zahl Neger ab. Die Form der Trommel blieb bis nach den Freiheitskriegen im wesentlichen die gleiche, die sie schon zu Frundsbergs Zeiten hatte, der bekanntlich, auf einer Trommel vom Schlag getroffen zusammensank, als seine lieben Kinder meuterten, nur im Klang trat im Lauf der Jahre ein Wechsel ein, man liebte sie zuletzt weniger tief. Auch die Spannung erfuhr eine Änderung, indem man nach Einführung des Metallkessels auch bei der kleinen Trommel die Taue und Schlaufen durch Schrauben mit drei- oder vierkantigen Köpfen ersetzte.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Beilage zu der Illustrierten Kriegschronik „Der Krieg"
(monatlich 2 Hefte zu je 30 Pfg.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Karte von Skandinavien

mit den angrenzenden Ostseeländern.

Digitized by Google

Viel Feind', viel Ehr'! ist unser Spruch
In gut und bösen Tagen.
Der Feinde List, der Feinde Dräun
Heißt uns den edlen Kampf erneu'n,
Wir wollen's ferner wagen.
Es sauft der Wind, es braust das Meer,
Es kommt der Tag der Rache,
Und über allem Lug und Trug
Schwebt siegreich einst in stolzem Flug
Unsre gerechte Sache.

Hoffmann v. Fallersleben.

Chronik des Krieges

vom 3. bis 16. Januar 1917.

3. Januar. Den Russen wird eine Insel in der Düna nordwestlich Dünaburg entrissen. Die Russen erringen einige Vorteile in den Waldkarpathen nördlich Mestecanesci, während die Truppen der Mittelmächte im Oitoz- und im Susitatale Fortschritte machen. — In Rumänien wird der Milcova-Abschnitt überwunden. Starke russische Reiterei wird westlich der Buzaulmündung zurückgeschlagen. Bei der Eroberung des Brückenkopfes von Macin wurden 1000 Gefangene gemacht und 10 Maschinengewehre genommen. — Ein deutsches Tauchboot hat im Mittelmeer den großen engl. Truppentransportdampfer „Ivernia" versenkt.

4. Januar. Glückliches Vorpostengefecht bei Loos. — Russische Angriffe bei Friedrichstadt und Dünaburg. — Weitere gute Fortschritte gegen die Serethlinie und an der Karpathenfront. Durchbrechung der russischen Brückenkopfstellung bei Braila; 1400 Gefangene. — Heldenhafte Kämpfe der deutschen Schutztruppe in Ostafrika.

5. Januar. Scharmützel bei Serre, Massiges und Verdun. — Starke russische Angriffe in der Richtung auf Mitau erzielen nur an der Aa einen Ortlichkeitserfolg. Österr.-ungar. Truppen behaupten sich bei Kirlibaba gegen russische Sturmversuche. — Südlich des Trotosulales werden ausgedehnte russische Verteidigungsanlagen genommen, und auch im Susitatal sowie bei Soveja Vorteile errungen. Von der rumänischen Ebene her allenthalben siegreiches Vordringen gegen den Sereth, der mit Vortruppen erreicht wird; die Russen gehen über den Fluß zurück. Einnahme von Braila. Die Dobrudscha ist jetzt vollständig vom Feinde gesäubert. Beschießung von Galatz. — Geplänkel an der mazedonischen Front. — Bedeutende Erfolge der deutschen Tauchboote im Kreuzerkrieg.

6. Januar. Englische Angriffe bei Arras brechen verlustreich zusammen. — Nicht besser geht es den Russen im Abschnitt von Mitau, wo sie 1400 Gefangene einbüßen. Vorpostengefechte bei Luck und Stanislau fallen ebenfalls zum Nachteil der Russen aus. Desgleichen werden sie im Oitoz- und Putnatal weiter zurückgedrückt. Bayrische Truppen erstürmen den Gipfel des Odobesti. Ein großer russischer Entlastungsvorstoß nördl. Focsani aufgefangen. — Englische Teilvorstöße am Doiranse schlagen fehl. — Ermordung Rasputins.

7. Januar. Erfolgreiche Luftkämpfe an der Westfront. — Den Russen gelingt es, ihre am Aaufluß errungenen Erfolge noch etwas zu erweitern. — Dagegen werden sie im Putnatal zurückgeworfen. Eroberung von Focsani; 3900 Gefangene, 3 Geschütze. — Aufklärungsgefechte zwischen Ochrida- und Prespasee.

8. Januar. Erneute Angriffe der Russen an der Aa werden abgewiesen. Doch glückt ihnen die Zurückeroberung der Dünainsel Glaudon. — Trotz hartnäckiger russischer Verteidigung dringen die Truppen der Mittelmächte unaufhaltsam aus den Karpathenpässen gegen die Moldau vor. Die Russen werden beiderseits Fundeni geschlagen; weitere 1500 Gefangene. Der Putna-Abschnitt wird erreicht.

9. Januar. Russische Angriffe südwestlich Riga sowie am Narocz-See haben keinen Erfolg. — Ebenso scheitern ihre Gegenstöße an der Karpathenfront. In Rumänien werden die Russen zur Aufgabe ihrer Stellungen an der Putna gezwungen. — Feindliche Vorstöße an der Struma werden abgewiesen. — Rücktritt des russischen Ministerpräsidenten Trepow, der durch Fürst Golicyn ersetzt wird. — Das engl. Schlachtschiff „Cornwallis" wird im Mittelmeer durch ein deutsches Tauchboot versenkt, ein Flugzeugmutterschiff im Hafen der Insel Castelorizo durch Geschützfeuer zerstört. Weiter bestätigt es sich, daß das italienische Linienschiff „Regina Margherita" bei Valona durch eine Mine vernichtet wurde.

10. Januar. Ein englischer Angriff nördlich Ypern wird unter schweren feindlichen Verlusten abgeschlagen. Bei Beaumont hat der Gegner einigen Erfolg. — Russische Vorstöße zwischen Riga und Smorgon bleiben ergebnislos. — Erfolgreiche Gebirgskämpfe an den Ausgängen in die Moldau.

11. Januar. Englische Angriffe nördlich der Ancre scheitern. — In Kurland flaut die Gefechts-

Digitized by Google

tätigkeit merklich ab; nur kleinere Kämpfe zum Vorteil der Deutschen. — Erstürmung russischer Stellungen im Oitoztal. Eroberung von La Burtea. Feindliche Schiffe werden bei Ifaccea zurückgeschlagen. — Vergebliche feindliche Angriffe südlich des Ochridasees. — Österreichische Seeflugzeuge bombardieren die italienische Flugzeugstation Beligna. — Aufruf Kaiser Wilhelms an das deutsche Volk.

12. **Januar.** Die englischen Angriffe bei Serre bauern an und bringen dem Feind einige Ortlichkeitserfolge; doch wird die deutsche Hauptstellung gehalten. — Gute Fortschritte im Slanic-Tal, während russische Gegenangriffe im Oitoztal mißglücken. Die Bulgaren erstürmen ein noch von den Russen gehaltenes Kloster am Sereth, die Türken den Ort Mihalea. — Glückliches Vorpostengefecht östlich der Cerna.

13. **Januar.** Weitere Fortschritte in den Karpathen. Ein feindlicher Vorstoß am Sereth mißglückt. — Ebenso ein solcher zwischen Wardar und Doiransee. Am Süduser des Ochridasees werden die Franzosen von den Österreichern und Ungarn im Gegenangriff über die Cerna zurückgeworfen. — Eröffnung des polnischen Staatsrates.

14. **Januar.** An der Westfront erfolgreiche Patrouillengefechte. — Vergebliche Gegenangriffe der Russen im Sufistatal. Im Angriff auf Galatz wird der Ort Badeni erstürmt. — Erfolgreiche Sprengungen der Österreicher und Ungarn an der Dolomitenfront.

15. **Januar.** Die Russen setzen ihre vergeblichen Angriffe im Sufistatal fort. Auch bei Fundeni ergreifen sie die Offensive, werden aber unter großen Verlusten zurückgeschlagen.

16. **Januar.** Ein feindlicher Angriffsversuch im Ypernbogen wird im Keime erstickt. Günstiges Vorpostengefecht auf der Combreshöhe. — Die deutschen Stellungen südlich Smorgon werden restlos gegen heftige russische Angriffe behauptet. — Die Fortsetzung ihrer Vorstöße im Sufistatal bringt den Russen lediglich einen kleinen Teilerfolg. Bei Badeni müssen die türkischen Vortruppen zurückgenommen werden. — Auf der Karsthochfläche lebt die Artillerietätigkeit wieder auf. — Deutsche Tauchboote vor den französischen Westhäfen.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Schlacht am San.

Von **Dr. Kurt Floericke.** Mit 8 Abbildungen.

I. Der Kampf um die Brückenköpfe.

Vier Tage hatten die Sieger von Gorlice im Schlachtengraus gestanden, sechs Tage hatten sie unter steten Kämpfen auf einer unerhörte Kriegsbeute bescherenden Verfolgung verbracht, 100—130 km durchschnittlich hatten sie auf einer 300 km breiten Front unter den größten Schwierigkeiten zurückgelegt, als am 12. Mai 1915 die Spitzenreiter ihrer Vortruppen ihre erschöpften Rosse in den Fluten des San tränken durften. Der Russe aber brachte nur noch verworrene, verwahrloste und kaum mehr kampffähige Trümmer zweier stolzer Heere über den San zurück; einzelne seiner Divisionen zählten nur noch 1600 Mann, umfaßten also nur noch den zehnten Teil des Sollbestandes von 16 Bataillonen. Der so gründlich geschlagene Feldherr Radko Dimitriew, sonst die kaltblütige Ruhe selbst, erschien völlig niedergeschmettert, wie gelähmt, und rief im Schlosse einer polnischen Gräfin, wo er sich für wenige Stunden verschnaufen konnte, im Tone höchster Verzweiflung aus: „Nein, das haben wir nie erwartet. Dieser Feldzug ist für uns verloren!" Er war außer sich vor Wut und konnte viele Stunden lang seine Fassung nicht wieder gewinnen. Begreiflich erscheint das schon, denn die Verfolgung nach der Schlacht von Gorlice gehört in der Tat zu den restlosesten, unerbittlichsten und folgenreichsten der Weltgeschichte. Über Berge und Täler führte sie hinweg in einer Marschtiefe, die auf der Westfront etwa einem Rückzug der Deutschen aus der Linie Ostende—Arras—Soissons—Reims auf eine Stellung Antwerpen—Brüssel—Givet—Luxemburg entsprechen würde. „Es wird verfolgt!" — das war das Zauberwort, das die ermüdeten Sieger immer von neuem aufrüttelte, sie immer wieder zu frischem Vorwärtsstürmen anspornte. Diese Verfolgung steht also kriegsgeschichtlich im Gegensatz zu der nach den Schlachten an der Katzbach, bei Leipzig und bei Wörth und läßt sich eigentlich nur vergleichen mit der nach der Schlacht von Waterloo. Gerade 100 Jahre waren es her, da hatte Gneisenau auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance die denkwürdigen Worte gesprochen: „Wir haben gezeigt, wie man siegt; jetzt wollen wir zeigen, wie man den Sieg ausnützt." Nun, unser Mackensen hat es allen denen gezeigt, die die deutschen Leistungen vor 100 Jahren schon vergessen haben sollten. Die Tage in Galizien wurden zu einer ins Riesenhafte ge-

Digitized by Google

steigerten Vervielfältigung Blücherscher Verfolgungstaktik. Es wurde verfolgt bis zur Atemlosigkeit bei Freund und Feind. Von allen Seiten sausten mehr als 500 große Lastautomobile einher, holten die flüchtenden Russen in halbstündiger rasender Fahrt wieder ein, setzten ihre Mannschaften ab und sausten wieder davon, um neue Truppen heranzuführen. Andere Kraftwagen brachten Kanonen oder Maschinengewehre heran oder schafften größere Abteilungen nach jenen Punkten, wo stärkere russische Kolonnen versuchten, den Kampf wieder aufzunehmen. Von Automobilinfanterie gehetzt, von Reiterei umschwärmt, von vortrabender Artillerie zusammengeschossen, kam der Feind so nirgends mehr zum Stehen. Die triarierhafte Härte unserer von eisernem Siegeswillen erfüllten Divisionen trieb ihn von Stellung zu Stellung. Dabei bestimmten nicht die Russen die Richtung ihrer Flucht, sondern wir. Strahlenförmig strebten die feindlichen Kolonnen einem Schutz versprechenden Mittelpunkt zu und suchten diesen fast triebmäßig in dem starken Przemysl. Die Zahl der Gefangenen wuchs dabei nachgerade ins Märchenhafte, denn die Muschiks waren verdrossen und unlustig geworden und ergaben sich nach kurzem Scheinwiderstande massenhaft oft im ersten besten Augenblick. War es doch mit ihrer Verpflegung seit den Durchbruchstagen von Gorlice sehr übel bestellt, und auch der tägliche Sold der armen Teufel war auf ganze drei Kopeken herabgesetzt worden, angeblich mit der köstlichen Begründung, das sonst im Falle der Gefangennahme zu viel Geld in die Hände des Feindes fallen würde.

Es fehlte in diesen glorreichen Verfolgungstagen nicht an den unglaublichsten, mitunter fast tragikomisch anmutenden Vorkommnissen. So wurde eine Patrouille der Hohenmauther Landwehr-Ulanen, die sich zu weit vorgewagt hatte, von Kosaken überfallen, und dabei fielen Leutnant v. Pindter und Korporal Kloß in russische Gefangenschaft. Die russische Kavalleriebrigade, der sie folgen mußten, geriet aber am nächsten Tage in deutsches Artillerie- und Maschinengewehrfeuer, und in der allgemeinen Verwirrung bewaffneten die beiden sich und fünf gleichfalls gefangene Infanteristen mit Gewehren der russischen Geschützbedeckung. Dann forderte der Leutnant den russischen General zur Übergabe auf. Und das Unglaubliche geschah: in folge des unerschrockenen Auftretens der Österreicher konnten der General, 1 Oberst, 10 andere Offiziere und 382 Mann gefangen genommen, und 15 bespannte Geschütze als Siegespreis der kühnen Tat der herbeigeeilten Maschinengewehr-Abteilung der Przemysler Landwehr-Division übergeben werden. — Ein andermal stieß eine verirrte Abteilung Kaiserjäger unversehens auf ansehnliche Baracken, die man alsbald als russisches Monturdepot erkannte. Der Barackenkommandant, ein pensionierter Oberstleutnant, saß gerade mit seinen beiden Offizieren gemütlich beim Nachmittagskaffee und seine etwa 50 Sol-

Abb. 1. Übersichtskarte zu den Verfolgungskämpfen im Sangebiet. Die Karte zeigt die Stellungen, die die verbündeten Heere zwischen Ende April bis 17. Mai und Mitte Juni 1915 erreicht haben.

Phot.: A. Sennecke, Berlin.

Abb. 2. Die Bundesbrücke am Wislok bei Przemysl, im Vordergrund eine Notbrücke.

daten klopften die Monturen aus, als die Kaiserjäger in Schwarmlinie aus dem Walde hervorbrachen. Dem alten Oberstleutnant entglitt zuerst vor Schreck die Kaffeetasse, dann aber ging er ohne jede Waffe auf den Führer der feindlichen Truppe zu und forderte ihn auf, sich sofort zu ergeben. Das Bild war ein wenig komisch: der alte Haudegen, dessen wallender Bart noch die Spuren des verschütteten Kaffees aufwies, forderte vier Dutzend Kaiserjäger zur Übergabe auf in einem Augenblick, da von allen Seiten die Sieger von Gorlice heranmarschierten. Der die österreichische Abteilung besehligende Fähnrich erklärte ihm die Lage, der Alte blieb jedoch unerschütterlich bei seiner Überzeugung, daß es der Jägerabteilung nur durch Zufall geglückt sein könne, sich durch irgendeine Lücke der russischen Front durchzuschleichen. „Ich fordere euch auf," sagte er neuerdings, „euch zu ergeben, weil meine Soldaten auf einen Wink von mir hier sein werden. Ich würde mit den schärfsten Mitteln vorgehen müssen, wenn ihr dem Befehle eines kaiserlich russischen Oberstleutnants nicht Folge leisten würdet." Der Fähnrich antwortete darauf nur: „Herr Oberstleutnant, sehen Sie sich doch um!" Zwischen den grünen Saaten sprengten nämlich eben in breiter Front sächsische Reiterharste heran, um die Umgebung abzusuchen. Da blieb dem alten Herrn das Wort in der Kehle stecken, aber dann nahm er die Sache von der gemütlichen Seite. „Nichts für ungut, Kamerad," sagte er im reinsten Deutsch, „. . . . . dann bin eben ich der Gefangene."

Wie wir schon gesehen haben, hatte mit der Schlacht von Gorlice auch die Karpathenfront der Russen, an der noch unmittelbar vorher die schwersten Kämpfe tobten, zu bestehen aufgehört, indem sie unaufhaltsamer Aufrollung und Abbröckelung verfiel. Das Blut von Hunderttausenden russischen Soldaten, die dort 6 Monate lang immer und immer wieder gegen den Gebirgswall vorgetrieben worden waren, war nutzlos vergeudet worden. Umgekehrt konnten auf unserer Seite nach und nach auch noch die Armeen Böhm-Ermolli und Linsingen in die langersehnte Vorwärtsbewegung mit eintreten, wodurch zugleich eine sehr erwünschte Frontverkürzung erzielt wurde, während eine russische Entlastungsoffensive unter General Shilinski gegen die Bukowina sich bald als wirkungsloser Luftstoß erwies, da Pflanzer-Baltin geschickt auswich und Linsingen den Feind flankierte. In mustergültiger Weise und treuer Waffenbrüderschaft vollzog sich das Vordringen der verbündeten Heere. Mußte die eine Gruppe Atem schöpfen oder vor starker Übermacht halten, so ging es indessen bei der benachbarten um so tatkräftiger vorwärts, und die Flügelarmeen bildeten derweil einen gewaltigen, leicht beweglichen und drehbaren Flankenschutz. Doch muß schließ-

Digitized by Google

Phot.: N. Sennecke, Berlin.

Abb. 3. Verwundete russische Gefangene auf einem Verbandplatz vor Jaroslau.

lich jede Verfolgung, mag sie anfänglich noch so rücksichtslos eingesetzt haben, im Laufe der Zeit einmal nachlassen. Die unaufhörlichen Gefechte und die anstrengenden Märsche erschöpfen die Truppen, Train und Kolonnen können nicht mehr rechtzeitig nachgeführt werden, der geschlagene Gegner wird durch frische Truppen verstärkt, findet in den rückwärtigen Etappenplätzen Vorräte an Nahrungsmitteln und Schießbedarf, so daß er haltmachen und an einem ihm günstig erscheinenden Abschnitt das Schlachtenglück nochmals auf die Probe stellen kann. So ging es auch hier. Als man sich dem San näherte, hieß es plötzlich: „Die Russen haben sich gestellt!" Diese nicht unwillkommene Kunde ließ ohne weiteres darauf schließen, daß Dimitriews aufgelöste und durcheinandergewürfelte Divisionen beträchtliche Verstärkungen an frischen, noch nicht mitgenommenen Truppenteilen erhalten haben mußten. Das russische Riesenreich vermochte eben immer und immer wieder neue Ersatzmannschaften in den unersättlichen Schlund dieses grausamen Kampfes zu werfen. Und mögen diese noch so untüchtig, noch so schlecht bewaffnet, selbst so unlustig wie nur möglich sein — es ist eben die Masse selbst, die schon in sich furchtbare Widerstandskräfte birgt, namentlich demgegenüber, der nicht in gleich skrupelloser Weise die Verluste an Menschenleben ausgleichen will. In der Tat traf die obige Voraussetzung zu. Die Russen hatten nämlich in aller Hast ihre bei Odessa neu gebildete und eigentlich für den Vormarsch gegen Stambul bestimmte Reservearmee in Stärke von etwa 4 Korps herangeholt. Außerdem wurde sonst aus allen Ecken und Winkeln, selbst aus dem fernen Kaukasus, eiligst zusammengekratzt, was immer sich auftreiben ließ, teils dürftig ausgebildete Neulinge, teils aber auch kampferprobte Kerntruppen. Im ganzen mag Dimitriew während der nun folgenden Kämpfe 7 volle Armeekorps zu seiner Unterstützung erhalten haben. Es waren dies das 3. kaukasische, das 15. und ein kombiniertes Armeekorps, die 34., 45., 58., 62., 63., 77. und 81. Infanteriedivision, 6 einzelne Infanterieregimenter, die aus Armeniern und Grusiniern gebildete 3. kaukasische Schützendivision, die bis zum Januar in Persien gefochten hatte, eine Plastun-Brigade (Fußkosaken, die vermöge ihrer indianerhaften Verschlagenheit und Gewandtheit im Kleinkrieg Ausgezeichnetes leisten), ja selbst die Trans-Amur-Grenzwache —

Digitized by Google

wie man sieht, eine ziemlich bunt zusammengewürfelte und vielfach rücksichtslos aus den gewohnten Verbänden herausgerissene (ein alter Erbfehler der russischen Heerführer!) Gesellschaft. Natürlich trafen diese Verstärkungen nicht gleichzeitig ein, aber immerhin verfügte der russische Feldherr, als die neuen Entscheidungskämpfe am San entbrannten, doch schon wieder über 23 Divisionen, von denen er allerdings diejenigen, die schon die Schreckenstage von Gorlice mitgemacht hatten, sofort hinter die Front zurücknehmen mußte, da sie bei ihrer starken Erschütterung einem neuen ernsthaften Kampfe noch nicht wieder gewachsen waren. Die Stellung, in der Dimitriew dem Verfolger erneut Trotz zu bieten gedachte, war die San-Linie. Sie war nicht nur in der so gut als möglich wieder aufgebauten Festung Przemysl fest verankert, sondern besaß auch bei Sieniawa, Jaroslau und Radymno starke Brückenköpfe auf dem westlichen San-Ufer, die zu einer aktiven, mit kräftigen Gegenstößen verbundenen Verteidigung geradezu einluden. Für den Angreifer kam es also darauf an, zunächst diese bedrohlichen Brückenköpfe zu überwältigen und zugleich eine möglichst große Lücke in die russische Front zu reißen.

Zuerst galt es dem Brückenkopf von Jaroslau, den Mackensen bereits am 14. Mai durch die Garde und das VI. österr.-ung. Korps angreifen ließ, während die Russen an dieser Stelle 3 Divisionen (41., 45. und 62.) stark waren. Schlüsselpunkte der russischen Stellung waren südwestlich der Stadt die kahle, die ganze Umgegend beherrschende Jupajowkahöhe (Höhe 264) und im Westen das prächtige Besitztum des Grafen Schimienski mit stattlichem Schloß, ausgedehntem Meierhof, Ziegelei und einem weitläufigen Park, der sich bis zu den Fabriken der westlichen Vorstadt hinzog. Vor dieser war eine dreifache Reihe von tiefen Schützengräben ausgehoben und viel schwere Artillerie aufgefahren. Die Angriffstruppen formierten sich auf dem Sektor dieses Halbkreises, und zwar wurde die Garde auf dem linken Flügel gegen Schloß und Meierei angesetzt, die österr.-ung. Divisionen Kestranek (Polen, Mähren und Schlesier) und Hadsy (Ungarn) unter dem Befehl des Generals Arz v. Straußenberg dagegen auf dem rechten Flügel gegen die zu einer wahren Festung ausgebaute Höhe 264. Beide Korps hatten ja schon oft in engster Waffenbrüderschaft gemeinsam gefochten, und beiden erwuchsen bei Jaroslau neue Ehrentage. Wenn man aber anfangs vielleicht noch gemeint hatte, es nur mit den üblichen russischen Nachhuten zu tun zu haben, so mußte man jetzt bald zu der Überzeugung kommen, daß die Russen in dieser starken Stellung zu nachdrücklichem Widerstande entschlossen waren und daß ein Infanteriesturm sich nicht ohne kräftige Artillerievorbereitung würde durchführen lassen. So erhielten denn wieder die Geschütze das Wort. Deutsche 21-cm-Mörser, neue österreichische 15-cm-Haubitzen und Feldkanonen aller Art nahmen die russischen Stellungen unter vernichtendes Feuer. Stundenlang brüllendes Dröhnen ließ die alten Baumriesen des Parkes erzittern, aus den Äckern wuchsen wie aufschießende Springbrunnenstrahlen die schwarzen Rauchpappeln der Granatenexplosionen jäh empor, das Mündungsfeuer der in langer Reihe aufgestellten Mörser wurde zur zuckenden Flammenschlange, der ganze Horizont zu einem wogenden Meer von Rauch und Brand. Unaufhörlich folgten sich dumpfe, rollende Mörserfalven und hell krachende Haubitzlagen, unterbrochen nur vom scharfen Knall der Feldkanonen, die dicht hinter den Schwarmlinien standen. Mit eherner Ruhe arbeiteten die Artilleristen, Ungarn und Preußen feuerten um die Wette. Aus dem Meierhof, dem Schloß, der Ziegelei, der großen Fabrik am Westeingang der Stadt schlug lodernder Flammenschein. Bald war all dies nur noch ein Chaos von unheimlich bizarren Trümmern, ein grauenhaft groteskes Durcheinander von Schutt und geschwärzten Mauerresten, verbrannten Einrichtungsgegenständen, verbogenen Eisenplatten, durchlöchertem Wellblech, freigelegten Sparren und Traversen, in den schwelenden hohen Baumkronen hingen die Überreste von Blechdächern. Trotzdem hielten sich die Russen mit verbissener Zähigkeit in dem zerstampften Park, in den Schützengräben, die sich von den schönen Blumenbeeten des stolzen Herrensitzes bis zu der zusammengebrochenen Ziegelmauer der Fabrikanlagen hinzogen. Trotz aller sengenden Gluten, die die schweren Granaten entfachten, war das harte Erz des Verteidigungswillens noch immer nicht zur Schlacke ausgebrannt. So mußten denn die altberühmten preußischen Garderegimenter „Elisabeth" und „Alexander", nachdem sie sich nachts bis in Sturmstellung vorgearbeitet hatten, in früher Morgenstunde des 15. Mai mit dem Bajonett das Letzte tun. In wildem Anlauf rannten sie alles über den Haufen und ließen sich auch durch die verworrenen Knäuel des von den Granaten zerrissenen Drahtgeflechts nicht aufhalten. Zahllos herumliegende zerbrochene Gewehre gaben noch tagelang Zeugnis von dem mörderischen Nahkampf, der namentlich im Park getobt hatte, dessen uralte Bäume von den Granaten größten-

Digitized by Google

teils gleich Streichhölzern zerknickt waren. Im Laufe des Tages wurde dann auch noch die Vorstadt von der 3. Gardebrigade genommen, und am Abend war Jaroslau selbst sowie der ganze Brückenkopf in der Hand der Verbündeten. Glücklicherweise war die geräumige Stadt, deren blanke Kirchenkuppeln friedlich im Maienlicht funkelten, mit ihren alten polnischen Renaissancebauten und dem prächtigen neuen, im byzantinischen Stil gehaltenen Dom unversehrt geblieben. Nur die Brücken brannten die abziehenden

regiment zum Sturme hervor. Aus schnell aufgeworfenen Deckungen erhoben sich die lockeren Sturmreihen der kleinen, aber hurtigen und zähen Polen und fegten mit verblüffender Schnelligkeit über die kahle Fläche hinweg, der feuerspeienden Höhe entgegen. Schluchzende Nachtigallen sangen den Tapferen das Geleitlied, für viele das Todeslied. Die Angreifer hatten es hier besonders schwer, weil sie über den weiten, völlig deckungslosen Jaroslauer Schießplatz hinweg mußten, auf den die russische Artillerie vor-

Abb. 4. Erstürmte russische Stellung in der Gegend des San.

Russen hinter sich ab, nachdem sie schon vorher die Bahnhofsanlagen den Flammen übergeben hatten.

Auf die baumlose, mäßig ansteigende Kuppe der Höhe 264, die einen geradezu idealen Verteidigungspunkt darstellte, regnete den ganzen 14. Mai über ein wahrer Hagel von Granaten nieder. Schrapnellwolken ballten sich über ihrem grünen Rasenteppich zusammen, braunschwarze Erdfontänen sprühten unausgesetzt hinter den glitzernden Drahtverhauen empor, Kirchtürme barsten auseinander, die Sprengungen der Minenwerfer schleuderten Schutt, zerfetzten Draht und zersplittertes Gebälk in die Lüfte. Darauf einige Augenblicke atemloser Stille. Dann brach vom Waldrand her plötzlich das 56. Linienzüglich eingeschossen war. Wohlgezieltes Schrapnell- und Maschinengewehrfeuer schlug den Stürmenden entgegen und riß schmerzliche Lücken. Trotzdem flutete die Angriffswoge unverzagt bis zum Hügelrand hinauf. Aber hier warf ein furchtbarer Gegenstoß der Russen die Atemlosen zurück, und im Zurückgehen mußten sie nochmals die Höllenzone des feindlichen Feuers durchschreiten. Wiederum griff nun die österreichische Artillerie ein, und immer mehr Brände vermählten sich den Goldstreifen des Sonnenuntergangs. Ein zweiter und dritter Angriff, zu dem auch Honvedbataillone der Nachbardivision Hadsy herangezogen wurden, verliefen ähnlich. Wieder wurde die Höhe genommen, und wieder mußte sie unter dem Druck der feindlichen Gegenangriffe aufge-

Digitized by Google

geben werden. Die ganze Nacht hindurch abwechselnd Artilleriduell und rasendes Gewehrfeuer. Erst ein vierter Anlauf im Morgengrauen führte zum Ziel, zumal sich daran eben eingetroffene Marschtruppen beteiligen konnten, die willig ihr Letztes hergaben, obwohl sie bereits 30 km auf schlechten Wegen zurückgelegt hatten. Mit unwiderstehlicher Wucht wurden die Russen nun endgültig den Abhang hinuntergefegt, alles zerknickt, was ihrem Willen noch halt gab, das gelockerte Gefüge ihrer Bataillone noch zusammenhielt. Es war nur noch eine völlig zermürbte und zermorschte Masse, die in wirrer, überstürzter Flucht den Ufern des San zustrebte. Das 147. russische Infanterieregiment wurde hier völlig aufgerieben.

Im Anschluß an die Eroberung von Jaroslau wurde dann am 16. Mai auch gleich noch der Übergang über den San selbst erzwungen, der schon deshalb geboten erschien, weil die Russen vom überhöhenden Ostufer des Flusses aus steißig herüberkanonierten. Dieser Bewegung schloß sich weiter flußabwärts auch noch das 10. deutsche Korps an, also die kampferprobten Hannoveraner Emmichs, und bemächtigte sich der Ortschaft Wiązownica durch einen prachtvollen Angriff der 40. Brigade. Die russische Front war auf diese Weise bereits in einer Breite von 30 km glatt durchstoßen, und damit der russische Plan vereitelt, den verhängnisvollen Bewegungskrieg durch hartnäckigen Widerstand am San wieder in den Stellungskampf überzuführen. Keilförmig schob sich so diese siegreiche Heeresgruppe tief in die russische Front ein, und ob auch die russischen Gegenangriffe sich zangenartig um den Keil herumlegten, er hielt doch unerschüttterlich stand. Eine mehrtägige Erholungspause folgte. Dann aber ging es wieder rastlos vorwärts, wobei gegen Südost eingeschwenkt wurde. Korps Arz drang über Wietlin nach Wysocko vor, nahm die starken dortigen Verschanzungen und am 25. Mai auch den Brückenkopf von Zagrodzy, so daß es ihm vergönnt war, den blutigen Sieg bei Radymno zu vervollständigen. Der linke Flügel dieses unermüdlichen Korps drang am gleichen Tage in die Linie Dunkowice—Michalowka ein, während die Garden Lajski erstürmten. Am folgenden Tage wurde nach schwerem Ringen Nienowice genommen, wobei zwei österreichische Bataillone durch eine weit ausholende Umgehung den blutigen Tag entschieden, so daß die ganze Ortsbesatzung die Waffen strecken mußte. Auch die wichtige Höhe Horodisko wurde erkämpft (Höhe 209), und am Abend der Feind mit dem Bajonett aus Chotyniec und Gaje herausgeworfen. Heftige russische Gegenangriffe aus nördlicher und nordöstlicher Richtung wurden siegreich abgewehrt, und hierauf der Vormarsch zu beiden Seiten des Wyżniabaches fortgesetzt, bis man auf 10 km an die Bahnlinie Przemyśl—Lemberg herangekommen war und sie sowie die parallel verlaufende große Fahrstraße unter schweres Artilleriefeuer nehmen konnte. Da auch von Süden her die verbündeten Heere nach dem glänzenden Siege von Stryj sich dieser wichtigen Verbindungslinie fast bis auf die gleiche Entfernung genähert und schon Husakow besetzt hatten, so entstand hier östlich der auf allen anderen Seiten bereits eingeschlossenen Festung Przemyśl eine ausgesprochen sackartige Aufstellung. Die Zuschnürung dieses Sackes mußte die Festung vollends abschneiden und ersticken.

Der zweite vorbereitende Schlag richtete sich gegen den Brückenkopf bei Sieniava, der am 18. und 19. Mai erobert wurde. Er lag im Kampfgebiet des rechten Flügels der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand, der dabei auch noch durch die linke Flügeldivision des hannoverschen Korps unterstützt wurde. Die Hauptlast des Kampfes aber trug wieder das wackere Edelweiß-Korps. Vergeblich versuchten die Russen, das Verlorene wieder zu gewinnen, indem sie mit auf dem Ostufer des Flusses herangeführten Teilen der Besatzung von Przemyśl und mit bei Radawa gesammelten Reserven vorstießen. Der Angriff aus Przemyśl wurde leicht abgewiesen, der andere brachte zwar die 8. österr.-ung. Division zeitweise arg ins Gedränge, erlahmte dann aber wieder und fiel zurück. An den folgenden Tagen kam man auch etwas über Sieniava hinaus und der rechte Flügel marschierte im Tal der Lubaczowka aufwärts, da aber setzten plötzlich mit unerwarteter Wucht starke russische Gegenstöße unter Führung des Generals Irmanow ein, die das Bild wesentlich verschoben und eine Reihe hin und her wogender Kämpfe verursachten. Offenbar hatten es sich die Russen in den Kopf gesetzt, hier unter allen Umständen auszuhalten und durch eine kräftige Gegenoffensive entlastend für das bedrängte Przemyśl zu wirken. Sie errangen denn auch nicht unerhebliche Teilerfolge und vermochten sogar Sieniava selbst und den südlich davon gelegenen Brückenkopf zurückzuerobern, wobei auch einige Geschütze ihnen überlassen werden mußten. Sie konnten sogar vorübergehend wieder auf dem linken Ufer des San festen Fuß fassen, trotzdem aber nicht den tapfer erstrittenen Sieg zu einem strategischen Erfolg ausbauen. Das schon unabwendbar ge-

Digitized by Google

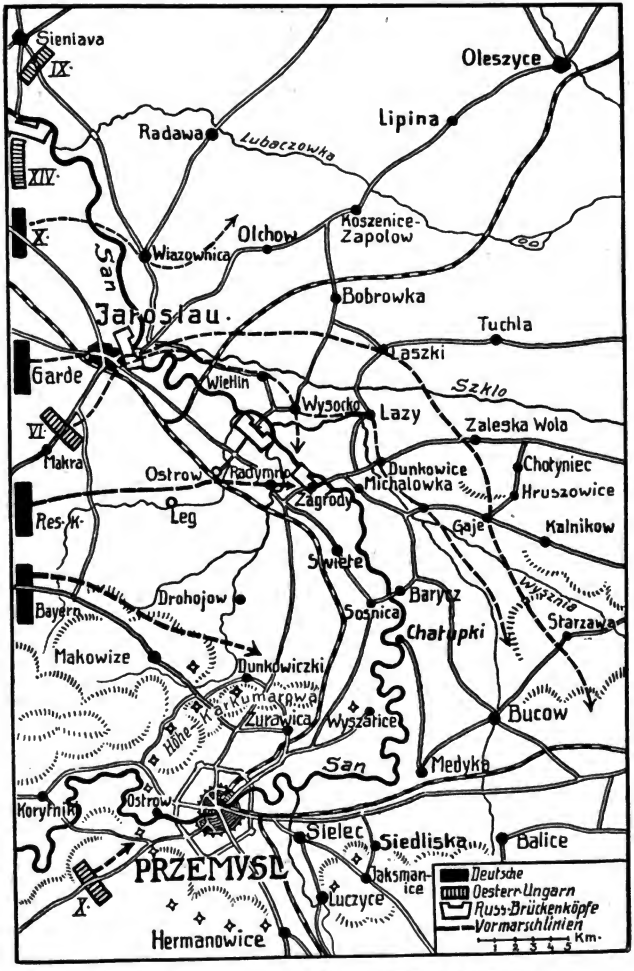


Abb. 5. Karte zu den Kämpfen zwischen Przemysl und Sieniava im Frühjahr 1915.

Digitized by Google

wordene Schicksal Przemysls vermochten sie dadurch auch nicht um eine Stunde aufzuhalten. Das einzige, was sie erzielten, war eine längere Hemmung des Vormarsches des erzherzoglichen Heeres, aber diese Hemmung mußte in dem Augenblicke automatisch fallen, in dem Przemysl erobert war. Im übrigen erwies sich der deutsche Defensivhaken bei Jaroslau als zu stark, als daß er hätte durchbrochen werden können, und wenn die russische Heeresleitung vielleicht gehofft hatte, durch solche übermächtige Angriffe auf den äußersten Flügeln (sie erfolgten fast gleichzeitig auch an der Dujestr-Front) die schon verlorene große Schlacht wiederherzustellen, so sah sie sich darin gründlich getäuscht. Höchstens daß dadurch vielleicht Mackensen veranlaßt wurde, den „Sack von Moczyska" noch nicht zuzuziehen, und daß infolgedessen der Großteil der Besatzung von Przemysl noch im letzten Augenblick Gelegenheit erhielt, zu entwischen. Immerhin hielten sich die Russen bei Sieniava bis zum 5. Juni, und die hier gelieferten wechselvollen Kämpfe waren äußerst blutig, die Verluste auf beiden Seiten sehr schwer, namentlich bei den unübersichtlichen Waldgefechten, die sich bis zum 15. Juni im Tale der Lubaczowka abspielten.

Die Nahkämpfe waren furchtbar, jeder Zoll Boden mußte mit Blut erkauft werden. Auf russischer Seite, wo 14 Eliteregimenter ins Feuer geführt wurden, darunter die berühmte eiserne Brigade der Sibirier, fielen General Ratkewitsch und neun Regimentskommandeure. Auch die Österreicher und Ungarn hatten viele ihrer besten Offiziere zu beklagen, darunter den Befehlshaber des 62. Infanterieregiments, Oberst Engerlein, der tödlich verwundet wurde, als er persönlich seine braven Szekler zum Sturme vorführte, und Oberst Pöschek vom 57. Regiment, der von nicht weniger als 32 Kugeln durchbohrt wurde. Es zeigte sich bei diesen Kämpfen aber doch, daß es mit der russischen Offensivkraft zu Ende ging, daß ihre neuen Truppenkörper so hohen Ansprüchen nicht gewachsen waren, daß sie nicht recht durchzuhalten vermochten, daß ihre Angriffe verhältnismäßig rasch verbluteten, und daß sie geneigt waren, die Partie vorzeitig verloren zu geben. Dies mußte um so mehr auffallen, als man aus früheren Erfahrungen nur zu gut wußte, wie unglaublich lange russische Truppen sonst einen Vorstoß, und sei er auch noch so wenig erfolgreich, durchhalten. Manche unvergängliche Heldentat ist damals hier am San

Abb. 6. Zurückgebliebene deutsche Leichtverwundete beim Nachmittagskaffee vor einem Bauernhaus an der Straße nach Jaroslau.

Digitized by Google

Abb. 7. Österreichischer Train überschreitet den San.

und an der Lubaczowka vollbracht worden. Von den vielen sei nur eine erwähnt: Ein russisches Bataillon war unter dem Schutze der Dunkelheit in die Stellung des 1. Tiroler Kaiserjägerregiments eingedrungen und hatte in einem Wassergraben natürliche Deckung gefunden. Die Lage war ernst genug. Da erbot sich der Kadettaspirant Pescosta, ein Sohn des bekannten Bergführers aus St. Ulrich im Grödener Tal, freiwillig zur Vertreibung des im Graben eingenisteten Feindes. Mit einigen mutigen Jägern schlich er sich zu den Russen. Wenige Schritte von ihnen entfernt, sprang er auf und schleuderte seine Handgranaten mitten unter sie, Tod und Schrecken verbreitend. Ein wütendes Schnellfeuer auf die Tapferen war die Antwort, doch gelang es Pescosta, unverletzt zurückzukommen. Aber die Russen wollten noch nicht weichen. Und so machte denn der Wackere abermals den Todesweg und noch dreimal in der gleichen Nacht. Beim fünften und letzten Male traf ihn die feindliche Kugel. Zusammenbrechend wollte er seine letzte Granate in die Reihen der Feinde schleudern, doch der Arm erlahmte und das Wurfgeschoß entglitt seiner Hand. Aber der Zweck war erreicht: die Russen im Graben waren durch die Bombenwürfe Pescostas derart erschüttert, daß sie sich scharenweise dem Fähnrich Call ergaben, als dieser mit einer Patrouille nach seinem schwerverwundet vor der russischen Linie liegenden Kameraden suchte. 5 Offiziere und 300 Mann konnte der blutjunge Fähnrich in die Gefangenschaft abführen.

Zu einer besonders glänzenden und erfolgreichen Waffentat gestaltete sich die Eroberung des dritten Brückenkopfs bei Radymno, die vom 23. bis 25. Mai unter den Augen des deutschen Kaisers vor sich ging, der hier auf den Höhen südlich Jaroslau mit seinem Sohne Eitel Fritz zusammengetroffen war. Die Russen hatten auch hier wieder eine dreifache Verteidigungslinie angelegt: die erste verlief über die Höhen westlich von Ostrow, die zweite ging mitten durch dieses Dorf hindurch, dessen Gassen mit einem Gewirr von Barrikaden und Stacheldraht angefüllt waren, die dritte stützte sich auf den Brückenkopf von Zagrody. Die Angreifer aber waren hier insofern im Vorteil, als sie den Angriff von vornherein von zwei Seiten her ansetzen und so die Russen in die Zange nehmen konnten. Auf der Jaroslauer Straße ging das Reservekorps des Generals v. François gegen Radymno selbst vor, auf dem anderen Sanufer aber das Korps Arz gegen den Brückenkopf. Auch die Garde wirkte aus der Ferne flankierend und sperrend mit und hielt die natürliche Rückzugstraße des Gegners nach Osten unter Artilleriefeuer, während die Bayern gegen Przemysl zu deckten und beobachteten. Trotz dieser günstigen Voraussetzungen blieb Mackensen auch hier seinem alten Grundsatz treu und nahm die feindlichen Stellungen erst 24 Stunden lang unter gründliches Artilleriefeuer namentlich seiner schweren Kaliber. Alle großen Feldherren seit Friedrich dem Einzigen und Napoleon I. haben ja gewußt, daß die wirkungsvolle Massenverwendung schwerer Artillerie das wichtigste Hilfsmittel zum Siege ist, wenn es mit einer überraschenden Heranführung überlegener Streitkräfte gegen verhältnismäßig schwache Punkte der feindlichen Schlachtordnung Hand in Hand geht. Gegen neuzeitliche Feldbefestigungen vollends, ge-

Digitized by Google

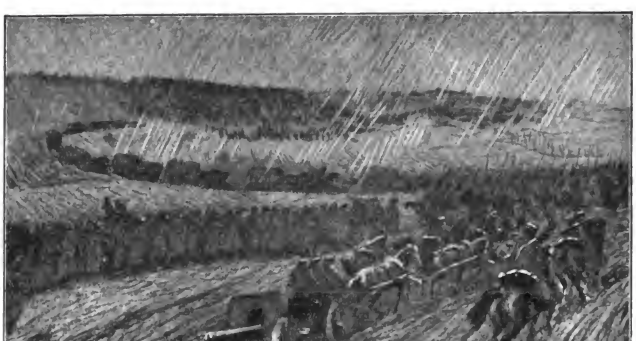


Abb. 8. Reste der am San geschlagenen russischen Heeresmassen fliehen bei strömendem Regen in Eile vor den heftig nachdrängenden Truppen der Verbündeten in der Richtung auf Lemberg.

gen Schützengräben, Drahtverhaue und Maschinengewehre ohne ausgiebige Vorbereitung durch schweres und schwerstes Geschütz anzurennen, das hieße, tapferes Fußvolk ruchlos und zwecklos morden. Einem Nikolajewitsch verschlug das nichts, aber einem Mackensen konnte es nicht einfallen. Daß aber in dem Gewittersturm von Blei und Eisen, wenn alle Mächte der Hölle losgelassen scheinen, noch lange kein Allheilmittel des Sieges liegt, das haben die Franzosen zu ihrem Schmerze im gleichen Maienmond des Jahres 1915 bei La Bassée und Arras erfahren müssen. Auch bei Radymno war der in der Morgenfrühe des Pfingstmontags einsetzende Artillerieüberfall wieder von fürchterlicher Wirkung. Ostrow fiel in Schutt und Asche, Radymno brannte lichterloh an allen Ecken und Enden, in den russischen Schanzen wurde das Unterste zu oberst gekehrt. So fanden die deutschen Truppen nur noch schwachen Widerstand, als sie am nächsten Tage mit prachtvollem Schwung gegen Ostrow vorstürmten und es im ersten Anlauf nahmen. Die flüchtenden Russen ließen eine Feldbatterie und drei schwere Geschütze in dem Orte stehen. Eine in rasender Fahrt davonstiebende Batterie wurde von einigen Volltreffern erreicht und gänzlich vernichtet. Auch das brennende Radymno konnte sich nicht lange halten. Dann ging es hinter den überrannten Russen her über den Exerzierplatz hinweg gegen den San. Der russische Befehlshaber hatte anscheinend völlig den Kopf verloren und ließ die hölzerne Sanbrücke voreilig anzünden. Die dunklen Rauchwolken des ausgegossenen Naphtha färbten die lodernden Flammen und sperrten den Flüchtigen den Rückweg. Es entstand eine tolle Verwirrung, fast wie bei Tannenberg, als nun auch noch die schweren deutschen Geschütze ihre Granaten nach diesem Punkt schickten, wo am Brückeneingang in wahnsinniger Todesangst wirre Menschenknäuel sich balgten und die Leichenhaufen sich bald zu schauerlichen Hügeln türmten. Man kämpfte schreiend mit den andern Gehetzten um sein Leben, suchte sich schwimmend über den Fluß zu retten oder ergab sich mit dumpfer Gleichgültigkeit dem Sieger. Ganze Bataillone streckten hier die Waffen, sämtliche Geschütze und ein umfangreicher Fuhrpark wurden zur leichten Beute der Unsrigen. Eine Division meldete sehr bald, daß sie nicht genug Leute habe, um diese Massen von Gefangenen ohne Beeinträchtigung der Gefechtshandlung abtransportieren zu können, worauf Mackensen ihr für diesen Zweck Reiterei zur Verfügung stellte. Was noch über den San entkam, lief der lauernden Garde ins Garn; so konnte eine einzige, nur noch 110 Gewehre starke und von einem Reserveleutnant geführte Kompagnie des 3. Garderegiments 1900 Gefangene einbringen, darunter 12 Offiziere.

Nicht so leicht wie die Deutschen hatten es

Digitized by Google

diesmal die Österreicher und Ungarn des VI. Korps, die über völlig offenes Gelände gegen die schwierigen Hindernisse des stark ausgebauten Brückenkopfs vorgehen und sich Schritt für Schritt Bahn brechen mußten. Sie hatten deshalb bittere Verluste; zwei Regimentskommandeure fanden an der Spitze ihrer Truppen den Schlachtentod, ein dritter blutete aus schweren Wunden. Aber auch hier wurde das Ziel erreicht, der Brückenkopf genommen und die Russen in toller Flucht gen Südosten gejagt, wo Rauch und Brände die Rückzugstraße des Feindes bezeichneten. Die Honoeddivision bemächtigte sich dann am 25. auch noch des letzten Sperriegels, des Brückenkopfs von Zagrody und zwar durch geschickte Umgehung, da das vorliegende Sumpfgelände ein frontales Anrennen ausgeschlossen erscheinen ließ. So war die ganze Sanselleung den Russen entrissen, Przemysl auch von der Nordseite her zugänglich und reif zur Belagerung. Sie sollte von überraschend kurzer Dauer sein.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Sergius Dimitriewitsch Ssasanow.

Mit 1 Abbildung.

Mit Ssasanow war sehr unvermutet der Mann von der politischen Schaubühne abgetreten, der sechs Jahre lang zielbewußt die Politik Rußlands in stürmisch bewegter Zeit geleitet hat und der sich des rückhaltlosen Vertrauens seines kaiserlichen Herrn zu erfreuen schien. Über die Ursache seines plötzlichen Sturzes lassen sich heute nur erst Vermutungen anstellen. War es sein Liebäugeln mit der Duma und insbesondere mit der Kadettenpartei, war es seine allzu dicke Freundschaft mit dem intriganten englischen Botschafter Sir Buchanan, war es seine schroffe Haltung gegen die Neutralen, waren es volkswirtschaftliche oder innerpolitische Verhältnisse — wir wissen es nicht. Wie immer in solchen Fällen wurde Krankheit vorgeschoben, und in der Tat ist der schmächtige Mann mit dem wächsernen Sarmatengesicht gesundheitlich nie recht tatkfest gewesen und hat wiederholt lange und schwere Krankheiten durchmachen müssen. Er entstammt einer alten, im Gouvernement Rjäsan reich begüterten Adelsfamilie, die dem russischen Staate schon zahlreiche hohe Militärs und Beamte geliefert hat, gehört also den Tiefen Großrußlands an und ist in seinem Leben nie etwas anderes als Stockrusse gewesen. Seine Ausbildung empfing der heute erst 56jährige auf dem Kaiserlichen Lyzeum in Petersburg und trat dann sofort in den Staatsdienst ein, indem er eine Anstellung in der Kanzlei des Ministeriums des Auswärtigen erhielt. Später wurde er dritter Botschaftssekretär in London, und von dieser Zeit ab schreibt sich seine Vorliebe für das Engländertum. 1894 wurde er Legationssekretär der russischen Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl, rückte hier zwar fünf Jahre später zum Ministerresidenten auf, blieb aber dann in dieser nicht gerade wichtigen Stellung volle zehn Jahre lang kleben und schien an der Petersburger Sängerbrücke schon vergessen worden zu sein, als er plötzlich im Frühjahr 1909 an Stelle Tscharykows, der als Botschafter nach Stambul ging, in das hohe Amt eines Gehilfen des Ministers des Auswärtigen berufen wurde. Von da ab ging es fabelhaft rasch mit seinem Aufstieg, der auch dadurch noch wesentlich gefördert wurde, daß sich Ssasanow mit der Schwägerin des damals allmächtigen Ministerpräsidenten Stolypin vermählte. Erzreaktionär, Panslawist, kirchlich orthodox bis auf die Knochen, war er so recht der Mann nach dem Herzen der herrschenden Großfürstenpartei. Iswolski hatte als Minister des Auswärtigen schon ziemlich abgewirtschaftet und sich durch unvorsichtige Äußerungen während der bosnischen Krise zu sehr bloßgestellt, so daß er als Botschafter nach Paris abgeschoben werden mußte, und der vorsichtigere, genau seine Worte wägende Ssasanow schon 1910 sein Nachfolger werden konnte. 1911 mußte er sich allerdings für längere Zeit von den Geschäften zurückziehen, da er von einer schweren Krankheit ergriffen wurde, die ei e ernste Operation und einen längeren Kuraufenthalt in der Schweiz nötig machte. Wider Erwarten wurde fe'n schwächlicher Körper der Krankheit Herr, und wenn Ssasanow Humor besitzt, was freilich nicht gerade wahrscheinlich ist, wird er schmunzelnd die politischen Nekrologe gelesen haben, die man ihm vorzeitig unter reichen Weihrauchopfern gewidmet hatte. Namentlich in Deutschland sand Ssasanow eine sehr gute Pre'se, denn er galt merkwürdigerweise jahrelang hüben wie drüben für einen Deutschenfreund. Dies beweist nur, daß dieser geschmeidige Abkömmling tatarischer Höflinge ein wahrer Meister der Verstellungskunst ist. In Wirklichkeit ist er es gewesen, der Rußland in die Arme Englands trieb, in Wirklichkeit hat er von allem Anfang an planmäßig auf die kriegerische Auseinandersetzung mit

Der russ. Exminister Ssasanow.
Zeichnung von M. Zimmerer.

Digitized by Google

den Mittelmächten hingearbeitet, und es trifft ihn deshalb ein wohlgerüttelt Maß von Schuld an dem Ausbruch des großen Weltbrandes. Aber Rußland war damals militärisch noch nicht genügend gerüstet, und es kam Ssasanow deshalb vor allem darauf an, Zeit zu gewinnen, indem er die Gegner über seine wahren Gesinnungen täuschte. Das ist dem schlauen Sarmaten nur zu gut gelungen. Während die deutschen und österreichischen Zeitungen seine angebliche Deutschfreundlichkeit über den grünen Klee lobten, sahen ihm als Stockrussen in Wahrheit jedes Verständnis für deutsche Wesensart, und Stockrusse ist Ssasanow nicht nur der Geburt und Erziehung, sondern auch seiner ganzen Weltanschauung und Denkweise nach. Zweifellos ist er ein geschickter Diplomat, dessen politische Begabung vor dem Kriege auch bei uns sehr hoch eingeschätzt zu werden pflegte. Wer nicht mit politischer Blindheit geschlagen war, der hätte bezüglich der vielgerühmten Deutschfreundlichkeit Ssasanows aber doch stutzig werden müssen, wenn er ihr gegenüberhielt, wie innig sich der russische Minister mit den Engländern anzufreunden wußte, wie er aus seiner Vorliebe für das Inselreich nie ein Hehl machte. Nur feinste Berechnung war es, daß Ssasanow zunächst den übereifer der kriegslüsternen Großfürstenpartei zügelte und zur Geduld mahnte, daß er den Ausbrüchen des Deutschenhasses in Frankreich gegenüber kühl blieb, daß er bei den sich überstürzenden Balkanereignissen aus seiner abwartenden Ruhe nicht heraustrat, daß er die unverantwortlichen Führer des Panslawismus, wie Brjantschaninow und General Ssuchomlinow, in Schranken hielt, daß er die berüchtigten „slawischen Mahlzeiten" in Petersburg verbot. Auch begleitete er bald nach seiner Ernennung den Zaren nach Potsdam zu der berühmten Aussprache mit dem deutschen Kaiser, dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und dem verstorbenen Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter, deren Bedeutung bei uns allerdings vielfach stark überschätzt worden ist. Das alles war Maske, und erst unmittelbar vor dem Kriegsausbruch ließ Ssasanow diese Maske fallen. In der großen Rede, die er im Februar 1915 vor der Duma hielt, wobei er mit eiserner Stirn die unwiderleglichsten Tatsachen leugnete und an innerer Verlogenheit alles in diesem Weltkriege Dagewesene übertrumpfte, was wahrlich viel besagen will, zeichnete er erst sein wahres Charakterbild und stellte sich seinem großen Vorbilde Grey vollkommen würdig an die Seite. Im Gegensatz zu Goremykin verstand er es übrigens, mit der Duma umzugehen und sogar die Kadettenpartei mit ihrem einflußreichen Führer Miljukow, der ihn anfangs bekämpft hatte, für sich zu gewinnen. Noch nie hat ein russischer Minister über eine so sichere Dumamehrheit verfügen, noch nie einer bei seinen Kammerreden so viel Beifall ernten können, wie Ssasanow. Dagegen war seine auswärtige Politik während des Weltkriegs nicht sonderlich erfolgreich. In Bulgarien holten sich seine Agenten eine glatte Niederlage, und daß der russische Koloß mehr und mehr ins Schlepptau Englands geriet und sich zum gehorsamen Vasallen Greys erniedrigte, ist ganz auf das persönliche Schuldkonto Ssasanows zu setzen, und scheint ihm schließlich auch den Hals gebrochen zu haben. Nachdem aber neuerdings die von Sir Buchanan geschobene englische Partei in Petersburg wieder Oberwasser bekommen, den englandfeindlichen und einem Friedensschluß anscheinend nicht abgeneigten Stürmer gestürzt und Trepow an seine Stelle gesetzt hat, scheint auch der Stern Ssasanows wieder im Aufgehen begriffen zu sein. Er hat an den letzten Sitzungen des Ministerrats teilgenommen und soll angeblich den Botschafterposten in London übernehmen — eine Stellung, die so recht nach seinem Herzen wäre. Aller Wahrscheinlichkeit ist er also noch dazu bestimmt, eine wichtige Rolle auf der politischen Schaubühne zu spielen. K.F.

Die Mittel des Krieges.

Die Nervenstränge der Massenheere.

Von **Paul Otto Ebe.** Mit 4 Abbildungen.

Blitzschnell, wie eine Empfindung im menschlichen Körper die Nervenstränge von der Berührungsfläche her nach einem geschützt liegenden Zentrum durcheilt, so rasen die Drahtmeldungen und Fernsprüche in dem weitverzweigten Netze der Nachrichtenverbindungen von den Frontberührungspunkten mit dem Feinde, den geschützt liegenden, wichtigen Stäben konzentrisch zu, von wo aus dann das Nötige veranlaßt wird, wenn nicht die Selbsttätigkeit des Unterführers unter dem Eindrucke des Augenblicks — den motorischen Nerven vergleichbar — schon darauf reagiert hat.

Man kann mit Recht behaupten, daß die Leitung der Massenheere ohne Telephon und Telegraph mindestens mit großen Zeitverlusten und einem riesigen Aufwand von Ordonnanzoffizieren sowie Meldereitern verbunden, wenn nicht überhaupt ganz unmöglich wäre. Nicht allein die Frontalausdehnung, sondern auch die rückwärtige Tiefe des militärischen Operationsgebietes haben sich gegen frühere Zeiten fast unvergleichlich gestreckt. Dabei wachsen neben den zu fordernden Schnelligkeits- und Dauerleistungen von Roß und Mann beim Überdringen wichtiger Meldungen und Befehle auch die Unglücksfälle beim Reiten in den Frontabschnitten. Kurzum, eine sichere, rasche und brauchbare Verbindung zwischen den einzelnen Stäben und Truppen wäre unmöglich. Von der einheitlichen Durchführung eines großen Planes könnte ferner überhaupt keine Rede mehr sein, denn jeder unvorhergesehene Zwischenfall würde stunden- oder gar tagelang vom Unterführer nach

Digitized by Google

eigenem Gutdünken behandelt werden müssen, und bis ihm der später eintreffende Befehl des höheren Stabes zugestellt wird, kann sich die Lage schon wieder wesentlich geändert haben. Sogar wenn wir unsere modernen, raschesten Fortbewegungsmittel, die Eisenbahn und das Kriegsautomobil, zur alleinigen Nachrichtenübermittlung verwenden wollten, wäre durch ihre große Abhängigkeit von Eisenbahn- oder Straßennetz und vom Wegzustand eine Leitung der Massenheere unmöglich.

Phot. W. ...

Abb. 1. In einer Feldtelephonzentrale in den Vogesen.

Aus diesen Erörterungen wird man die unvergleichliche Bedeutung von Telegraph und Telephon im heutigen Kriege ersehen haben, wie man sich ja bekanntlich des ganzen Wertes eines Zustandes oder einer Sache meist erst erschöpfend bewußt wird, wenn man zu abstrahieren sucht. Die nächsten Zeilen sollen einen kurzen Überblick über die Entstehung und Entwicklung unserer Telegraphentruppen gewähren.

Unsere feldgrauen Telegraphisten stammen ursprünglich von den Pionieren ab, worauf heute noch die Ähnlichkeiten in den Uniformen hindeuten. Als nämlich etwa ums Jahr 1850 der Gedanke sich Bahn brach, daß sich die Telegraphie auch für die Kriegführung verwenden lasse, schritt man zur Konstruktion und Beschaffung eines Feldtelegraphengerätes. Pionieroffiziere wurden flüchtig im Telegraphieren ausgebildet, bewährten sich jedoch nicht, da eine gründliche, langdauernde Vertiefung unumgänglich nötig ist. Infolge der schlechten Erfahrungen wurde beschlossen, nur im Kriege Telegraphenabteilungen aufzustellen, denen Beamte beigegeben wurden. So wurden in steigender Anzahl im Jahre 1864 zwei Abteilungen, im Jahre 1866 vier und im Jahre 1870 zwölf aufgestellt. Erst 1884 erfolgte die Errichtung einer militärischen Telegraphenschule, da sich die Forderung fühlbar machte, nicht allein die Armeeoberkommandos, sondern auch die anderen Stäbe mit ihren Truppen in der Front zu verbinden. Zwei Jahre später wurde endlich eine besondere Telegraphentruppe geschaffen, durch die Aufstellung von drei preußischen Bataillonen mit je drei Kompagnien. Von da an ging's mit Riesenschritten! 1914 bestanden fünf Telegraphenbataillone zu je vier Kompagnien nebst einer Kavallerietelegraphenschule und einer militärtechnischen Akademie. Zahlreiche Reserve-, Landwehr- und Landsturmabteilungen waren dazu für den Ernstfall vorgesehen oder wurden noch rasch organisiert.

Im Felde werden als Nachrichtenmittel neben der Drahttelegraphie und dem Fernsprechbetrieb auch die optische Telegraphie, die Funkentelegraphie und Brieftauben benützt, wenn wir von den schon erwähnten technischen Beförderungsmitteln, wie Personenkraftwagen, Kraträdern, Fahrrädern absehen wollen. Jedes dieser Nachrichtenmittel hat seine besonderen guten und schlechten Eigenschaften.

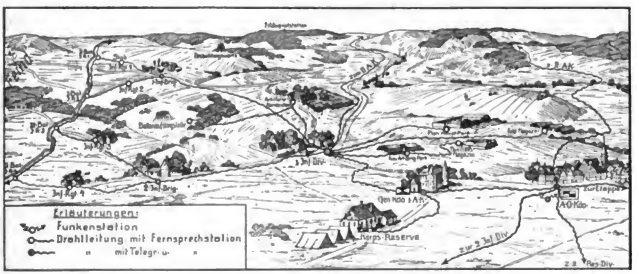


Abb. 2 Übersichtsschema zur Anlage und Verteilung von Telegraphen- und Fernsprechleitungen.

Digitized by Google

Presse-Bureau Leipzig.

Abb. 3. Österreich. „Telephonzelle" im Wald von Pinsk. Der Telephonist ist mit der Prüfung von Telephontaffeln beschäftigt.

So ist die Drahttelegraphie sehr zuverlässig und auch durch ungünstige Witterung kaum zu beeinflussen. Als nachteilig muß ihr angerechnet werden, daß die Herstellung der Leitung lange dauert, also die Zeit, bis telegraphiert werden kann, sehr reichlich zu bemessen ist. Ebenso ist beim Aufbruch der Truppe eine verhältnismäßig große Zeitspanne erforderlich, bis die Leitung wieder zurückgebaut und zusammengepackt ist, was bei Rückzügen leicht zum Verlust des Materials führen kann. Ferner sind sumpfige Überschwemmungsgebiete, sowie sonstige unzugängliche Stellen bei Gebirgskämpfen oder in russischen Urwäldern oft ein unüberbrückbares Hindernis für die Drahttelegraphie, da ihre Leitungen natürlich nur in gangbarem Gelände gelegt werden können.

Ähnliche Nachteile bringt der Fernsprechbetrieb mit sich, da auch er besondere Rücksichtnahme auf die Leitungen und ihren Bau verlangt. Sein Vorzug ist die Möglichkeit einer raschen, persönlichen Aussprache, was besonders bei taktischen, schwerwiegenden Entschlüssen sehr wertvoll ist. Es soll gleich hier erwähnt werden, daß die einander eng verwandte Drahtmeldung und der Fernspruch — sie können sogar beide auf einer Leitung gleichzeitig abgesandt werden, ohne sich gegenseitig zu beeinflussen — die Hauptträger der Nachrichtenübermittlung im Kriege sind.

Die optische Telegraphie, die mit Hilfe von vielfarbigen Lampen, Scheinwerfern oder Sonnenspiegeln arbeitet und sich durch längere oder kürzere Lichtblitze (Buchstaben des Morsealphabets) verständigt, ist natürlich nicht an die Gangbarkeit des Geländes gebunden. Zwischen Gebe- und Empfangsstation muß aber Augenverbindung möglich sein, und das Wetter muß sich einigermaßen willfährig zeigen. Bei Nebel, Regen oder Dunst ist die Leistungsfähigkeit nicht besonders groß, wodurch Mißverständnisse entstehen. Auch kann die Sichtbarkeit der Zeichen unter ein Mindestmaß sinken.

Die Funkentelegraphie ist von der Luftelektrizität und feindlichen Funkentelegraphen abhängig, andererseits jedoch für eine Nachrichtenübermittlung von kurzen, wichtigen Telegrammen auf die größten, militärisch in Betracht kommenden Entfernungen trefflich geeignet.

Man wird nun verstehen, warum die deutsche Felddienstordnung sagt: „Die Nachrichtenmittel müssen sich gegenseitig ergänzen, da jedes Nachrichtenmittel zeit- und stellenweise unter dem Einfluß des Gegners, des Geländes, der Witterung oder anderen Umständen versagen kann." Wie die schon planmäßig vorgesehene Unterstützung praktisch angewandt wird, zeigt unser Panoramabild.

Man sieht die Leitung der Armee-Telegraphen-Abteilung, die das Armeeoberkommando mit den Leitungen der Etappentelegraphendirektion und durch diese mit dem Reichstelegraphen- und Fernsprechnetz der Heimat verbindet.

Daran anschließend hat die Korps-Telegraphen-Abteilung das Generalkommando des 1. Armeekorps mit dem Armee-Oberkommando verbunden, und — soweit das Material ausreichend war — vom Generalkommando aus auch zur ersten und zweiten Infanterie-Division Leitungen gelegt. Es muß dabei hinzugefügt werden, daß die Leitungslänge 80 km beträgt, von der jeder Kilometer in der verhältnismäßig kurzen Zeit von 30 Minuten gelegt wird.

Die Fernsprechabteilungen haben die weitere Herstellung von Fernsprechverbindungen zwischen den Kommandobehörden zu besorgen, was kilometerweise in je zwanzig Minuten geschieht.

Besondere Infanterie-Fernsprech-Abteilungen haben die Aufgabe, telegraphische Verbindungen innerhalb ihrer Truppenteile herzustellen.

Beim Festungs- und beim Stellungskampf finden noch weitere Telegraphenformationen Verwendung. Es sind dies die Belagerungs-Telegraphen-Abteilungen, denen sowohl die Herstellung der rückwärtigen Verbindungen, als der Bau von Leitungen zwischen dem Oberbefehlshaber und den Abschnittskommandeuren, sowie der Abschnittskommandeure untereinander zufällt. Zweigleitungen werden von den Abschnittskommandeuren aus über die Infanteriebrigaden und Infanterieregimenter bis in die vordere Linie gelegt. Doch darin ist die Tätigkeit der Abteilung noch nicht erschöpft! Auch die Artilleriekommandeure und die Beobachtungswarten werden je nach der Lage miteinander verbunden. Sogar wichtige Punkte des Angriffsfeldes, Unterkunftsorte der Reserven, Magazine und Lazarette werden mit einem Fernsprechnetz überzogen.

Unabhängig von den Leitungen wird die optische Telegraphie auf besonders eingerichteten

Digitized by Google

Feldsignalstationen zum Austausch von Meldungen und Nachrichten verwendet. Bei Tage kann man mit den Lampen bis zu 20 km, mit den Sonnenspiegeln, auch Heliographen genannt, sogar bis 40 km und ebenso weit nachts mit Lampen telegraphieren. Allerdings ist das Verfahren etwas zeitraubend. Auf etwa 60 Worte muß man eine halbe Stunde rechnen.

Besondere Funkentelegraphenstationen gehören zum Armeeoberkommando. Sie dienen im wesentlichen zur Verbindung mit benachbarten Heeresteilen. Da sie über eine Reichweite von nicht weniger als 100 km, auch oft bis zu 200 km verfügen, fangen beispielsweise die „Funker" unserer Westfront tagtäglich die Berichte des Eiffelturms auf, und umgekehrt. Etwa 400 Worte können in einer Stunde telegraphiert werden.

Zum Bedienen all dieser Nachrichtenmittel gehören eiserne Nerven. Diese Erkenntnis prägte sich mir bei jedem meiner vielen Besuche in den Zentralen und bei meiner langmonatigen Zusammenarbeit mit höheren Stäben stets von neuem ein. Die Telephonisten in den vorderen Linien sind dem feindlichen Artilleriefeuer nicht viel weniger ausgesetzt, als die Kameraden anderer Waffen. Gilt es doch häufig, mitten im stärksten Artillerie- und Infanteriefeuer die zerschossenen Leitungen zu flicken oder halb verschüttet am Telephon auszuharren! Tag und Nacht geht der Fernsprechbetrieb weiter. Die Telephonisten wachen und schlafen mit dem angeschnallten Hörer am Kopf. Jäh aus dem Traum herausgerissen,

Presse-Büro, Leipzig.

Abb. 4. Blick in die Telephonzentrale im Unterstand eines Regimentskommandeurs an der Tiroler Front.

müssen sie blitzschnell bei der Sache sein. Wohl haben es die Telephonisten bei höheren Stäben insofern etwas besser, als sie sich mehr ablösen können, doch muß man bedenken, daß der Geschäftsverkehr dort ein viel größerer ist. Eine Leitung genügt meist gar nicht. Auf zehn Arten und noch mehr können bisweilen die Verbindungen hergestellt werden und alle Leitungen sind bis auf wenige Minuten mit Gesprächen belegt. Kein Wunder, daß bei wichtigen Rücksprachen die unschuldigen Telephonisten von den Wartenden ungeduldige Kraftausdrücke zu hören bekommen. Doch sie haben hierfür Verständnis. Zu Beleidigungsprozessen kommt es grundsätzlich nicht, da die Leitung im kritischen Augenblick zufälligerweise meist — durch Umstöpseln — unterbrochen wird.

In der Etappenstadt.

Von Ernst Albert.

Nur wer es selber gesehen hat, weiß es in vollem Umfang zu würdigen, was es für einen Ort bedeutet, Etappenstadt zu sein. So viele solcher Städte es während dieses Krieges schon waren oder noch sind, so viele gibt es, die es nie sein können. Es gehört eben mehr dazu, als die bloße entsprechende kriegsgeographische Lage. Eine richtiggehende Etappenstadt braucht vor allem ausgezeichnete Verbindungen nach rückwärts, die entweder in leistungsfähigen Eisenbahnlinien oder in mehreren guten Zufahrtsstraßen bestehen müssen. Denn alles, was in der Etappenstadt für den Krieg und die Feldgrauen zu haben ist, muß von hinten her dorthin gebracht werden. Von hier aber nimmt es seinen Weg auf ebenso vielen Straßen in die Ruhequartiere und in die Schützengräben und Unterstände. Denn was wäre der einzelne Soldat, was eine ganze Armee ohne die Etappenstadt! Das voll zu ermessen, braucht man nur einmal einen einzigen Tag dort verweilt zu haben, wo die tausend vielverschlungenen Pfade sich zu diesem gewichtigen Knoten zusammenballen.

Zwei Dinge sind es vor allem, die einer deutschen Etappenstadt ihren unleugbaren Stem-

Digitized by Google

pel ausdrücken: die Ordnung und die Sauberkeit. Und beide finden ihre einheitliche Verkörperung in der gewichtigen Persönlichkeit des deutschen Feldwebels. Ihm muß einmal noch, und sei es auch erst nach dem Kriege, ein Sänger erstehen, der seinen Wert und seine Tugenden besingt. Denn er ist, wie in der Garnison, wie im innern Dienst daheim und draußen, auch in der Etappenstadt das A und das O. Man sagt, den deutschen Leutnant, der mit Schneid und Freudigkeit seinen Zug führt, mache uns keiner unserer Feinde nach. Ich behaupte, auch unseren Feldwebel, diesen überall anzutreffenden, überall sorgenden, überall helfenden machen sie uns ebensowenig nach. In der Etappenstadt ist er sicher der König, denn hier ist er in seinem Reich; er schaltet und waltet mit Voraussicht, mit Umsicht und mit Nachsicht, weil er weiß, wieviel von dem richtigen Funktionieren des gigantischen Apparates abhängt.

Schon zeitig frühmorgens erwacht das Leben in der Etappenstadt. Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, solange der Krieg dauert. Es gibt nur einen Vergleich, nur ein Bild, das Ähnlichkeit mit dem in der Etappenstadt besitzt, der Markttag in der Provinzstadt. Wenn dennoch ein Unterschied besteht, so ist es der, daß dort, in der Provinzstadt der Markt periodisch wiederkehrt, während er hier, in der Etappenstadt, tagein, tagaus fortdauert. Mit Tagesgrauen stellen sich in langen Reihen die mit Planen bedeckten Lebensmittelwagen der Truppenteile ein, denn ein jeder möchte nach Möglichkeit frühzeitig an die Reihe kommen. Man sieht an diesem Zustrom am deutlichsten, in wie hohem Maße die vorn kämpfende Truppe von der Stadt, und gerade von dieser Stadt abhängig ist und das auch dann noch, wenn sich sogar dicht hinter den Linien der Gräben ein reger landwirtschaftlicher Betrieb entwickelt hat, der doch gewiß auch für mancherlei Bedürfnisse der täglichen Küche sorgt.

Schon der Massenandrang läßt erkennen, daß das Geschäft in der Etappenstadt, da es als einziges seiner Art für einen großen Umkreis gilt, also konkurrenzlos ist, in all seinen Einrichtungen ins Große geht und auf den Massenbetrieb zugeschnitten sein muß. Es bedingt sonach eine volle Judienststellung aller vorhandenen Verkehrsmittel wie Voll- und Kleinbahnen, Straßen und Schiffahrtskanäle für seine Zwecke, es erfordert aber auch weiterhin das Vorhandensein ausgedehnter zweckentsprechender Lagerräume. Wo solche Verkehrs- und Lagergelegenheiten ungenügend waren oder gefehlt haben, sind sie mit der unserer Heeresverwaltung eigenen Schnelligkeit beschafft oder erweitert worden. Man nahm sich hiebei den tüchtigen Kaufmann zum Muster und machte dessen Grundsatz, daß Zeit Geld bedeutet, zu seinem eigenen; man suchte Raum und Arbeitskräfte zu sparen und den Betrieb zu verbilligen, indem man ihn zugleich organisatorisch ausbaute. Darum zeigen beispielsweise die gewaltigen Vorratsräume vielfach die Eigentümlichkeit, daß auf der einen Seite die eingehenden Waren hereinkommen, während ihre Ausgabe nur auf der anderen Seite erfolgt. Es wird dadurch erreicht, daß niemals ein den ganzen Betrieb störendes wirres Durcheinander entstehen kann, abgesehen von anderen Vorteilen, wie Vermeidung von Zeitverlusten in der Entladung und Verhinderung jeglicher Durchstecherei. Für Massengüter, wie Futtermittel (Stroh und Heu) und Kartoffeln, stehen obendrein immer mehrere Magazine zur Verfügung, wobei darauf gesehen wird, daß in dem einen nur zugeführt wird, während in dem anderen nur die Ausgabe an die Verbraucher erfolgt. Das ermöglicht eine ständige genaue Bestandskontrolle und sichert den Geschäftsgang genau so, wie bei einem Friedensproviantamt. Hand in Hand geht die militärische Bewachung mit der Vorkehrung gegen Feuersgefahr.

Von der Fülle und Mannigfaltigkeit dessen, was in diesen Vorratskammern zu finden ist, kann sich der Laie schlechterdings keinen Begriff machen. Da ist einfach alles da. Irgend ein Reimeichmied hat sich einmal den Spaß gemacht, ein „poetisches Lagerverzeichnis“ aufzustellen, das ob seiner Reichhaltigkeit sogar Sachverständige in Erstaunen setzte. Wenn ich auch dem Knitterbunt, das dort geboten ist, nicht folgen will, so möge doch in mehr systematischer Ordnung ein kleiner Auszug in ungereimter Form geboten werden. In der Regel sind es drei große Gruppen, in die man alles eingliedern kann, was die Magazine der Etappenstadt bergen. Und da die Magenfrage auch im Kriege eine Hauptrolle spielt, so nehmen die eßbaren Dinge als die eine der großen Gruppen zumeist auch den größten Raum ein, sowohl in der Zahl, wie im Umfang ihrer Masse. Stroh, Heu und Hafer für die Zugtiere und Kartoffeln für die Menschen stehen dabei auch dem Volumen nach in vorderster Reihe. Dann aber kommen gleich in stattlicher wohlgegliederter Ordnung Mehl, Mais, Gerste, Reis, Graupen, Erbsen, Haferflocken, Nudeln, Sauerkraut, Kaffee, Schokolade, Kakao und Tee, Zucker, Salz, eine ganze Liste Gemüsekonserven verschiedener Aufmachung und

Digitized by Google

Zusammenstellung, Dörrobst und Marmelade, ferner Brot, Zwieback, Eier, Dauerfleisch, einschließlich Wurst, frisches Fleisch, Speck und Schmalz, Butter, verschiedene Fischwaren, wie Lachs, Kieler Bücklinge und Sprotten, sodann eine an die Jahreszeit gebundene Reihe frischer Gemüse, als da sind Selleric, Karotten, rote und gelbe Rüben, Kohlrabi, schließlich auch in stattlichen Mengen Gewürze verschiedener Art, beispielsweise Kümmel, Pfeffer, Thymian, Lorbeerblätter und Senf. An Getränken sind anzutreffen neben Bier, Wein und Sekt in großen Mengen auch Branntwein, Rum Arrak, Kognak, ferner Essig und Speiseöl.

Eine zweite große Gruppe umfaßt Dinge, die man, wie in jeder Haushaltung, so auch im Felde nicht entbehren kann. Dazu gehören Petroleum, Leinöl, Kitt, Lederfett, Seife und Soda, Wagenschmiere und Putzmittel. Auch Apothekerwaren und Drogen verschiedenster Art fehlen nicht und sind nötig zur Ergänzung für die Vorräte der an und nächst der Front befindlichen fahrbaren Feldapotheken, Feldlazarette und Sanitätsstationen. Allein diese Sachen alle einzeln zu nennen, würde schon eine stattliche Liste ergeben. Die dritte Gruppe endlich vereinigt in sich alles, was sonst zur Lebensführung im Felde unentbehrlich ist, was teils der Bequemlichkeit, teils der dringenden Notwendigkeit und dem Gebrauch dient. Auch das sind hunderterlei Dinge, von denen man sich auf manches kaum besinnen würde, wenn man es nicht hier wohlverwahrt und schön geordnet fände. Und doch ist auch darin häufig gerade die weise Voraussicht zu erkennen, die mit natürlicher Selbstverständlichkeit einfach an alles denkt und auch das Kleinste und Unscheinbarste nicht vergißt. So finden sich hier für den persönlichen Gebrauch des einzelnen Soldaten in stattlichen Mengen Hemden, Leibbinden, Unterhosen, Decken, Socken, Fußlappen, Fußschutzkappen, Handschuhe, Stiefel, Holzschuhe, Pelze, sodann Seegras, Säcke, Strohsäcke, weiterhin Schreibpapier, Packpapier, Tüten und Klosettpapier. Ein Gebiet für sich bildet das Rauchzeug, wobei neben den Unmengen von Rauch-, Schnupf- und Kautabak namentlich Zigarren und Zigaretten einen breiten Raum einnehmen. Sogar Tabakspfeifen verschiedener Art und Größe sind anzutreffen.

Für den Bedarf der Truppe im einzelnen wie im ganzen findet der Besucher aber noch mancherlei, worüber er sich nicht mehr wundert, wenn er sich gegenwärtig hält, daß es ja ein ganzes großes Volk ist, das in Waffen da draußen steht in Feindesland und nun schon jahrelang dort schafft und wirkt nicht nur ausschließlich in den Werken des Kriegs, sondern zum guten Teil auch in friedlicher Beschäftigung zum Wohl des eigenen Lebens, wie des von ihm besetzten Gebiets. Daran erinnern z. B. die mancherlei Handwerkszeuge und Bedarfsartikel, wie sie Schreiner, Schlosser, Maler, Schuhmacher, Schneider, Landwirt und Gärtner gebrauchen, wozu sich daneben allerdings auch Gegenstände gesellen, die das Zeichen des „Mars im modernen Gewande" aufgeprägt tragen. Dazu rechne ich u. a. auch die Fackeln, Autoreifen usw. Alles, aber auch alles, ist mit staunenswerter Ordnung und übersichtlichkeit in den gewaltigen, oft sogar besonders errichteten Räumen, Hallen und Schuppen verstaut. Hundert Hände schaffen hier alltäglich. Dutzende notieren und verrechnen und Dutzende Augen kontrollieren und überwachen.

Nimmt man nun alles das zusammen, so wird man bekennen müssen, daß der Fülle eine ganz gewaltige ist, man wird aber auch ermessen, zu welcher Wichtigkeit sich so eine Etappenstadt heranhebt, nicht minder aber wird der Geist des Laien stillstehen müssen vor der Meisterschaft, die all dies lenkt und leitet und mit scharfem Auge darüber wacht, daß es an nichts gebricht, daß dem massenhaften Abgang auch ein entsprechender Zustrom folgt. Und wenn er das alles richtig überschaut, wird mancher Leser es ersassen, warum daheim im Vaterlande der Güterverkehr Einschränkung erleiden muß. Sind doch mit dem, was ich bisher nannte, noch lange nicht alle Bedürfnisse erschöpft. Denn seitab von diesen Räumen liegen in der Etappenstadt oder in einem ihr benachbarten Ort die großen Pionierparks und die Munitionslager. Welche gewaltigen Mengen benötigen allein diese an vollendetem Material für ihre doch meist schwerwiegenden voluminösen Lasten. Man denke nur daran, wie viele Munitionszüge nötig sind, um den Schießbedarf für Artillerie und Infanterie bereit zu stellen. Und wie riesenhaft sind nicht auch die Massen von Bauholz, von Zement, an Stacheldraht usw., die im Laufe dieses Krieges schon an die Fronten im Osten und Westen befördert wurden. Hinter diesen Anforderungen an unsere Eisenbahnen verschwindet ja fast der Zugsbedarf, den Hindenburgs berühmte Truppenverschiebungen beanspruchten. Und dieser ist gewiß auch nicht klein. Dann auch bedenke man, wie viele solcher Etappenstädte wir an der Tausendkilometerfront im Westen, Osten und Südosten, von Ostende bis Mülhausen, von Riga bis Brasla und bis Mazedonien und noch weiter

Digitized by Google

haben! Wem aber das alles noch nicht genügt, der möge noch daran sich erinnern, daß ja neben den Versorgungsstellen der Intendantur auch noch eine Unzahl von Marketendern an den Fronten sind, die dem Soldaten alles das liefern, was er an kleinen oder größeren persönlichen Wünschen und Bedürfnissen hegt. Auch die geistige Nahrung darf nicht vergessen werden, für die die Feldbuchhandlungen aufkommen. Und erst recht nicht die Feldpost! Auch für dieses alles ist die Etappenstadt ein wichtiger Punkt.

Aber das Leben in der Etappenstadt ist mit der Schilderung des Zu- und Abströmens der Waren und Gegenstände genannter und angedeuteter Art noch lange nicht erschöpft. Vieles von dem, was man im Felde vorn an der Front braucht, kommt in rohem unbearbeitetem oder halbfertigem Zustand an, es muß darum hier aufbereitet werden. Manches, wie Brot und Fleisch wird hier überhaupt erst verbrauchsgerecht zubereitet; es wird gebacken und geschlachtet und je nach der Größe des Versorgungsbereichs richtet sich Größe und Umfang und Betrieb der hiezu erforderlichen Einrichtungen. Das gilt auch in vielfacher Hinsicht von den Dingen, die in mehr oder weniger verbrauchtem Zustand von der Front zur Etappe zurückströmen und nun hier eine Erneuerung erfahren. Dazu gehört neben mancherlei Kriegsgerät, zu dem außer Wagen und Apparaten sogar Kanonen zählen, hauptsächlich Wäsche, die hier gewaschen und geflickt wird. Auch Uniformstücke, Ausrüstungsdinge des Soldaten, Handwerkszeug usw. werden hier ausgebessert und ergänzt. Unter Aufsicht deutscher Mannschaften wird dies meist von einheimischen Arbeiterinnen und Handwerkern besorgt, die so eine lohnende Beschäftigung finden. Sparsamkeit und Reinlichkeit sind zwei Eigenschaften, die überhaupt von unserer Heeresverwaltung hoch in Ehren gehalten werden. Darum ist dies sorgsame Aufbewahren und Sammeln aller noch verwendbaren Dinge eine besondere Pflicht der im Felde stehenden Soldaten. Diese Pflicht ist nötig geworden, insbesondere infolge der langen Dauer des Krieges und der durch die Absperrung jeglicher Zufuhr entstandenen Knappheit an einigen wichtigen Rohmaterialien.

So ist im Laufe der Zeit die Etappenstadt zu einem ebenso gewichtigen wie gewaltigen Uhrwerk geworden, dessen einzelne Teile sinngemäß ineinandergreifen und ineinandergreifen müssen, soll anders im Getriebe des Ganzen keine Stockung eintreten. Auch diese Ordnung der Dinge gehört zum Kriegführen, sie birgt aber zugleich auch nicht unerhebliche sozialethische Momente in sich und zeigt uns auf voller Höhe als ein Volk, das auch im rauhen Kriegshandwerk die Segnungen der Kultur nicht außer acht läßt. Das mag neben all dem Vielseitigen, Interessanten und Lehrreichen auch für den Abseitsstehenden ein besonders wertvoller Eindruck sein, den er von einem Besuch in der Etappenstadt mit fortnimmt.

Vermischtes.

Wahres Geschichtchen. Der neue preußische Kriegsminister v. Stein, der bekanntlich bis zu seiner Ernennung Kommandeur eines Korps an der Somme war, hatte im Sommer 1916 u. a. einmal folgendes Erlebnis: Er hatte sich zur Besichtigung des Barackenlagers eines ihm unterstellten württembergischen Infanterieregiments angesagt. Zu den mancherlei Obliegenheiten, die von den also Geehrten im Hinblick auf dieses Ereignis tags zuvor zu erfüllen waren, gehörte auch das restlose Aufsammeln aller leeren Patronenhülsen. Denn Exzellenz v. Stein war, wie es einem sparsamen und ordnungsliebenden Korpskommandeur wohl anstand, besonders auf solche leere Patronenhülsen erpicht und konnte sehr ungnädig werden, wenn er solche umherliegen sah. Trotz aller Aufsicht und eingehender Vorbesichtigung des ganzen Lagerbereichs durch die Kompagnieoffiziere wollte es das Unglück, daß während des Rundganges Sr. Exz. in einer der sechs Baracken mitten in dem blitzblank gescheuerten Mittelgang doch so eine ominöse Patronenhülse lag und natürlich sofort dem kritisch musternden Auge Sr. Exzellenz auffiel. „Auffallen" ist nun aber bekanntlich das Fatalste, was einem wackeren Soldaten zustoßen kann. Doch der Leutnant, in dessen Zugsbereich die Patronenhülse gehörte, verlor seine Fassung nicht so bald, in echt schwäbischer Geistesgegenwart beantwortete er den streng fragenden Blick Sr. Exzellenz also: „Exzellenz! Richtig, da ist ja die Patronenhülse. Nach der haben nämlich gestern abend zwei Mann lange Zeit gesucht. Schließlich gaben sie es aber auf mit dem Selbsttrost: „Lasset mer se liege, wenn morge der General kommt der wird se scho' finde!" —

Digitized by Google

Kriegsbilder auf englischen Buchumschlägen.

Mit 6 Abbildungen.

Die englische Kriegsliteratur ist allmählich üppig ins Kraut geschossen. Den dünnen Aufklärungsbroschüren und Propagandaschriften der ersten Zeit sind nach und nach immer größer werdende Bücher gefolgt, wissenschaftlicher und belletristischer Art, und namentlich die letzteren haben sich stark vermehrt. Kriegsromane, Kriegserzählungen, Kriegsgedichte, Kriegsbilder erscheinen in überraschender Fülle. Während es nun bei uns Gewohnheit ist, neue Bücher in überwiegender Zahl geheftet auszugeben und daneben nur in beschränkterem Maße auch gebundene Exemplare zu führen, ist das in England gerade umgekehrt. Sobald der Umfang eines Buches nur einigermaßen dazu angetan ist, kommt es in einem Leinwandeinband auf den Markt, der von einem Schutzumschlag aus Papier umgeben ist. Handelt es sich um ernstere, wissenschaftliche Werke, dann ist dieser Umschlag meist ganz einfach, von nicht aufdringlicher Farbe und weist in seinem Ausdruck nur den Titel auf, gegebenenfalls mit einem kurzen Abriß des Inhalts. Ganz anders bei Büchern aus der schönen Literatur. Hier sind die Umschläge auffallend, vielfarbig, mit Bildern im Plakatstil geschmückt, auf Schaufensterwirkung berechnet. So besonders auch bei der Kriegsliteratur. Wie diese selbst nun in ihrer Hauptzahl gar nicht den Anspruch erheben kann, zur „schönen" Literatur gezählt zu werden, sondern eher als eine neue Klasse der häßlichen auftritt, so auch ihre Buchumschläge. Es gibt sehr viele darunter, die man jetzt nicht gut besprechen oder abbilden mag, wenn sie in ihrer Gehässigkeit auch dem Inhalt der Bücher wohl entsprechen, denen sie als ein Aushängeschild dienen sollen. Dazu wird erst später die Zeit kommen, wenn man in ruhiger, aber gründlicher Arbeit feststellen wird, auf welcher Seite in diesem Kriege wirklich die „Kultur" gestanden hat.

Aber es sind doch auch recht viele da, von denen man jetzt schon in ruhiger Weise reden, und die man ohne Bedenken irgendwelcher Art abbilden kann.

Wie auf allen Kriegsbildern aus England, so spielt auch auf allen illustrierten Buchumschlägen der englische Soldat selbst, der „Tommy", eine Hauptrolle. Er ist stets eine Idealgestalt, lachend und fröhlich, als ob auf der ganzen Welt nichts schöner und unterhaltender wäre als dieser Krieg. Dabei sind die Leute noch alle so hübsch, so edel und gutmütig in ihrem Gesichtsausdruck! Es ist auch hier alles Fälschung. Nur ein einziger Karikaturist, Captain Bruce Bairnsfather, der in der Zeitschrift „The Bystander" seine Arbeiten veröffentlicht, zeichnet sie echt, so wie sie sind — und da wundert man sich dann allerdings sehr über den Unterschied. — Übrigens sind manche dieser Umschläge

Abb. 1. Umschlag für das Rote-Kreuz-Buch der „Times".

Digitized by Google

Abb. 2. Umschlag für eine Schilderung des Wirkens Winston Churchills im Frieden und Krieg.

in überraschend geschickter Art und Weise gezeichnet, wie der zum „Roten Kreuz-Geschichtenbuch", das die „Times" veröffentlicht haben. Aus blauem Grunde tritt von dem verwundeten Tommy nur der Kopf, ein kleiner Teil der Brust mit weißem Kragen und rotem Schlips, ein Teil nur des rechten Arms in weißer Binde, vom linken Arm nur die Hand, die eine Zigarette hält, hervor; dann sind da zwei Knöpfe und unten der fingerbreite Rand der weißen Beinkleider und die Füße in roten Lazarettschuhen. Trotzdem steht die ganze Gestalt ganz deutlich und klar vor unserem geistigen Auge, das alles, was da fehlt, im Handumdrehen ergänzt. Ein Schaufensterplakat.

Ziemlich häufig sind populäre Biographien der führenden Männer in England, und die Umschläge dieser Bücher sind natürlich mit den Bildnissen der betreffenden Personen geschmückt. Am beliebtesten ist Lord Kitchener, doch auch Asquith, Grey, Churchill, French u. a. haben ihre Schilderungen gefunden, ja sogar der junge Prinz von Wales hat sich eine Beschreibung seines Lebens und Charakters gefallen lassen müssen. Sein Bild auf dem Umschlag sieht mit den übrigens noch recht nichtssagenden Zügen doch beinah so aus, als ob er sich selbst darüber am meisten wunderte.

Allerhand Episoden des Krieges, vor allen Dingen englische „Erfolge" bilden weiterhin einen unerschöpflichen Stoff für die im Kriegswesen meist recht unerfahrenen Zeichner; kein Wunder, denn an der Front sind sie wohl samt und sonders nicht gewesen. Ein englischer Tommy mit der kurzen Pfeife im Mund braucht nur vor einem deutschen Graben zu erscheinen — und sofort heben ein Dutzend bis an die Zähne bewaffneter deutscher Soldaten die Hände hoch, um sich zu ergeben! Solche und so ähnlich dumme Bilder gibt's fast hundertweis. Mit der gleichen Naivität wird die Beschießung der Kathedrale von Reims dargestellt. Die Mörser stehen ihr so nahe, wie eine Batterie im Lustgarten dem Berliner Dom nahe ist, wenn dort einmal Freudenschüsse abgegeben werden. Anderes mag auch wohl einmal richtig dargestellt sein, so z. B. Bothas afrikanische Reiter, die in beschwerlichem Marsche über Sandhügel begriffen sind. Von all dem lassen sich natürlich nur wenige Proben geben.

Dann gibt's allerhand Bücher über die Bundesgenossen in der Entente und über deren hervorragendste militärische Einrichtungen, so z. B. über die russische Luftflotte mit ihren Riesen-Aeroplanen, die natürlich abgebildet werden. Nur schade, könnten die Engländer sagen, daß diese Dinger auch so gar keinen Einfluß auf den Gang der Kriegsereignisse ausüben können. Die Einrichtungen hinter der Front finden ebenfalls ihre Darstellung. Recht hübsch ist das breit-

Abb. 3. Darstellung der Beschießung der Kathedrale von Reims durch die Preußen als Umschlag zu einem Buch; ein ebenso buntes, wie wahrheitswidriges Bild.

Digitized by Google

hingestrichene Bild eines Feldlazaretts mit der es umgebenden Landschaft.

Auch sentimentale Bilder gibt es, wenn auch selten. Eine weibliche Gestalt rauft sich verzweifelnd das Haar in dem Anblick all des Elendes, das dieser Krieg hervorbringt. Das sollte den Engländern viel öfters vor Augen geführt werden anstatt der vermeintlich nur lachenden und scherzenden Tommies, damit sie den blutigen Ernst der Sache erkennen und sehen, was für Unheil sie namentlich auch über ihre Freunde gebracht haben.

Abb. 4. Bild des Feldhospitals einer fliegenden Kolonne.

Schließlich sind da in stattlicher Anzahl auch Kinderschriften über den Krieg. Auf einem ihrer Umschlagbilder beobachten Joffre und French mit ihrem Stabe den Gang einer Schlacht; auf einem anderen beschäftigen sich ein kleiner Junge und seine Schwester mit „Vaters Säbel", der so groß ist, wie sie selbst. Das wirkt recht niedlich.

Selbstverständlich haben wir es vermieden, irgendwelche Umschläge aufreizender Art hier wiederzugeben; in der Hinsicht begnügen wir uns damit, diese in wenigen Worten abgetan zu haben. —h.

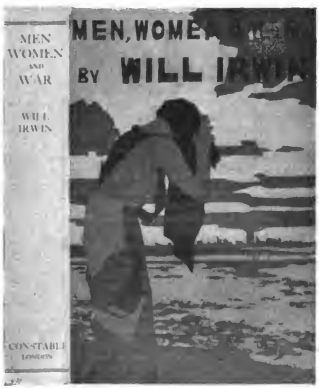


Abb. 5. Männer, Frauen und Krieg.

Notgeld von 1916/17.

Die deutschen Notgeldausgaben, die mit den Scheinen des Branhauses Bremen schon am 31. Juli 1914 begannen, setzten sich dann die folgenden Monate hindurch fort bis in den Anfang des Jahres 1915, wo sie ihr Ende fanden. In dieser Zeit waren ja die Darlehenskassenscheine schon überall reichlich im Umlauf. Nur die Filmfabrik „Agfa" in Wolfen gab noch einmal, am 10. November 1915, Gutscheine aus. Nun machte sich in der Zeit vom September 1916 an abermals Mangel an Kleingeld bemerkbar. Es läßt sich nicht recht einsehen, wie es dazu kommen konnte; die Regierung hat durch verstärkte Ausprägung von Scheidemünzen ihr Möglichstes getan, um einer Wiederholung der Kleingeldnot vorzubeugen. Nur die törichte Zurückhaltung von Münzen durch das Publikum kann schuld an der mißlichen Lage sein, durch die unser Wirtschaftsleben schwer geschädigt wird.

Um dem Mangel abzuhelfen, haben viele Stadtverwaltungen, wirtschaftliche Vereinigungen und namentlich Fabriken und Warenhäuser wieder zur Selbsthilfe gegriffen und Notgeld ausgegeben. Das ist zwar nach § 795 des B.G.B. verboten, aber wie schon 1914, so wird die Obrigkeit sicher auch jetzt in Anbetracht des Notstands ein Auge zudrücken. Der Vorsicht halber haben manche Ausgabestellen auf ihren Scheinen vermerkt „Nur gültig im inneren Verkehr". Die ausgegebenen Werte sind diesmal nicht hoch, da es ja nur an Scheidemünzen fehlt. Meist wurden Scheine zu 10, 25 und 50 Pfennig hergestellt, seltener auch solche zu 1 und 5 Pfennig und 1 Mark. Da der Mangel nicht so plötzlich entstand wie bei Kriegsausbruch, ist die Ausführung der Zettel im allgemeinen bedeutend besser als damals; die Scheine der Stadt Posen z. B. zeigen das Bild des alten Rathauses.

Außer Papiergeld ist in letzter Zeit auch viel Metallnotgeld entstanden; allein eine Nürnberger Prägeanstalt hat bis jetzt an weit über 100 Stel-

Digitized by Google

len „Kleingeldersatzmarken" in Form von runden oder achteiligen Zinkmünzen geliefert. Schließlich sind hier auch noch die „Gutscheine für eine Fahrt" zu erwähnen, die die Straßenbahnen in Posen und Nürnberg in Heftchen von je 5 oder 10 Stück verkaufen. Eine schwere Aufgabe für den Sammler, sich dies alles zu verschaffen!

Während 1914 außer in den Grenzgegenden in der Hauptsache nur in den großen Industriegebieten Westfalens und Oberschlesiens Notgeld ausgegeben wurde, ist es diesmal in allen Teilen Deutschlands entstanden, besonders zahlreich in Bayern, Posen und Westpreußen. A. K.

Abb. 6. Umschlag einer Jugendschrift über den Krieg von 1914. Im Vordergrund Joffre und French.

Eine Ausstellung von Kriegsgraphik zugunsten der offiziellen Kriegsfürsorge wird in den Monaten Februar und März 1917 in den Räumen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien I, Stubenring 5, veranstaltet werden. Nach den erheblichen Vorbereitungen verspricht die Ausstellung sehr reichhaltig zu werden und auch dem Sammler viel Interessantes zu bieten. Wir hoffen, schon in der nächsten Nummer darüber berichten zu können. Anfragen erledigt das Kriegshilfsbureau des k. k. Ministerium des Innern, Wien I, Hoher Markt 5.

Thüringen-Nummer einer Armeezeitung. Das an der Ostfront freudig begrüßte Streben der in Wilna erscheinenden Zeitung der 10. Armee, ihren Lesern trotz der landsmannschaftlich bunten Zusammensetzung heimatliche Anklänge in Wort und Bild zu geben, führte letzthin zu einer Thüringen-Nummer, die namentlich in der Bildbeilage „Scheinwerfer" Ausprägung gefunden hat. Der vortrefflich gelungene Zweifarbendruck des Titelbilds gibt mit der Unterschrift „Mein Thüringen, aus dem ich schied, du bist mein Sang, dich grüßt mein Lied" den Grundgedanken dieses künstlerischen Feldgrußes: die treue Anhänglichkeit an die engere Heimat. In dieser sucht der Scheinwerfer namentlich den Thüringer Wald auf und die eindringliche Sorgfalt, mit der der Maler, Uffz. A. Paul Weber aus Arnstadt, seine Federzeichnungen und den Leistenschmuck ausgewählt und durchgeführt hat, ist ein treues Bekenntnis zur Thüringer Heimat. Die nicht nur von einer Hand, sondern auch aus einem Guß geschaffene Sondernummer führt, vom Ernsten ausgehend, über die im Felde beliebte Ex-Libris-Kunst zum Heitern und weiß auch im Frohsinn zu packen. Der reichbegabte Künstler ebenso wie der treffliche Schriftleiter, Leutnant Urbach aus Eisenach, haben hier trotz der beschränkten Hilfsmittel des besetzten Gebiets im Osten in jeder Hinsicht eine Meisterleistung geboten.

Zwei neue Kriegszeitungen. Der Krieg geht weiter, und wie er auf der einen Seite sich in der Wucht seiner Zerstörungen offenbart, so fördert er auf der anderen doch auch wieder die Errungenschaften der Kultur, als deren einen sich ba e.i Ausdruck wir auch die beiden neuen Feldzeitungen bezeichnen können, die im Januar 1917 ins Leben getreten sind. Beide Blätter haben das Gemeinsame, daß sie an Brennpunkten der Front geboren wurden, in dem Gebiet der Somme und der Gegend von Lemberg. — „Die Somme-Wacht", wie sich das neue Blatt von der Westfront nennt, erscheint seit 1. Januar 1917 im Großquartformat und ist die Kriegszeitung der 1. Armee. Sie wird geleitet von Rittmeister d. L. a. D. Schmidt. Die Geschäftsstelle ist erreichbar durch die Feldpoststation 260, ein Druck- und Verlagsort ist nicht angegeben. Ihren Inhalt eröffnet die „Somme-Wacht" mit einem Wort des Kaisers aus der Kundmachung vom 31. Juli 1916. Dann folgt ein markiges Geleitwort des Herausgebers. Danach wechseln in bunter Folge Gedichte, Aufsätze, Erzählungen und Erlebtes mit Bildern; auch ein Preisrätsel ist am Schluß noch eingefügt. Man sieht, daß sich die Zeitung ein reiches Feld der Betätigung gewählt hat und der Wunsch nach eifrigen freiwilligen Mitarbeitern wird sicherlich nicht unerfüllt bleiben. — Ein guter Kamerad für jeden Soldaten des Verbreitungsbereichs will auch die „Ostgalizische Feldzeitung" werden, deren erste Nummer vom 20. Januar 1917 datiert ist. Vor allem aber will sie eine Künderin sein von den wackeren unsterblichen Taten des stählernen Walls an der Ostgrenze der dem Deutschen Reich eng verbundenen Doppelmonarchie. Graf Bothmer, der Sieger vom Zwinin und Befehlshaber der um Lemberg stehenden Armee, hat mit einem Geleitwort obigen Sinnes das Unternehmen aus der Taufe gehoben, dessen geistiger Leiter Hauptmann Dahls ist und das in Lemberg selbst seine Geburtsstätte und fernere Wohnung hat. Montags, Mittwochs und Sonnabends wird die „Ostgalizische Feldzeitung" erscheinen; ihr Format ist das handliche Folio, das z. B. auch der „Zeitung der 10. Armee" eignet. Auch im Papier und in der Einteilung und Satzanordnung gleicht sie dieser nahezu. Die erste Nummer umfaßt 8 Seiten und bietet inhaltlich recht Vieles und Gutes. Humor, Kunst und Wissenschaft, Briefkasten und Rätselecke fehlen nicht, ebensowenig Politik, Wirtschaftsleben und Nachrichten aus Stadt und Land.

Digitized by Google

Den Frieden erstreben wir alle, aber keinen faulen Frieden. Wir wollen ihn ehrlich, ehrenvoll und gesichert haben. Daher laßt uns weiter kämpfen bis zu diesem Ziele.

Kriegsminister v. Stein.

Chronik des Krieges

vom 17. Januar bis 29. Januar 1917.

17. Januar. Gefechte gegen die Engländer bei Loos und bei Serre. — Russische Schlappen bei Kraschin, im Oitoztal sowie zwischen Putna- und Susitatal. — Die Russen beschießen Tulcea.

18. Januar. Ein deutscher Kaperkreuzer ist mit großem Erfolg im südlichen Atlantik tätig. — Ein russischer Vorstoß nördlich des Susitatals scheitert. — Englische Vortruppen werden bei Seres abgewiesen. — Glückliches Vorpostengefecht gegen die Italiener an der Karstfront.

19. Januar. An der Westfront rege Patrouillentätigkeit. — Fortsetzung der ergebnislosen russischen Angriffe im Susitatal. Erstürmung von Nanesti.

20. Januar. Erfolgreiche Vorpostenkämpfe östlich Baranowitschi und im Cernabogen. — Gewaltige Explosionskatastrophe einer großen Munitionsfabrik bei London.

21. Januar. An allen Fronten nur Vorfeld- und Patrouillenkämpfe. — Im Jahre 1916 sind 784 feindliche und 221 deutsche Flugzeuge verloren gegangen. — Englischer Fliegerangriff auf Bagdad.

22. Januar. Strenges Winterwetter beschränkt überall die Gefechtstätigkeit. — An der Putna günstige Gefechte. Bulgarische Streitkräfte erzwingen den Übergang über den St. Georgsarm. — Italienische Schlappe östlich Görz. — Englisch-türkische Kämpfe bei Kut el Amara.

23. Januar. Erfolgreicher Kampf deutscher Torpedoboote gegen leichte englische Seestreitkräfte vor der holländischen Küste. — Beiderseits der Aa entwickeln sich größere Kämpfe. — Die bulgarischen Vortruppen müssen wieder auf das Südufer des St. Georgarmes zurückgenommen werden. — Türkische Erfolge an der armenischen Front.

24. Januar. Glänzende Erkundungsgefechte bei Berry au Bac und an der Combres-Höhe. — Deutscher Sieg an der Aa; 1700 Gefangene, 13 Maschinengewehre. — Geplänkel in der Struma-Ebene.

25. Januar. Vorstoß deutscher Seestreitkräfte gegen Lowestoft und Southwold. — Die Franzosen werden auf dem Westufer der Maas erheblich zurückgedrängt. — Weiterer Ausbau der deutschen Erfolge an der Aa. — Ein rumänischer Vorstoß im Casinntal und ein serbischer im Moglena-Gebirge werden zurückgeschlagen.

26. Januar. Französische Gegenangriffe auf dem linken Maasufer und russische an der Aa verpuffen wirkungslos. Sonst auf allen Fronten nur rege Aufklärungstätigkeit ohne größere Kampfhandlungen. Das Artilleriefeuer ist auf der Westfront, auf dem Karst und in Mazedonien im Anschwellen. — England verschärft die Blokade der Nordseebucht. — Auf der Westfront zahlreiche kleine Erkundungs- und Vorpostengefechte. Ein französischer Gegenstoß am Westufer der Maas mißlingt. — Die Russen mühen sich vergeblich mit der Zurückeroberung des an der Aa verlorenen Geländes ab. — Glückliche Streifzüge im Putna- und Casinntal. — Östlich Görz wird der Geschützkampf lebhafter.

27. Januar. Die Engländer erringen bei Le Transloy einen kleinen Ortlichkeitserfolg. — Russische Gegenangriffe an der Aa brechen blutig zusammen. — Die Österreicher und Ungarn müssen im Abschnitt von Mestecanesci etwas zurückgehen. — Die Bulgaren liefern dem Feind an der mazedonischen Front glückliche Vorpostengefechte. — Ein deutsches Tauchboot hat bei Malta einen bewaffneten feindlichen Truppentransportdampfer versenkt. — Heftige Kämpfe zwischen Engländern und Türken bei Kut el Amara.

28. Januar. An der irischen Küste wird der große englische Hilfskreuzer „Laurentis" durch ein deutsches Tauchboot vernichtet. Drei andere Tauchboote haben in wenigen Tagen 32 feindliche Fahrzeuge mit mehr als 64 700 Tonnen Raumgehalt zerstört; doch ist auch ein deutsches Tauchboot im Eismeer im Kampfe mit einem englischen Hilfskreuzer gesunken. — Ein englischer Angriff bei Armentières und ein starker französischer Gegenstoß links der Maas scheitern. Erfolgreiches Vorpostengefecht am Hartmannsweilerkopf. — Die Türken schlagen an der Zlota Lipa einen starken russischen Angriff zurück. — Auch bei Mestecanesci kommen die Russen nicht weiter. — Italienische Schlappe östlich des Doberdosees.

29. Januar. Im Kanal wurde ein englischer Zerstörer durch ein deutsches Tauchboot versenkt. — An den Fronten überall nur kleinere Aufklärungsgefechte, so namentlich im Karstgebiet, wo die Österreicher und Ungarn schöne Erfolge erringen. — Zeppeline bombardieren Galatz.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Schlacht am San.

Von Dr. Kurt Floericke.

Mit 4 Abbildungen.

II. Die Wiedereroberung von Przemysl.

Die Russen scheinen lange geschwankt zu haben, ob sie Przemysl halten sollten oder nicht. Wie wir bereits gesehen haben, wurden ja beträchtliche Teile der ursprünglichen Festungsbesatzung zur Unterstützung für die an der Wisloka und am San schwer ringende Feldarmee ausgeschickt und in den Strudel der so verblüffend

Abb. 1. Die Festung Przemysl mit ihrem ausgedehnten Fortsring.

rasch aufeinander folgenden Niederlagen mit hineingerissen, dabei teilweise aufgerieben. Als sich dann obendrein im Osten der Festung der bedrohliche „Sack von Moczyska" bildete, schienen die Russen zur Räumung entschlossen, und unsere Flieger beobachteten große Abtransporte in der Richtung auf Lemberg. Daher dürften bei Beginn der Belagerung kaum mehr als drei Regimenter Russen mit verhältnismäßig schwacher Artillerie in Przemysl gestanden haben. Dann aber änderte die russische Heeresleitung plötzlich ihre Ansicht und entschied sich dafür, die Festung bis zum äußersten zu halten. Inzwischen wurden nun wieder Hals über Kopf Verstärkungen aus Lemberg herangezogen. An den entscheidenden Kampftagen waren mindestens 2 Divisionen in Przemysl anwesend. Indessen waren es meist minderwertige Reichswehren, die nur durch wenige Kerntruppen festeren Halt erhielten, und auch ihre artilleristische Ausrüstung erschien ungenügend. Immerhin beweist die Aufhäufung großer Vorräte in Przemysl und der Abschub des größten Teils der jüdischen Bevölkerung, daß die Russen mit einer langen Belagerung rechneten, während der sie ihre geschlagenen Heere zu sammeln, zu verstärken und neu aufzustellen gedachten. Sie hielten Przemysl doch immer noch für so widerstandsfähig, daß der angesehene Militärkritiker Oberst Schumski den Deutschen ungeheure Verluste prophezeite und den Angriff auf die Festung als eine „wilde Sache" bezeichnete, an die selbst „die verzweifelte deutsche Strategie" nicht denken dürfe. Nun, Mackensen machte die „wilde Sache" in wenigen Tagen.

Gleich nach der Übergabe Przemysls im März hatten sich die Russen mit einem gewaltigen Aufgebot von Arbeitern an die Aufräumung der Trümmer der gesprengten Forts gemacht, die Kusmanek trotz aller Mühe zum Teil doch nicht völlig hatte zerstören können. Aus russischen Festungen wurden neue Panzerkuppeln und schwere Geschütze herbeigeschafft. Wagen auf Wagen führte Zement heran, um frische Betonpanzerungen zu schaffen. Die Zwischenbefestigungen, die viel weniger mitgenommen waren, wurden stärker ausgebaut, die Drahthindernisse vermehrt. Natürlich gelang es trotz alledem nicht, in der kurzen Zeit erstklassige Festungswerke zu schaffen, die einer längeren Belagerung und einer Beschießung aus den deutschen und österreichisch-ung. Riesengeschützen hätten widerstehen können, aber immerhin setzte ihre Erstürmung doch eine starke artilleristische Vorbereitung voraus. So war wieder ein Kranz von 19 weit vorgeschobenen Außenforts vorhanden, während der innere Verteidigungsgürtel nur aus einer stark ausgebauten, mit Eckbastionen versehenen und der eigentlichen Stadt vorgelagerten Enceinte bestand. Den Hauptwert hatten die

Digitized by Google

Abb. 2. Przemyśl aus der Vogelperspektive. Eine zur Zeit der Russenherrschaft gemachte Fliegeraufnahme, die die Anlage der Stadt und das sie umgebende hügelige und waldreiche Gelände gut erkennen läßt.

Russen ganz richtig auf die Errichtung zahlreicher Schanzen zwischen den Außenforts gelegt, die mit Geschützen und Maschinengewehren ausgerüstet, durch umfangreiche Drahtverhaue geschützt und mit betonierten Unterständen versehen wurden. Sehr zustatten kam ihnen dabei, daß solche feldmäßige Zwischenwerke schon durch Kusmanek zwischen der ersten und der zweiten Belagerung mit Hilfe von 20000 Arbeitsmannschaften in großem Umfang und in geschicktester Einschmiegung und Anpassung an das waldige Hügelgelände angelegt worden waren. Jetzt wurden namentlich die Drahtverhaue noch vermehrt und zwischen den Drähten baumelten Hunderte von Glöckchen, die zur Nachtzeit warnen sollten vor dem anrückenden Feind.

Der ließ nicht lange auf sich warten. Doch machte Mackensen in seiner klug berechnenden Weise mit der Berennung der Festung erst dann Ernst, als er die Russen genügend weit von ihr abgedrängt hatte, um unliebsame Überraschungen und rasche Entsatzversuche auszuschließen. Dann aber setzte die eiserne Umklammerung an zwei Punkten zugleich mit voller Wucht ein: auf der Südwestfront, wo sich das 10. österr.-ung. Korps heranschob, das aus Ruthenen und Polen bestand und hier um seine engere Heimat kämpfte, und auf der Nordfront wo unter General v. Kneußl die Bayern, diese geborenen Sturmtruppen, anrückten, unterstützt durch einige Bataillone Garde, ein Regiment Ostpreußen und ein abgesessenes Regiment Honvedhusaren. Die Verbindung zwischen beiden Heereskörpern wurde durch die k. u. k. 4. Kavalleriedivission unter Generalmajor Berndt hergestellt, die zugleich den Nordwestsektor der Festung beobachtete. Zwar war die Nordfront die unzweifelhaft stärkere, aber dafür waren die Bayern insofern im Vorteil, als sie von Anbeginn an schweres Belagerungsgeschütz mit sich führten, darunter auch einige der berühmten Kruppschen 42-cm-Mörser, die schon vor den belgischen Festungen eine so ausschlaggebende Rolle gespielt haben. Diese als „dicke Berta" oder „fleißige Berta" bei der ganzen Armee volkstümlich gewordenen Riesengeschütze haben vor Przemyśl wieder Gelegenheit gehabt, nicht nur ihre bekannte Schußwirkung und Treffsicherheit, sondern auch eine überraschende Beweglichkeit darzutun, denn innerhalb 48 Stunden vermochten sie auf schlechten Landstraßen 80 km zurückzulegen. Die österreichischen 30,5-cm-Mörser dagegen vermochten nicht so rasch heranzukommen, da sie erst bei Krosno und Rzeszow die Wiederherstellung der von den Russen zerstörten Bahn- und Straßenbrücken abwarten

Digitized by Google

Abb. 3. Ein Fort von Przemysl während des Angriffs der Verbündeten Ende Mai 1915. Diese Fliegeraufnahme zeigt vor allem die Wirkung der artilleristischen Beschießung.

mußten, was immerhin einige Zeit dauerte, obschon Tausende von deutschen, österreichischen und ungarischen Pionieren und Zehntausende von Arbeitern mit der Wegeverbesserung eifrig beschäftigt waren. Als dann endlich nach 8 Tagen die Skodaschen Mörser der Festung entgegen rollten, atmete alles erleichtert auf, in dem Bewußtsein, daß es nun um Przemysl geschehen sei. Die Vorhut des galizischen Korps war schon am 14. Mai vor der schwachbesetzten Südwestfront erschienen und hatte sich ihrer durch einen Handstreich zu bemächtigen versucht, was aber mißglückt war. So begann denn hier vom 16. ab und obwohl man zunächst nur über Feldkanonen und 15-cm-Haubitzen verfügte, der belagerungsgemäße Angriff, der sich hauptsächlich gegen Fort Pralkowce richtete, in zweiter Linie auch gegen die Forts Helicha, Lipnik und Grochowice. Die eingeleitete Beschießung zeigte eine durchgreifende Wirkung aber erst nach dem Eingreifen der schweren Motormörser, worauf am Abend des 30. Mai das 45. Infanterieregiment, unterstützt durch Teile des 9., zum Sturme gegen Pralkowce vorging. Dieser glückte. Nun aber brachten die Russen, die das Anrücken der Bayern gegen die starke Nordfront für ein bloßes Scheinmanöver ansahen und den Hauptangriff auf der schwachen Südwestfront vermuteten, ihre ganze Geschützreserve heran und nahmen das verlorene Fort unter so verheerendes Feuer, daß die Österreicher es am nächsten Morgen wieder räumen und in ihre Ausgangsstellungen zurückgehen mußten. Andererseits wurde aber auch den Russen durch das österreichische Sperrfeuer unmöglich gemacht, die zusammengeschossene Feste von neuem zu besetzen, und so blieb hier die dem Gürtelpanzer der Festung geschlagene Wunde offen und lenkte die Aufmerksamkeit der Russen, die jeden Augenblick eine Wiederholung des Angriffs befürchten mußten, in verhängnisvoller Weise von den wichtigeren Vorgängen an der Nordfront ab. Hier brachte das unwiderstehliche Draufgängertum der Bayern überraschend schnell die Entscheidung.

General v. Kneußl ließ am 30. Mai die Beschießung aus allen Kalibern eröffnen, vom 42-cm-Ungetüm an bis zum leichten Gebirgsgeschütz herab, und in der Nacht schob sich dann sein Fußvolk bis auf Sturmweite an die schon halb niedergekämpften Werke heran. Auch diesmal bewährte sich wieder die alles Material zermahlende und das tapferste Soldatenherz erschütternde Wirkung der 42er-Granaten, die Geschoß-

Digitized by Google

trichter bis zu 8 m Tiefe und 15 m Breite auswühlten und denen weder Panzerkuppeln noch Betonbauten zu widerstehen vermochten. Bald hatten sie den Kranz der gewaltigen Festungswerke zerrissen, den die Österreicher in 50 km weitem Umkreise um ihr stärkstes Bollwerk gewunden hatten und dessen freiwillige Zerstörung bei der durch Hunger erzwungenen Übergabe doch nur teilweise gelungen war. Als unsere siegreichen Truppen in die bezwungenen Nordforts einzogen, stellten diese nur noch fünf wüste Trümmerhaufen aus eingedrückten Kasematten, verbeulten Kuppeln, zerschmetterten Betonblöcken, Mauerbrocken, Schutt, Eisenpfählen, verwirrtem Stacheldraht, Granatsplittern und zerfetzten Menschenleibern dar. Die Feldschanzen aber wurden einfach weggefegt, ihre Unterstände bis auf wenige verschüttet. So erschütternd war die Wirkung dieser furchtbaren Beschießung, daß die Russen an mehreren Stellen selbst die Drahtnetze durchschnitten, um sich aus ihrer unerträglichen Lage zu befreien und sich zu ergeben. Es ist immerhin anerkennenswert, daß sie überhaupt zwei Tage und zwei Nächte in dieser Hölle auszuharren vermochten. Aber ihre Kraft war gebrochen, zu ernstem Kampfe waren sie kaum noch fähig. Die russische Artillerie, die ja größtenteils nach der Südwestfront gezogen war, vermochte nur noch schwach zu antworten, die Infanterie aber verkroch sich in ihren Unterständen und kam nur in den Feuerpausen wieder auf die Wälle. Deshalb konnten unsere Soldaten gefahrlos aus ihren Schützengräben heraustreten und von den Brustwehren aus mit staunenden Augen dem gewaltigen Schauspiel der Vernichtung zuschauen. Der konzentrische Feuerangriff richtete sich zunächst gegen die zwischen Ujkowice und Dunkowiczki gelegenen Forts Xa, XIa u. XI, die etwa den zwanzigsten Teil der Gesamtbefestigung ausmachen. Später wurden dann auch noch die Forts IXa, Xb u. XII einbezogen, wodurch das gerissene Loch auf eine Breite von 8 km und auf fast ein Sechstel der Gesamtbefestigung anwuchs. Ist aber erst einmal der Gürtel einer Festung in solchem Maße durchlöchert, so fällt, wie wir seit den Erfahrungen von Lüttich und Antwerpen wissen, der Kern und der Rest der Schale von selbst.

Als am Mittag des 31. Mai eine Feuerpause eingetreten war, schlich sich ein preußischer Unteroffizier aus der Deckung gegen XIa vor, um die Wirkung der Beschießung zu erkunden. Er fand mehrere Breschen in den Hindernissen und bemerkte beim Vorgehen, daß die Schießscharten des Werkes unbesetzt waren. Rasch winkte er einige Leute herbei und erkletterte mit ihnen die Brustwehr. Nun stürzten zwar auch die Russen aus ihren Unterständen hervor, aber

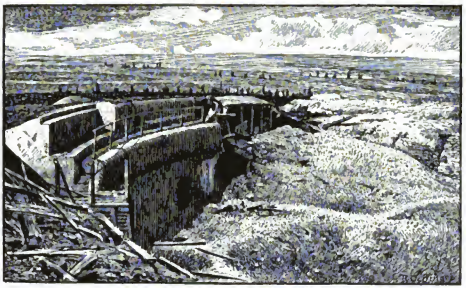


Abb. 4. Teil des Forts XI von Przemysl, das von den Bayern im Sturm genommen wurde.

vor den drohend angeschlagenen Gewehren stutzten sie, warfen die Waffen weg und hoben die Hände hoch. Inzwischen hatten aber auch die nächsten bayrischen Kompagnien das kühne Vordringen der wenigen Preußen bemerkt und stürmten auch ihrerseits vorwärts. Sie kamen gerade zurecht, um die anrückenden russischen Reserven zu empfangen. Andere bayrische Bataillone gingen nun gegen Xa u. XI und gegen die Zwischenwerke vor, und so entwickelte sich ein allgemeiner Sturm, bei dem auch die Ostpreußen und die abgesessenen Honvedhusaren wacker mit dreinschlugen. Die Russen leisteten anfangs nur schwachen Widerstand, ja Fort Dunkowiczki ergab sich fast kampflos, und die Sieger wandten sich nun rechts und links, um den Gürtel aufzurollen. So hastig war die Flucht der Russen, die dabei noch in schweres Artilleriefeuer gerieten, daß sie nicht mehr Zeit behielten, ihre noch kampffähigen Geschütze unbrauchbar zu machen,

so daß die eindringenden Bayern sie einfach umdrehen und mit russischer Munition die Russen beschießen konnten, wodurch eine tolle Panik ausbrach. Jetzt erst erkannte der russische Befehlshaber die volle Größe der Gefahr und führte an Verstärkungen heran, was er zusammenraffen konnte. So gelang es ihm wenigstens, die drohende Aufrollung einstweilen abzuriegeln und die Straßensperre von Dunkowiczki zu halten. Auch Fort X konnte an diesem Tage nicht mehr genommen werden, da seine Hindernisse noch unversehrt und zu ihrer Niederkämpfung nur eine leichte Batterie zur Hand war. Die Infanterie (das 22. bayrische Regiment) ging deshalb hier am Abend auf 1000 Meter zurück, damit am nächsten Morgen das schwere Belagerungsgeschütz ungehindert wirken könne. Nach wenigen Schüssen der 42er sah man auch schon Rauchwolken aufsteigen, und gleich darauf ging die weiße Flagge hoch. Zu spät eilten russische Reserven herbei. Die Bayern waren flinker und schickten sie mit blutigen Köpfen heim. Im übrigen verging der ganze 1. Juni mit heftigen Gegenangriffen der Russen, die aber sämtlich abgeschlagen wurden, und am Abend wurde auch noch die Straßensperre von Dunkowiczki durch die Deutschen genommen. Die Russen zogen sich auf die starke Stellung von Zurawica zurück, die dann nach den Vormittag ausfüllender Artillerievorbereitung am 2. Juni gestürmt wurde. Mit fabelhaftem Schneid drangen die löwenmutigen Bayern vor und ließen sich weder durch Stacheldraht noch durch spanische Reiter aufhalten. Das grifffeste Messer im Stiefelschaft, sprangen sie wie Raubtiere an, die ihrer Beute sicher sind, und warfen die Russen über den Haufen. Ein Gardebataillon vom Augusta-Regiment nahm Fort XII. Die Forts IXb u. Xb kapitulierten, IXa ergab sich den Reitern der Division Berndt. Beim Barackenlager gab's noch ein letztes heißes Ringen mit den verzweifelt sich wehrenden Russen, aber mit Sonnenuntergang waren diese gänzlich in den Festungskern zurückgeworfen, und die Sieger konnten von den eroberten Höhen aus in das vom San durchschlängelte Przemysl hineinschauen „wie in einen Kochtopf". Besonders erfreulich war es, daß die Bezwingung der starken Nordfront die Gruppe Kneußl insgesamt nur wenig mehr als 500 Mann gekostet hatte, während die Russen bei der ersten Belagerung allein vor Fort Dunkowiczki (XI) 4000 Tote hatten liegen lassen, ohne doch in das Fort eindringen zu können.

Schon um ½4 Uhr früh am 3. Juni traten die Truppen Kneußls zur Vollendung ihres Werkes an, aber — man fand keinen Feind mehr und konnte widerstandslos in die bezwungene Stadt einziehen. Die Russen hatten das Klügste getan, was sie noch tun konnten, und waren bei Nacht und Nebel mit Sack und Pack abgezogen, auch durch den „Sack von Moczyska" glücklich durchgeschlüpft, wenn auch nicht ganz ungerupft. Ebenso fanden die Österreicher und Ungarn auf der Südwestseite sämtliche Forts geräumt. Als erstes rückte ein Bataillon des 3. Garderegiments in die Stadt ein. Es folgten Bayern, dann Reiter der Kavalleriedivision Berndt, die mit dem Säbel in der Faust durch die Straßen sprengten, Nachzügler und Versprengte absinzen, sich dem abziehenden Feind an die Fersen hefteten und im Vorübereilen den begeisterten Gruß der Einwohner erwiderten, deren es keinen mehr im Bette litt. Der Jubel erreichte aber erst seinen Höhepunkt, als nun auch von Süden her österreichische Truppen einzogen und man in ihnen zur allgemeinen Überraschung die altvertraute Garnison erkannte. Da gab es manch rührende Wiedererkennungsszene. Glocken läuteten, Fahnen flatterten. Österreicher und Preußen, Bayern und Ungarn feierten mit Umarmung und Händedrücken ihre siegreiche Waffenbrüderschaft. Lange durften sich aber die Soldaten nicht aufhalten, sondern wurden gleich wieder gen Osten in Marsch gesetzt. Nur eine kleine österreichische Besatzung unter Generalmajor Stowasser blieb zurück. Wenige Tage später erschien, mit Ehrenpforten und Blumenschmuck bewillkommt, der Armee-Oberkommandant Erzherzog Friedrich in Begleitung des Erzherzog-Thronfolgers und des Feldzeugmeisters Puhallo in der wiedergewonnenen Festung. Ihn begrüßte General v. Kneußl. Zwischen den Goldstickereien seines Kragens schimmerte der blaue Stern des Ordens „Pour le mérite", mit dem der deutsche Kaiser am 3. Juni den bewährten Führer der tapferen Augsburger, Pfälzer und Ingolstädter ausgezeichnet hatte.

Es war das sechstemal, daß das viel umstrittene Przemysl erobert wurde, denn bereits 981 hatte Großfürst Wladimir der Große von Kiew, der eigentliche Begründer des altruthenischen Reiches, erstmalig den alten, damals Peremyschlj genannten Waffenplatz erstürmt. Im gegenwärtigen Kriege wechselte Przemysl zum zweiten Male den Herrn, ist also den wenigen Festungen zuzuzählen, die im Laufe eines Krieges von beiden Parteien nacheinander belagert und erobert wurden, wie Landau im spanischen Erbfolgekrieg, Schweidnitz im Siebenjährigen Krieg, Mainz in den Revolutionsfeldzügen. Vom 22. März bis zum 3. Juni hatte die Russenherr-

Digitized by Google

schaft gewährt, ganze 72 Tage der fremde Spuk gedauert, dem nun die derben Fäuste der Bayern ein jähes Ende bereitet hatten. Völlig geschlagen mußten die russischen Heerhaufen den Platz wieder räumen, der ein Bollwerk moskowitischer Macht und Tyrannei in eroberten Landen werden sollte, und Schritt für Schritt besetzten die rechtmäßigen Herren die Gebiete wieder, die aus höheren strategischen Rücksichten hatten preisgegeben werden müssen. Der russischen Hydra war abermals ein Haupt zertreten, Rußlands Stern erblich nach kurzem Aufleuchten, Mackensens Maifeier vom Dunajec fand ihre schönste Krönung. Ja, es war eine gewaltige Tat, diese Niederwerfung der starken Sanfront und das Ausbrechen ihres Kernstücks, eine Tat, wie sie im Kriege nur durch vollkommene operative und taktische Überlegenheit ermöglicht wird. Aus der ruhmreichen Geschichte der deutsch-österr.-ungarischen Bundesbrüderschaft ist der glanzvolle Name Przemysl nicht mehr zu löschen. Die rückwärts rollende russische Dampfwalze begrub hier das panslavistische Ideal einer Zertrümmerung des Habsburgerreiches, das englisch-französische Ideal einer Erniedrigung und Schwächung Deutschlands bis zur Ohnmacht. Überall in Deutschland und Österreich-Ungarn flatterten die Siegesfahnen. Gleichviel, wie hoch unter den gegebenen Umständen die militärischen Fachleute den strategischen Wert der Festung noch veranschlagen mochten, für unser Volk war diese Stätte unerhörter Tapferkeit und unsäglicher Leiden zu einem Symbol geworden. Das Empfinden des Volkes rankte sich empor an der Wucht, mit der der Widerstand der Verteidiger gebrochen wurde, es sah in Przemysl das in bitteren Schmerzen verloren gegangene und daher mit doppelter und dreifacher Freude wiedergewonnene Bollwerk der mitteleuropäischen Kultur gegen die rohen Horden eines halbasiatischen Zarentums. Vom militärischen Standpunkte aus wäre zu sagen, daß Przemysl allerdings die ihm in diesem Kriege ursprünglich zugedachte Aufgabe, den Russen die Pforte nach Westgalizien und nach Ungarn zu verschließen, nicht recht erfüllt hat, denn zweimal sind die russischen Heere an ihm vorübergeflutet und bis dicht vor Krakau sowie über den Karpathenkamm hinweg auf ungarischen Boden gelangt. Wohl aber hat es seinem Beruf als Festung insofern vollkommen genügt, als es den eigenen Heeren Rückhalt und Sammlung sowie Schutz der rückwärtigen Verbindungen gewährte, starke gegnerische Kräfte fesselte und sie anderweitiger Verwendung entzog. Um so eher hätte man voraussetzen dürfen, daß es in russischen Händen auch den Heeren des Zaren den gleichen Dienst erweisen würde. Aber das ist nicht zugetroffen. Nach der Schlacht von Gorlice hatte Przemysl für die Russen wohl nur noch den Wert einer starken Nachhutstellung, die die Entwicklung der deutsch-österreichischen Mitte aufhalten, ihre Kräfte eine Zeitlang binden und dadurch Gegenangriffe auf den Flügeln bei Sieniawa und am Dujestr ermöglichen sollte. Diese Aufgabe hat die Festung auch erfüllt, ohne allzu große Opfer zu kosten, das Wort „Opfer" im Sinne schonungsloser russischer Kriegführung gebraucht. Für uns aber bedeutete der Fall von Przemysl die Wiederherstellung einer einheitlichen, geraden Frontlinie auf dem Ostufer des San, die bis dahin durch die Festung gespalten, z. Teil stark keilförmig ausgebuchtet und stellenweise fast rechtwinklig geknickt war. Die neue Front bildete auf der Linie Sieniawa—Mosziska die Hypothenuse des früheren Dreiecks, wodurch erhebliche Kräfte frei wurden. Andrerseits wäre es aber — so glanzvoll die Siege am San auch waren — verkehrt, von einer völligen Zertrümmerung der russischen Front zu reden, wie es in den Tageszeitungen damals fast allgemein geschah. Man ist mit dem Worte „Zertrümmerung" allzu rasch bei der Hand, und die Phantasie überschätzt leicht einen schönen Einzelerfolg in seiner strategischen Bedeutung für das große Ganze. Dimitrieus Armee bildete doch immerhin nur einen Teil des russischen Gesamtheeres in Galizien. Eine wirkliche Zertrümmerung ist in diesem Weltkriege erst zweimal erreicht worden, bei Tannenberg und in der masurischen Winterschlacht, und selbst diese großartigen Siege hatten schließlich nur örtliche Bedeutung und wurden durch die unerschöpflichen Hilfsmittel des Gegners rasch genug wieder ausgeglichen. Moralisch und politisch freilich war die Wiedergewinnung von Przemysl von ungeheurer Bedeutung; sie bildete zugleich den Abschluß des ersten Abschnitts der groß angelegten Durchbruchs-Offensive der Verbündeten und hatte zur Wirkung, daß der schon durch die vorhergegangenen Niederlagen von Gorlice bis Jaroslau stark erschütterte Glaube an den Sieg bei den Russen eine neue Einbuße erlitt, was auch für die nachfolgenden Kämpfe nicht ohne Einfluß blieb. Die Wiedereroberung Przemysls verfehlte aber auch nicht, in der übrigen Welt, einschließlich bei den Neutralen einen starken Eindruck zu hinterlassen, der bald durch den weiteren siegreichen Fortgang der kriegerischen Operationen der Mittelmächte eine Vertiefung erfahren sollte.

Digitized by Google

Kampftage in Flandern.

Von **Wilhelm Pieper.**

Samtschwarze Wasser, die märchentief schimmern, raubborkige Pappeln und Nüstern, die mit breiten Armen uralte Gehöfte in traumhaft stiller Ebene schirmen, und kleckskleine, weitabgewandte Dörfchen, die sich verschüchtert in die Mauerfalten hochaufragender, steingrauer Dome schmiegen. Und schließlich Städte und Städtchen mit wunderlich verschnörkelten Bildwerken und seltsam gezackten Giebeln, mit merkwürdig altklugen, stillen Leuten, die auf schwerem Schuhzeug über blaugraues, rundköpfiges Pflaster klappern, und darüber ein Himmel, stahlblau und blank, mit fliegenden Heeren flockigweißer und schwarzgrauer Wolken, die ein salzherber, wildwirbelnder Sturmgeselle irgendwo aus Westen und Nordwesten weit austreut über braunscholliges, grünblinkendes Land, ein jauchzender Wind, der alte, volltönende Lieder hell klingen läßt, der Erinnerungen längst begrabener Zeiten wie vergilbte Blätter aufjagt und durch schlafende Straßen und weidenbekränzte Felder ein Summen und Singen trägt von silberhellen Meßglöcklein und knisternden Seidensahnen. Das ist flandrisches Land. Auf unerschöpflich reicher Erde trug es tausendfältig sprossende altdeutsche Kultur, und nun deckt der Krieg seinen roten Mantel über das Gottesland deutscher Kunst und Schönheit, und das Paradies ward zur Hölle. —

Trommel- und Pfeifenklang und ein rauschendes Marschlied. Deutsche Jäger und Infanterie ziehen in hart stampfendem Gleichschritt über schwarzschimmernde, regenglänzende flandrische Straßen. Eine Riesenraupe mit zackigem Rückenschild der Bajonettspitzen. Kläffende Meuten großer und kleiner Hunde, die Herren und Heim verloren, traben mit hängenden Ohren zur Seite. Durch dicklehmige Schmutzschichten beschnuppern sie ihre neuen, rauhhärtigen Freunde, die eine ihrem Hundehirn wohl fremde Sprache reden, aber mit Liebkosungen und Brotstücken nicht geizen. Rechts im Wiesenland hockt behäbig breit, wie ein würdegesättigter Straßenhüter, ein weiträumiger Bauernhof inmitten eines Götterhaines von Linden und Ulmen. Die tiefen Dächer stahl der Krieg nach hartem Recht, aber eine Baukunst, die im Vorübergehen geübt, zauberte lustige Dächer von Holz und Pappe, darunter sich eine Feldschmiede auftat. Um züngelnde Flammen lagert Soldatenvolk aller Waffen. In rollendem Donnern, dann wieder in dumpf verhallenden Schlägen schleppt der gesprächige Westwind den Schlachtgesang der Kanonen in den Kreis der nachdenklich ernsten Männer und baut graufe Bilder vor glänzende Augen, Bilder voll blutleuchtenden, wilden Lebens, voll Lärm und Rauch. Weiter rollt polternd und stampfend die breitgliedrige Kette unendlicher Heeresmassen auf unendlichen Straßen, und drüben im Westen hält Moloch Krieg mit flammender Geißel furchtbare Heerschau, schreitet der Tod die Front ab. — — —

Zersplitterte Bäume, Wagen und Hausratrümmer rechts und links, und da und dort in kürzeren und längeren Abständen Toteninseln unter Holzkreuzen, so schmucklos wie das Sterben selbstverständlich. Die Straße wird zum Saumpfad. Aus schlammfarbenen, dann wieder morastdunklen Wassern wachsen gedrungene Weidenstümpfe, ragen Holzzäune, Baumgruppen und höhergelegene Gehöfte, die der Krieg zu bizarren Schutthäufen türmte, neben sich aufgetriebene Kadaver von Rindern und Pferden, die Köpfe teilweise wie Rettung suchend hochgestreckt. Kanonendonner hämmert in den Ohren, und beißende Rauchschwaden kriechen dicht über die Schmutzflut. Der mittlere Fahrdamm bleibt frei für den rückflutenden Verkehr. Wagenkolonnen rädern durch breite Erdrillen, Sanitäts- und Militärautos schleudern klatschende Schlammraketen seitwärts, Flüche, Gelächter, Pferdegetrappel, und weiter kreist das brandende Leben unter weißlichen Schleiern peitschender Regenböen. — — — —

Glimmende Dachsparren leuchten in die Wirrnis von meterhohen Schutthügeln. Ein flandrisches Dörfchen in zerstörender Feuerlinie. Mit tropischen Gewitterdonnerschlägen bersten aufschlagende Granatengrüße zwischen Stein- und Holztrümmern in grauweißen Staubwolken auf. Am Markt soll ein Kommando einquartiert sein. Die Botschaft vernahmen wir. Aber das „Wo" in diesem unheilvollen Ruinennest aufzustöbern verlangt Nervenstärke und mehr noch Maulwurfskünste. Mühevoll steigt es sich über Wälle von Balken und Mauerwerk. Zischende Feuerzungen lecken empor, und heiß preßt sich das dickedrige Schuhzeug gegen die mißhandelten Fußsohlen. Hinter uns bricht eine Giebelwand ein, und der Boden zittert im schweren Aufschlag. Drei tote Soldaten liegen teils vergraben unter Steinmassen. Als hätte er das Verhängnis abwehren wollen, stützt einer die Fäuste gegen die erloschenen Augen. Keine Zeit bleibt zum Rückschauen, und kein Ruhepunkt in diesem Elend bietet sich den qualmgeröteten Augen. Dicht vor uns bohrt sich, dumpf einschlagend, ein Geschoß zwischen Trümmerhügel. Sekundenschnell versinken vier Leiber zwischen spitzem Gestein. Schon erschüttert ein metallisch hartes Donnern die Luft, und fast begräbt uns ein Steinhagel. Blasse Gesichter, dünne Blutrinnsale auf gelbweißer, straffer Haut, vier Gestalten torkeln betäubt durch das Chaos, umweht von Verwesungsgestank, verfolgt von Rauch und haschenden Flammen. Da, ein Anruf, aus Erdspalten wie Geisterschrei zu uns herausklingend; unwillkürlich forscht man nach verschütteten Menschenleibern, da winken Hände und Mützen aus vergitterten Kellerluken, hilfreiche Hände zerren uns in wohltätiges, schützendes Dämmerdunkel, wir sind in der Kommandantur.

Just schaut es aus wie ein Märchen. Auf prunkvollem Bronzeleuchter tropfen zwei gelbflammige Kerzen. Ein blauer Teppich mit brennend roten Rosen deckt die Steinfliesen, und schwarzgebeizte sämische Geschirrschränke, wunderbar gearbeitet, mit wertvollem altem Porzellan und Zinnrat, säumen die Wände. Und die freien Wandflächen verhüllen kostbare Bilder in schweren Rahmen und persische Gewebe. In saphirblauen, gepolsterten Armsesseln lehnen Offiziere, und ein graubärtiger Major redet mit uns. Wie aus fernen Katakomben klingt seine Stimme her-

Digitized by Google

über, und er lächelt müde und meint: „Es ist dieses alles, was wir den armen Menschen zu retten vermochten, meine Herren; leider ging viel verloren."

Bald strecken auch wir uns in weiche Polster. Aromatische blaue Wölkchen kräuseln von delikaten Zigarren auf, und ein Duft von braunrotem Grog umschmeichelt wohlgefällig witternde Riecher. Und draußen tobt die wilde Jagd in den Lüften. Ein Heulen, Prasseln und Knattern jagt über den grauwolligen Himmel, und brüllendes Krachen poltert den dröhnenden Auftakt. Und allemal klirren heil die runden Deckster Porzellanschalen gegen die vorgelegten geschnitzten Eichenstäbe, und erschreckt ducken sich die kleinen Kerzenflämmchen auf dem großen Bronzeleuchter.

Es dunkelt, und wir müssen zurück. Die Kanonade wird heftiger, und kühlende Hagelschauer rieseln auf Gesicht und Hände. Bis zur Neige kostete das arme Dorf den Kelch der Kriegsleiden aus. Nichts blieb ihm, als Name und Erinnerung. Schauerlich ist der Rückmarsch. Schmerzende Hände tasten sich über trümmergefüllte Straßen, über weiche, eisigkalte Kadaver. Dann und wann flackert eine erlöschende Flamme hoch über gespenstige Mauern und stellt sekundenlang blutrote Lichter auf kalthelle Schutthalden, hängt purpurne Fackeln an schwarzgebrannte, aufragende Balken und streichelt mit zuckenden Fingern über starre, düstere Totenmasken.

Vor uns liegt die rettende Landstraße. Sie ist außerhalb des Feuerbereichs. Der Hagel wirbelt dichter, und um die nichtbetretenen Flächen rings um die hohen Eschen lagern sich weiße Ringe. Schnell und fast geräuschlos wickelt sich der hin- und rückwärtsflutende Verkehr ab. Mit abgeblendeten Lichtern knirschen Fuhrwerke aller Art durch den verschlammten Fahrdamm. Rosse schnauben, stumme Menschen huschen schattenhaft vorüber, und aus dem Westen flammt es über den rotschillernden Morast, dunkelglühend niedersinkend, dann wieder grell auflodernd, und dumpf rollt der Geschützdonner durch die Nacht. — — —

Wieder stellt ein kleines Dörflein seine schwarze Silhouette gegen den rotdunstigen Nachthimmel. Manches Haus nahm ihm der Krieg, und viele Dächer, bis im dreimaligen Ansturm der Teutonen der Geschoßhagel weit zurückebbte. Nun steht es im reichen Szenenwechsel eines deutschen Heerlagers. Junges Ersatzvolk bezieht Quartier. Strohbepackte, gebückte Trupps keuchen vorbei. Raumkünstlerwägungen erfahren summarische Behandlung. Stroh und Dach und traumloser Schlaf wird als Gottesgeschenk gepriesen. Dann berichten die feuergetauften Alten den stumm horchenden Jungen von den großen und kleinen Erlebnissen, von all den grausen und krausen Dingen aus der wildbewegten Front da vorne. Von märchenhaften Taten hört man, die Davids alttestamentisches Heldentum zu Alltagsscherzen stempelt. Und Öl- und Wachsflämmchen blinken durch kleine Scheiben. Lichtpünktchen huschen über die Straßen, die Stimmengewirr erfüllt und kurze Kommandos, und eine Ziehharmonika quietscht dazu ein Schelmenlied. Und auf dem Marktgeviert backen und braten küchenkundige deutsche Jungens mancherlei würzige Genüsse, dichte, zeltüberdachte Wagengruppen sind aufgefahren, und in langen Zügen rasseln Munitionskolonnen, schwere Trainfuhren über die Hauptstraße — es könnte lustiger Jahrmarkt sein, wären die Bilder nicht so einfarbig, so waffenstarrend. — —

Über zerschossene Sparren und spitze Dächer hinaus wächst das wuchtige Gemäuer eines alten gotischen Domes. Der Turmhelm fehlt, die hohen Buntscheiben zersprangen in Tausende farbige Glassplitterchen, und aus metergroßen Löchern in Chor und Seitenschiffen gähnt die Nacht. Aber eine wunderliche Helle wogt durch die mächtigen, säulengestützten Hallen, wogt durch Fensterhöhlen, durch Mauerrisse und breite Portale, flimmernde Lichtspeile in die Finsternis bohrend. Im wehenden Kerzenschimmer blinkt ein Hochaltar in Gold und Marmor, und eine Gottesmutter mit ernstem Antlitz wiegt auf Marmorhänden ein Knäblein mit funkelndem, zwölfzinkigem Sternkrönlein. Und Kopf an Kopf gedrängt, bis in die äußerste Nische, beten deutsche Krieger, und vielstimmiger Orgelklang braust durch die Hallen. — Und es war so seltsam feierlich, dieses deutsche Gottesgedenken im nächtlichen Flandern hinter der Front, die leuchtend und donnernd unablässig Opfer heischt.

Digitized by Google

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Generaloberst Josias von Heeringen. Mit 1 Abbildung.

Josias von Heeringen wurde am 9. März 1850 in Kassel als Sohn des Chefpräsidenten der Verwaltung des hessischen Fideikommisses Josias von Heeringen (gestorben 27. September 1895) und seiner Gemahlin Karoline geb. von Starckloff (gestorben 31. August 1871) geboren. Ein um fünf Jahre jüngerer Bruder von ihm trat in die Marine ein und wirkte von 1911 bis 1913 als Chef des Admiralstabs der Marine, dann als Chef der Nordseestation,

Generaloberst Josias von Heeringen.
Federzeichnung von M. Zimmerer.

als welcher er kurz vor Kriegsausbruch zur Disposition gestellt wurde. Beide Brüder haben also dem Vaterlande in hervorragender Stellung wertvolle Dienste erwiesen.

Josias von Heeringen besuchte das Gymnasium in Kassel, später die Kadettenanstalt und trat dann im April 1867 beim 80. Füsilierreg. ein, wo er ein Jahr später Leutnant wurde und 1870 den Feldzug gegen Frankreich mitmachte. Er zeichnete sich hier durch stürmische Tapferkeit aus, wurde aber schon bei Wörth schwer verwundet und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Auch nach dem Kriege verblieb er bei den 80. Füsilieren, wurde 1874 Regiments-Adjutant und ein Jahr später Oberleutnant. Nach Erhalt der Adjutantenstelle führte er Auguste von Devall zum Altar. Die aus dieser Ehe hervorgegangenen drei Söhne (Kurt, Walter, Werner) haben sämtlich die Offizierslaufbahn eingeschlagen. 1876 war Josias von Heeringen als Adjutant bei der 62. Inf.-Brigade tätig. 1877 kam er zum Inf.-Reg. 116. 1879 erfolgte die verheißungsvolle Berufung in den Großen Generalstab und im folgenden Jahre die Beförderung zum Hauptmann. Von da ab ging es mit der Laufbahn des befähigten und tüchtigen Offiziers ungewöhnlich rasch vorwärts. Schon 1887 war er Major im Kriegsministerium, nachdem er vorher eine Kompagnie des Infanterie-Regiments 91 geführt hatte. Vom Kriegsministerium kam er zunächst als Bataillonskommandeur im 177. Infanterie-Regiment wieder zur Truppe, kehrte aber bereits nach zwei Jahren als Abteilungschef unter Ernennung zum Oberstleutnant wieder zum Großen Generalstab zurück. — Schon 1895 trat er als Oberst an die Spitze desselben Regiments, bei dem er noch fünf Jahre vorher ein Bataillon geführt hatte, und bereits das Jahr 1898 brachte die Beförderung zum Generalmajor und die Ernennung zum Direktor des Armee-Verwaltungsdepartements im Kriegsministerium.

1903 sehen wir von Heeringen als Generalleutnant an der Spitze der 22. Division, drei Jahre später als General der Infanterie an der Spitze des 2. Armeekorps in Stettin. Aber auch hier blieb der bewährte General nur kurze Zeit, denn als General von Einem im Sommer 1909 vom Kriegsministerium zurücktrat, fiel die Wahl des Kaisers auf Josias von Heeringen. Das neue Amt stellte an diesen ungeheure Anforderungen, denn ist es schon in ruhigen Zeiten ein überaus schwieriges und verantwortungsreiches, so war dies jetzt in verdoppeltem Maß der Fall, weil die politischen Zustände sehr unruhevoll waren und im Parlament von den linksstehenden Parteien heftige Angriffe gegen die Heeresverwaltung gerichtet wurden. Damals war der unglückselige Fall Krupp an der Tagesordnung, und außerdem boten die politische Betätigung der Offiziere, die Frage der fürstlichen Adjutanten, die Soldatenmißhandlungen, die Kastenvorurteile im Offizierkorps und die von den Sozialdemokraten beantragte Abschaffung der Garde überaus reichlichen Stoff zu unerquicklichen Aussprachen. General von Heeringen, der bei aller soldatischen Festigkeit doch auch vernünftigen Be-

Digitized by Google

weggründen der Gegner nicht unzugänglich war, zeigte sich aber der Lage gewachsen und erzielte schließlich einen glänzenden Erfolg, indem es ihm im Jahre 1913 gelang, die neue große Heeresvorlage durchzusetzen, die mit der Bewilligung des Milliarden-Wehrbeitrags verbunden war.

Doch scheint sich der General nach dieser aufreibenden Tätigkeit zu seinen Truppen zurückgesehnt zu haben, denn auf sein Ersuchen wurde er bald darauf von der Stellung als Kriegsminister enthoben und als Nachfolger des Freiherrn von der Goltz zum Generalinspektor der 2. Armee-Inspektion ernannt. Im Verlauf des Kriegs erhielt er dann den Rang eines Generaloberſten. Seit Kriegsausbruch hat er an der Weſtfront gestanden, und sein Name trat gleich zu Beginn der Lothringer Schlacht glänzend hervor, wo er mit Auszeichnung auf dem linken Flügel focht.

Admiral Jellicoe.

Mit 1 Abbildung.

Sir John Jellicoe, der in der Seeschlacht vor dem Skagerrak die britische Heimatflotte führte, die berühmte „grand fleet", den Stolz Altenglands, die größte Flotte der Welt, hat sich schon viel Wind um die Nase gehen lassen, den größten Teil seines bewegten Lebens auf schwanken Schiffsplanken verbracht, aber auch zu Lande mancherlei Abenteuer erlebt. So erschien er seiner Erfahrung und seinem Rufe nach zum Führer wohl geeignet. Schon seine Vorfahren waren britische Seeoffiziere, und er selbst wurde als Sohn eines solchen am 5. Dezember 1859 geboren. Auch er war von vornherein für den Seemannsberuf bestimmt, und mit seiner Schulausbildung nahm man es deshalb nicht sonderlich genau; sie soll vielmehr eine recht kümmerliche gewesen sein. Schon mit 12 Jahren wurde der Junge Seekadett, und von diesem Augenblicke ab das Meer seine eigentliche Heimat. Daß er aber auch Verständnis für die wissenschaftlichen und technischen Seiten des Seewesens hatte, bewies er während seines Besuchs der Marineschule, wo er bald die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich lenkte und sich den für die beste Arbeit über die Marineartillerie ausgesetzten Geldpreis verdiente. Die Schiffsartillerie ist seitdem das besondere Lieblingsstudium Jellicoes geblieben, und zweifellos hat er sich um ihre Neugestaltung und Weiterentwicklung in England große Verdienste erworben. Verschiedentlich hat Jellicoe auch Kolonialfeldzüge im Landungskorps der Marine mitgemacht, so den Sudanfeldzug und die internationale China-Expedition unter Admiral Seymour, dessen Generalstabschef er war. Ob ihm der damalige angsterfüllte Hilfsschrei des Admirals „The Germans to the front!" wohl heute noch in den Ohren klingt? Er wurde damals schwer verwundet und vom deutschen Kaiser durch die Verleihung des Roten Adlerordens mit Schwertern ausgezeichnet. Nach seiner Genesung übernahm er den Befehl über das Schlachtschiff „Victoria". Dieses stieß 1903 im Mittelländischen Meere mit dem Panzerkreuzer „Camperdown" zusammen, während Jellicoe fieberkrank in seiner Kabine lag und durch Admiral Tryon vertreten wurde. „Victoria" sank, aber Jellicoe wurde durch einen mutigen Schiffsfährich vor dem Seemannstode gerettet. 1907 erfolgte seine Ernennung zum Admiral. In den Jahren 1910 und 1911 befehligte er das Atlantische Geschwader und fiel dabei durch seine kühl besonnene, überlegene Führung an maßgebender Stelle derart auf, daß er schon damals allgemein als Führer der englischen Schlachtflotte in einem großen Zukunftskriege galt. Nachdem er 1912 Zweiter Lord der Admiralität geworden war, ging er sofort mit viel Eifer und Tatkraft an die Ausführung seines Lieblingsplanes, nämlich an eine gründliche Reform der englischen Schiffsartillerie. Ihm verdanken die großen Schlachtschiffe die neuen 38 cm-Geschütze, die allerdings den auf sie gesetzten Erwartungen nicht ganz entsprochen haben. Durch bessere Schulung der Bedienungsmannschaften erzielte Jellicoe

Admiral Jellicoe.

eine Steigerung der Schießleistungen um 50 bis 60%. Daß sie trotzdem noch nicht an die der deutschen Marine heranreichen, hat der Verlauf der großen Seeschlacht zur Genüge bewiesen. Bei den großen Flottenmanövern im Frühsommer 1914 zeichnete sich Jellicoe derart aus, daß seine Person von da ab eine der stolzesten Hoffnungen Englands bildete. Aber nur zu bald sollte er vor die furchtbare Ernstprobe des Krieges gestellt werden. Und nun geschah das Unerwartete. Weder wurden „Wilhelms Schiffchen" sofort nach der Kriegserklärung auf den Meeresgrund geschickt, noch wurden die deutschen Küstenbefestigungen ernstlich angegriffen, noch wurden nach dem prahlerischen Wort Churchills „die deutschen Ratten aus ihren Löchern ausgegraben", sondern die größte Flotte der Welt begnügte sich mit einer er-

Digitized by Google

weiterten Blockade durch ihre leichten Streitkräfte, während die großen Schlachtschiffe sich im sicheren Schutz der Orkney-Inseln verkrochen, wo Admiral Jellicoe seine Flagge auf der „Iron Duke" hißte, einem Schwesterschiff des am Skagerrak so bös zusammengeschossenen „Marlborough". Fast zwei Jahre lang ließ sich die englische Hochseeflotte nicht aus ihrem Schlupfwinkel herauslocken, und als es endlich doch geschah, schnitt sie in offener Seeschlacht mit einem höchst bedenklichen Mißerfolg ab. Jellicoes Führung dabei scheint teilweise versagt zu haben und verstand es nicht, die einzelnen Geschwader fest in der Hand zu behalten und einheitlich nach dem an sich guten Plan zu verwenden. Auch in England nahm man ihm seinen ehrlichen Seemannsbericht über die Schlacht, der alsbald durch einen behördlich redigierten ersetzt wurde, sehr übel und hat ihn deshalb und seiner zögernden Haltung wegen einige Monate später des aktiven Oberkommandos über die Flotte enthoben und den draufgängerischen Admiral Beatty an seine Stelle gesetzt. Mit einem hohen Orden auf der Brust als schmerzstillendes Pflaster hielt er bald darauf seinen Einzug im englischen Admiralitätshaus in London. Hier sitzt er ebenso schön sicher und geborgen wie die englischen Kriegsschiffe der Heimatflotte in den Buchten der Orkneys. Äußerlich ist Jellicoe der Typ des englischen Seeoffiziers. In dem schmalen, glatt rasierten Gesicht verraten die fein geäderte Nase und die dünnen, fest zusammengepreßten Lippen eiserne Tatkraft, die kühlen, etwas hochmütig blikkenden Augen unerschütterliche Ruhe und große Härte. K. F.

Die Mittel des Krieges.

Eisenbahner und Eisenbahnen im Felde.

Paul Otto Ebe. Mit 6 Abbildungen.

Der weitschauende einstige Chef des Großen Generalstabs, Moltke, hat schon in einer Denkschrift, die er im Jahre 1869 fertigstellte, die heutige Bedeutung der Eisenbahnen gewürdigt, und ihre Wichtigkeit von den ersten Tagen des Kriegszustandes an in folgenden Worten geschildert: „Zu den Aufgaben des Generalstabes gehörtes, für alle wahrscheinlichen Eventualitäten die Gruppierung und den Transport der Truppenmassen in detailliertester Weise zu bearbeiten und die Entwürfe dafür im voraus bereit zu halten. . . . Bei dem ersten Aufmarsch einer Armee kommen die vielseitigsten politischen und geographischen Erwägungen neben den militärischen in Betracht. Fehler der ursprünglichen Versammlung der Heere sind im ganzen Verlauf des Feldzuges nicht wieder gut zu machen. Diese Anordnungen lassen sich aber lange vorher erwägen und müssen zu dem beabsichtigten Resultate führen." Seit jener Zeit lagen diese Gedanken den Arbeiten der Eisenbahnabteilung im Großen Generalstabe zugrunde. Wie in allen Dienstzweigen, so wurde auch hier der Grund zur Kriegstüchtigkeit im Frieden gelegt. Wir wollen deshalb zunächst rückwärts blicken in die vergangene Friedenszeit und uns die Frage vorlegen: wie wurde der gewaltige Eisenbahnaufmarsch der modernen Massenheere über die weiten Räume zur Zeit der Mobilmachung ermöglicht?

Die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes hat von jeher die anderen Abteilungen an Stärke übertroffen. Neben den zahlreichen Generalstabsoffizieren, von denen besonders in der Hauptarbeitszeit, während des Winters, auch von anderen Abteilungen in die Eisenbahnabteilung kommandiert wurden, waren noch Offiziere der Truppen angegliedert. Letztere sollten für ihren Dienst als spätere Linienkommandanten oder in den Stäben der Militäreisenbahndirektionen vorgebildet werden. Trotz der vielen Mitarbeiter war die gewaltige Arbeitsmenge nur mit größter Anstrengung zu bewältigen. Aus diesem Grunde waren diese Kommandos nicht besonders beliebt, denn die „unmenschliche Schufterei" ließ oft kaum Zeit zum Mittagessen und stellte an die Gesundheit und vor allem an die Nerven große Anforderungen. Mußten doch neben allerlei Friedensarbeiten, neben langstündigen Kriegsspielen auch sämtliche Kriegsvorbereitungen bewältigt werden. Die Zentnerlast der Verantwortung ruht auf dem Chef der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes. Seit dem Jahre 1912 war dieser Mann der württembergische Generalmajor Gröner, der bei Kriegsausbruch Chef des Feldeisenbahnwesens im Großen Hauptquartier wurde und damit die Leitung und die Ausnützung sämtlicher Eisenbahnen im Heimatgebiete, im Gebiete der Militärgouvernements, der Etappen und des Operationsgebietes übernahm. Wie gut er seine Aufgaben erfüllte, wie gut ihn seine schon im Frieden ausgebildeten Mitarbeiter, die von der Eisenbahnabteilung zu seinem Stabe in das Feld oder als Bahnbeauftragte zu den Armeeoberkommandos beordert wurden, unterstützten, das zeigt die Anerkennung des Kaisers, der ihn als einen der ersten Generale mit dem Pour le mérite schmückte. Es ist sehr verständlich, daß man diesen verdienstvollen General auch mitten im Kriege zum Dienste in der Heimat heranzog, um mit seiner Hilfe eine rasche Beförderung der Lebensmittel zu erzielen.

In unermüdlicher Friedensarbeit haben die Direktiven des jeweiligen Chefs des Generalstabes und das Umsetzen dieser Direktiven in die Tat durch die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes in Berlin als wichtigste Ergebnisse ein reibungsloses Zusammenarbeiten der Militärbehörden mit den Bahnverwaltungen und das System eines praktisch durchführbaren Mobilmachungsplanes für die Eisenbahnbeförderung gezeitigt. Die gesamten deutschen Eisenbahnen wurden in 26 Betriebsgebiete eingeteilt, die man als „Li-

Digitized by Google

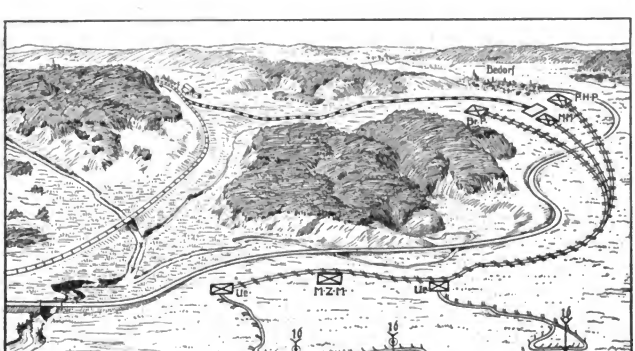


Abb. 1. Übersichtsskizze für die Anlage von Eisen-, Feld- und Förderbahnen für militärische Zwecke.

nien" bezeichnete und durch die Buchstaben A bis Z voneinander unterschied. Die Abgrenzung der einzelnen Linien erfolgte nach militärischen und betriebstechnischen Gesichtspunkten. Besonderer Wert wurde auf das Arbeiten der Linien von Hand zu Hand gelegt, so daß beispielsweise ein Zug, der das eine Liniengebiet verläßt, ohne Aufenthalt in das Nachbarliniengebiet eilt, dort weiter geleitet wird, bis er wiederum an eine andere Linie abgegeben werden muß. Durch diese Maßnahmen wurde der durchgehende Zugsverkehr, der für eine rasche und sichere Versammlung des Heeres im Aufmarschgebiet unumgänglich nötig ist, bei größtmöglichster Leistungsfähigkeit geregelt. Eine Linienkommandantur, also die Betriebs- und Verwaltungsbehörde der betreffenden Linie, die sich meist in der Nähe der Eisenbahndirektion befand, war ein Stab, in dem neben einem aktiven Stabsoffizier auch ein höherer Eisenbahnbeamter waltete, wozu für jeden natürlich noch ein Stab mit dem nötigen Unterpersonal gehörte. Enger kann man sich das Zusammenarbeiten zwischen Militär und Bahnverwaltung gar nicht denken. Und diese brüderliche Zusammenarbeit hat reiche Früchte getragen. Das zweite Haupterfordernis, den riesigen Zugsverkehr für die Transporte der Truppen, der Munition und der Verpflegung in das Aufmarschgebiet auf eine sichere Basis zu stellen, führte zur Anwendung eines besonderen Militärfahrplanes, der von einem bestimmten Tage der Mobilmachung ab automatisch in Tätigkeit trat, nachdem die eingezogenen Militärbedarfszüge sowie die Sonderzüge zur Bewältigung des Verkehres nicht mehr ausreichten.

Der Militärfahrplan, der die Grundlage für den modernen Aufmarsch bildet, unterscheidet sich in der Darstellungsart und in der Ausarbeitung wesentlich von den Übersichtsblättern, die uns aus den Wartesälen unter dem Namen Fahrplan bekannt sind. Ein graphisches Darstellungsverfahren in einer Zeittabelle bietet einen weit größeren Überblick und eine sonst unerreichte Klarheit für die, die den graphischen Militärfahrplan zu lesen verstehen. Soll eine so vielseitige, schwierige Maschinerie wie sie der Eisenbahnaufmarsch moderner Massenheere darstellt, zuverlässig ohne Stockung arbeiten, dann darf man zugunsten der Sicherheit nicht mit dauernden Höchstleistungen rechnen. Obwohl unsere gewöhnlichen Personenzüge mit 60 Kilometern in der Stunde fahren, Eil- und Schnellzüge sogar mit über 80 Kilometern in der Stunde, wurde dem Militärfahrplan eine verhältnismäßig geringe Fahrgeschwindigkeit zugrunde gelegt, nämlich etwa 23 Kilometer in der Stunde. Als segensreich hat sich eine weitere Bestimmung im Militärfahrplan erwiesen: Die Züge fahren hintereinander etwa im Abstand der Stationen. Nun darf kein Zug seine Station verlassen, bis das Geleise von der Abfahrt bis zur nächsten Station als frei gemeldet wurde, bis also mit anderen Worten der vorlaufende Zug in der nächsten Station eingetroffen ist. Durch diese beiden vorbeugenden Maßregeln gelang es uns ohne größere Unglücksfälle und mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit die Maschinerie automatisch arbeiten zu lassen. So folgten sich die Züge in einem gleichmäßigen Zugabstand, der bei zweigleisigen Bahnen und einem Maximum des Stationsabstandes von 10 Kilometern 25 Minuten betrug. Bei eingleisigen Strecken war genau so viel Zeit erforderlich, um das zurückrollende Material — die Züge befanden sich in einem ewigen Kreis-

Digitized by Google

Phot. Seebald, Wien.

Abb. 2. Österreichisch-ungar. Motordräsine der Feldeisenbahn.

lauf — vorbeizulassen. Die Züge folgten sich also im letzteren Falle von 50 zu 50 Minuten. Diese Zeiten genügten in der Tat, um bisweilen unvermeidliche kleine Verspätungen oder sonstige Störungen wieder einzurenken, bevor sich der geringfügige Fehler systematisch ins Millionenhafte vergrößerte und schwer wiegende Stauungen verursachte. Außerdem gab es noch ein weiteres Sicherheitsventil für größere Störungen. Man teilte die 24 Stunden eines Tages in 6 vierstündige Perioden ein. In einer Periode am Tage, also während vier Stunden am Tage, war immer eine „Tagespause" eingeschoben, wo keine Züge über die Strecken fuhren und das Bahnpersonal die nötige Ruhe hatte. Trotz dieser Einschränkungen waren unter günstigen Verhältnissen auf zweigleisigen Bahnen täglich vierzig Züge zu befördern, gegen zwölf in den Kriegen von 1866 und achtzehn im Feldzuge von 1870/71. Man sieht den erstaunlichen Fortschritt!

Es ließe sich noch manches erzählen von der Einteilung des Betriebes und der Einteilung der Zeit. Doch würde es zu weit führen und zu tief — in die Jagdgründe des Zensorsistes während des Krieges. Da unsere Truppen in der langen Zeit, die sie bei der Zurücklegung ihres weiten Eisenbahnweges brauchen, auch Hunger bekommen und ihre Pferde getränkt werden müssen, so sind besondere Verpflegungsstationen vorgesehen. Die Zeit, die durch das Aussteigen der Truppen zum Essen und zum Trinken und Tränken beim Transport ausfällt, wird natürlich von Anfang an voraus berechnet, aber auch auf das unumgänglichste Maß zurückgeführt durch Vormeldung des Transportes an die Verpflegungsstation zwecks Bereitstellung der Nahrung.

Mit besonderer Sorgfalt wurde vom Militär und von den Eisenbahnbehörden die Anlage und die Erweiterung von Bahnhöfen bearbeitet. Erfordert doch der gesteigerte Betrieb in Kriegszeiten ausgedehnte Einrichtungen, die teils schon fertiggestellt, teils für den Ernstfall vorbereitet sein müssen. Man benötigt vor allem Rangier- und Ausweichgleise in der Länge von wenigstens 550 Metern, denn diese Länge besitzen die Militärzüge. Zu einer zufriedenstellenden Gleisentwicklung gehören ferner genügend viele Weichen, um die Gleise miteinander in Verbindung bringen zu können. Die für den Betrieb erforderlichen Anlagen, die ebenfalls nach Zahl und Güte genau abgeschätzt werden müssen, um kommenden Anforderungen gerecht zu werden bestehen aus Telegraphenanlagen, aus Signalvorrichtungen, aus Wasser- und Kohleentnahmestellen, aus Löschgruben und Werkstätten. Unentbehrlich sind ferner ausreichende Ladevorrichtungen, wie Seiten- und Kopframpen oder Krananlagen. Geeignete Plätze müssen für das Ordnen und Aufstellen von Truppen, Pferden und Fahrzeugen vorgesehen werden. Ebenso An- und Abmarschwege.

Einige Zahlenangaben werden am leichtesten zeigen, warum auch die Vorbereitungen für den Betrieb peinlich genau erledigt werden müssen. Ein Militärzug darf im allgemeinen nicht mehr als 110 Achsen haben. Rechnet man für einen zweiachsigen Wagen eine Länge von etwa zehn Metern, so ergibt sich bei 55 Wagen die Gesamtzuglänge von 550 Metern, mit der wir schon vorhin zu rechnen hatten. Unsere Personenzüge sind natürlich erheblich kleiner. Ein annähernd so großer Friedensgüterzug erschiene beim Vorbeifah-

Phot. Seebald, Wien.

Abb. 3. Ein Schienenauto der österreichisch-ungar. Feldeisenbahn als Lokomotive.

Digitized by Google

Phot. Presse-Bureau, ce-pig.

Abb. 4. Deutsche Eisenbahntruppen bei den Ausbesserungsarbeiten einer vom Feind zerstörten Eisenbahnbrücke.

ren schon „unendlich lang". Nun denke man sich den ganzen Zugverkehr mit solchen Langzügen! Nicht unbeachtet darf man lassen, daß diese Züge rasch zusammengestellt werden müssen. Die Bereitstellung des nötigen Wagenmaterials muß deshalb ebenfalls vorbereitet sein. Der Nichtfachmann ist meist erstaunt, wie wenig Truppen verhältnismäßig in diese langen Züge gehen. Mit einem gewöhnlichen Militärzug kann man ein Bataillon Infanterie, einschließlich Regiments- oder Brigadestab, eine Eskadron mit Stab, eine fahrende oder reitende Batterie mit Stab befördern. Noch ungünstiger sind die Zahlenverhältnisse bei Truppen mit schweren Geschützen und schweren Pferden. So benötigt eine Haubitzenbatterie einen ganzen Zug für sich allein. Von einer Mörserbatterie gehen sogar nur zwei Drittel in einen Zug! Die Truppen einer Infanteriedivision benötigen deshalb etwa 37 Züge. Ein Armeekorps, das ins Aufmarschgebiet befördert werden soll und für den ersten Bedarf allein fünf bis sechs Verpflegungszüge braucht, muß Anspruch auf rund 140 Züge machen! Interessant ist ferner, wie lange es etwa dauert, bis eine Infanteriedivision im Aufmarschgebiet wieder versammelt ist. Folgen sich die Züge in der schon eingangs erörterten Weise, so muß man auf einer eingleisigen Bahn drei Tage, auf einer zweigleisigen die Hälfte der Zeit rechnen, bis alle Truppen transportiert sind. Bei einem Armeekorps dauert es auf einer eingleisigen Strecke schon elf Tage. Eine Armee würde über einen Monat beanspruchen.

Nachdem die Mobilmachung und der Eisenbahntransport der Truppen sich entsprechend der Vorbereitungen wie am Schnürchen abgewickelt hatte, erstanden neben der Bewältigung des Nachschubes an Ersatztruppen, Nahrung, Munition und Kriegsgeräte und des Abschubes von Verwundeten, Kriegsbeute, Gefangenen und Urlaubern bald neue Aufgaben für das Eisenbahnwesen. Es waren dies die Truppenverschiebungen hinter der Front, die über große Räume durchgeführt werden mußten. Besonders als die Fronten noch nicht geschlossen waren und jede Flügelbedrohung eine rasche Frontverlängerung verlangte. Als Beispiel dafür sei das Ausdehnen unserer Westfront nach Norden gegen Ende 1914 angeführt. Der Zweifrontenkampf machte ferner rasche und große Verschiebungen der Truppen von einer Front durch ganz Deutschland zur andern nötig. Auch die gesteigerten Anforderungen, die der Feldbefestigungskampf bei größeren Offensivstößen vom Angreifer forderte, das Zusammenziehen mehrerer Armeekorps als Stoßtruppen, das Einbauen zahlreicher Geschütze schwerer und schwerster Kaliber, das Anhäufen von ungeheuren Munitionsmengen, mit denen man in früheren Zeiten einen ganzen Feldzug hätte ausfechten können, brachten den deutschen Eisenbahnen neue ehrenvolle, aber schwere Arbeit. So erfordert jede größere Offensive einen vollständig neuen Eisenbahnaufmarsch hinter den geplanten Frontabschnitten, von denen man jeden eine „kleine Mobilmachung" nennen könnte. Nun muß man dabei noch erschwerend in Betracht ziehen, daß die Aufmarschdisposition innerhalb weniger Wochen getroffen wird, mithin auch die Fahrdispositionen, die Marsch- und Fahrtlisten für die einzelnen Truppenteile nicht wie im Frieden jahrelang beraten und ausgearbeitet werden können, sondern in wenig Tagen

Digitized by Google

aufgestellt werden müssen. Bei der Abwehr feindlicher Offensiven durch groß angelegte Zusammenziehung der Reserven, kann es sich bisweilen sogar nur um wenige Stunden handeln.

Doch nicht nur das Eisenbahnwesen, sondern auch die Eisenbahntruppen hat der Weltkrieg vor gewaltige Aufgaben gestellt, die teilweise neu und ungeahnt waren. Die Tätigkeit dieser Waffengattung eingehend und erschöpfend zu schildern wird wohl erst jahrelang nach dem Friedensschluß möglich sein. Durch die vielseitige Tätigkeit und die verschiedenartigen Anforderungen, die der Zufall an die technischen Truppen im Kriege stellt, ist das Gebiet riesengroß geworden. Es läßt sich im einzelnen vorläufig weder übersehen geschweige denn bewältigen. Vollends da manche Glanzleistung noch im schlichten Aschenbrödelkleide steckt, um den Gegner nicht darauf aufmerksam zu machen.

Am bekanntesten dürften die Wiederherstellungsarbeiten der Eisenbahntruppen an zerstörten Bahngleisen einschließlich der Kunstbauten und Brücken, Viadukte und Dämme sein. Eine weitere Tätigkeit, die nur auf dem russischen Kriegsschauplatz ausgeübt wird, ist das Ändern der Spurweite. Einige wenige Strecken westlich der Weichsel ausgenommen, besitzt Rußland nämlich eine Spurweite von 1,524 Metern, das heißt, so viel beträgt der Zwischenraum zwischen zwei Schienen und den Rädern der Lokomotiven und Wagen. Im übrigen Europa besteht dagegen eine Spureneinheit von 1,435 Metern. Es war uns Deutschen bei unserer großen Offensive an der Ostfront deshalb nicht möglich, die Eisenbahnen der eroberten Länderstrecken mit unseren Zügen in dem Zustande zu benützen. Die Schienen mußten umgenagelt werden. An manchen Stellen der Front mußten ferner Kriegseisenbahnen gebaut werden. Man versteht darunter Vollbahnen, die im Kriege und zu Kriegszwecken hergestellt werden, um entweder das Eisenbahnnetz zu erweitern oder neue Eisenbahnverbindungen herzustellen, oder drittens bei Belagerungen Anschlußverbindungen nach den Abschnitten zu legen und viertens in großen Festungen das Festungsbahnnetz zu vervollständigen. Im erstgenannten Falle wurden bei einer eingleisigen Bahnlinie von den Eisenbahnern ein zweites Geleise gelegt, bei Bahnhöfen neue Weichen und Schienen eingebaut. Neue Eisenbahnverbindungen wurden durch Neubau von Linien geschaffen, die zur Umgehung von Sperrpunkten wie Festungen oder Sperrforts nötig waren. Auch zerstörte große Brücken oder Tunnels mußten in großem Bogen umfahren werden, wie wir es bei Montmédy erlebten. Die erwähnten Anschlußverbindungen bei Belagerungen sind besonders wichtig nach den Parks der Fußartilleriebrigaden. — Beim Bau solcher Kriegseisenbahnen, deren rasche Herstellung meist im Interesse der Operationen liegt, fällt die Errichtung einer besonderen Bettung fort, weil geeignete Baustoffe dazu meist fehlen und ihre Beschaffung zu viel Zeit erfordert. Durch Verlegung einer größeren Anzahl von Schwellen werden die Nachteile möglichst ausgeglichen. Das Auffüllen von Erde an den Seiten der Schwellen bezweckt einen raschen Wasserabfluß. Der Bau einer Kriegseisenbahn erfordert nun zunächst eine genaue Wahl und eine peinlich genaue Absteckung der Linie. Sodann wird der Unterbau hergestellt, anschließend der Oberbau verlegt und endlich die Anlage der Bahnhöfe in Angriff genommen. Oft genug läßt das Motorenknattern eines feindlichen Fliegers die arbeitenden Eisenbahntruppen innehalten und Deckung nehmen. Das Werk darf dem Spion der Lüfte nicht durch arbeitende Trupps verraten werden, sonst würde es Bomben oder Artilleriefeuer regnen! Um einen annähernden Anhaltspunkt zu geben, sei erwähnt, daß man die Wahl und das Abstecken der Linie, sowie das Herstellen des Unterbaus besonderen Baukompagnien und Zivilarbeitern überträgt. Man gibt ihnen dabei sechs bis sieben Tage Vorsprung. Dann kann das Verlegen des Oberbaues bei Verwendung von drei bis vier Eisenbahnbaukompagnien täglich um 2000 bis 2500 Meter fortschreiten. Doch sind diese Durchschnittsleistungen bisweilen glänzend überholt worden. Besonders wenn Truppen verschiedener Kontingente miteinander an einer Eisenbahnstrecke bauten, kam es zu wahren Wettkämpfen in der Arbeit.

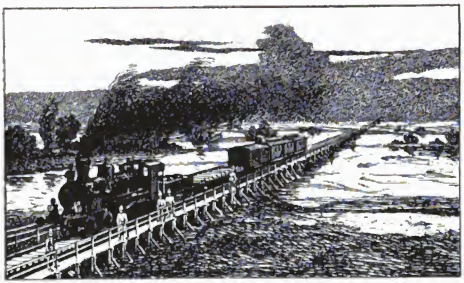


Abb 5. Die 845 m lange Brücke über das Tal des Szczeberkabaches auf dem östlichen Kriegsschauplatz, die eine deutsche Eisenbahnbaukompagnie in 16 Tagen errichtete. Nach einer Zeichnung aus dem Felde.

Eine zweite Art von Eisenbahnen, die jedoch im Gegensatz zu der vorgenannten nur eine Schmalspurbahn von 0,60 Metern Spurweite ist, kennt man unter dem Namen Feldbahn. Sie dient im Kriege als Ersatz oder Ergänzung der Vollbahnen. Ihr Bau wird deshalb sehr oft im Etappengebiet nötig, um besonders in Ländern mit schlechten Wegverbindungen den Nachschub der Hee-

resbedürfnisse und die Rückbeförderung zu übernehmen. Auch bei Belagerungen sind die Feldbahnen mit Erfolg zu verwerten bei der Verbindung von Ausladestellen der Vollbahn mit den Verpflegungsmagazinen, den Artillerie- und Munitionsparks. In großen Festungen können auch diese Bahnen zum Ausbau des Festungsbahnnetzes herangezogen werden. Man muß besonders darauf hinweisen, daß die Feldbahnen gegenüber den Vollbahnen den Nachteil geringerer Leistungsfähigkeit haben. Benötigt man doch zur Weiterbeförderung der Nutzlast eines einzigen Militärvollbahnzuges nicht weniger als acht Feldbahnzüge, die dazu nur mit der Hälfte der Geschwindigkeit fahren können, wie die Vollbahn. Doch hat die kleinere Bahn den Vorteil, daß sie sich durch stärkere Steigungen und Krümmungen dem Gelände besser anpassen läßt und wegen der leichteren Bauart auch kürzere Bauzeit erfordert. So kann man bei einem Vorsprung der Absteckungs- und Unterbauarbeiten von sechs bis sieben Tagen damit rechnen, daß täglich zehn Kilometer Oberbau verlegt werden.

Noch eine dritte Art von Eisenbahnen kann im Felde angelegt werden: die Förderbahn. Diese kann noch mehr als die Feldbahn dem Gelände angepaßt werden, andererseits aber leistet sie noch bedeutend weniger. Besonders im Stellungskampf und im Kampf um Festungen braucht man die Förderbahnen. Sie verbinden die Munitionsräume und das Festungsbahnnetz, sowie die Übernahmestellen mit den Feuerstellungen der Batterien. Es ist somit möglich, Batteriebaustoffe, Schanzzeug, Geschütze und Munition bis an die Stellung zu fahren. Der Bau und Betrieb erfolgt in der Mehrzahl durch Fußartilleristen. Im Gegensatz zu den bisher genannten Bahnen haben die Förderbahnen nämlich keine Lokomotiven, sondern Pferde, mit denen die Wagen gezogen werden. Man wird verstehen, daß die Fahrgeschwindigkeit drei Kilometer nicht wesentlich übersteigen kann. Auch die Angriffsarbeiten der Infanterie und der Pioniere können durch solche Förderbahnen wesentlich beschleunigt werden. Sogar in den Laufgräben ist schon leichteres Förderbahngerät mit geringer Spurweite erfolgreich durch Pioniere gebaut und verwendet worden.

Auch Drahtseilbahnen sind schon von den Eisenbahntruppen in diesem Kriege betrieben worden und wir wollen dabei etwas näher auf einen noch nicht erwähnten Dienstzweig, den Betriebsdienst, eingehen. Hat eine Eisenbahnbaukompagnie diesen Dienst erhalten, über den ein bezeichnender Ausspruch lautet: „Kein Betriebsdienst ist besser!", so wird zunächst in aller Morgenfrühe mit dem Einteilen begonnen. Es gibt unzählige Posten und Pöstchen, wie: Stationsbesatzung, Fernsprech-, Bahnunterhaltungs-, Depottrupp, Zugpersonal, Reservepersonal, Wachposten u. dgl. Einerseits ist es ja ganz unterhaltend und erfreulich, zu zweit oder dritt unter eigener Verantwortung eine derartige Stelle auszufüllen, doch muß man bedenken, daß es kaum einen Dienst gibt, der so auf die Minute pünktlich versehen sein will, wie der Bahndienst. Einerlei, ob die Züge sich in einer großen Station zusammendrängen, oder ob sie vereinzelt und in großen Pausen durch die Einöden russischer Sümpfe fah-

Phot.: Ungar. Presse-Bureau, Budapest.

Abb. 6. Eine mit Pferden betriebene k. u. k. österreichisch-ungar. Militär-Förderbahn auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

ren. Kommen nun noch unvorhergesehene Störungen dazwischen, die Beschießung der Strecke durch feindliche Flieger oder gegnerische Artillerie, so gilt es schleunigst auszubessern oder gar neu zu bauen. Man sieht, auch das Leben unserer Eisenbahntruppen ist im Kriege von Gefahren bedroht, besonders von dem Wageninhalt, der Munitions- und Proviantzüge. Außerdem haben die Eisenbahntruppen schon manche Sprengung tief im Rücken des Feindes unter Lebensgefahr ausgeführt. Im Gedenken an das Jahr 1866 erwähnte der Chef der Eisenbahnverwaltung v. Ihenblitz in seinem Mobilmachungserlaß vom 19. Juli 1870 die Eisenbahntruppen mit den Worten: „Auch den Eisenbahnern gebührt ihr Teil am Siege und am Ruhme des Vaterlandes!" Wieviel mehr noch im heutigen Kriege, der den Eisenbahnen und Eisenbahnern große, neue Aufgaben gebracht und zuzeiten recht gewaltige Anforderungen an sie gestellt hat.

Digitized by Google

Wassersnot.

Von **Hans Schoenfeld.** Mit 4 Abbildungen.

Ein fremder Kriegsberichterstatter fragte deutsche Soldaten, was ihnen im Kriege als schlimmstes Übel erscheine. Er stellte diese Frage bei vielen Regimentern. Die Antwort lautete fast immer: Das Wasser. Das zuviele Wasser und das zu wenige Wasser. Alles stets am verkehrten Fleck, zur unrechten Zeit.

Hatte einer dem Journalisten gesagt: Das Schlimmste sind Minen oder schweres Trommelfeuer, und der Zeitungsmann fragte ausdrücklich: Also nicht Wasser? — so besann sich der

Abb. 1. Überschwemmte Landstraße in Westflandern, die in die Stellung führt. Rechts beginnen Pionière mit dem Bau einer Brücke.

Soldat rasch und sagte: „Aber natürlich das Wasser. Ich hatte nur nicht gleich daran gedacht.“ —

Im dritten Jahre wütet der Krieg. Viel ist von der Heeresleitung getan, der Wassersnot abzuhelfen, das Zuviel und Zuwenig auszugleichen. Beseitigt ist sie nicht. Sie kann wohl, solange Natur und Himmel ein Einsehen haben, scheinbar erledigt sein. Doch sowie Natur und Himmel im großen geregelten Weltengange ihre Zeit nahen fühlen, erwacht die Wassersnot ungebrochen wie früher. Menschenwerk wird Tand, wenn Menschenhand nicht den verzweifelten Kampf aufnimmt. Trommelfeuer währt nicht wochaus, wochein, Minen fliegen nicht Tag und Nacht. Auch an härtestes Granatfeuer gewöhnt sich die Menschenseele — niemals an die Wassersnot. Denn sie setzt Körper und Seele am härtesten zu. Sie narrt und peinigt den Kämpfer im Schützengraben in verschiedenster, widersprechender Gestalt. Es ließe sich ein Epos über Wassersnot schreiben. Ein tragisches, heroisches Epos des Sieges.

Aus der Höhe!

Vor Mitternacht waren die Sterne verblichen, die noch so schön und trügrisch friedsam geblinkt hatten. Ganz fein begann es aus der Unendlichkeit zu träufen. „O Gott“, sagten im Schützengraben die Posten, „nun geht es wieder los und wird nicht aufhören vor Wochenschluß. Wir kennen das. Mit seinem Sprühregen fängt's immer an.“

Wißt ihr daheim, die ihr beim dünnsten Regen Gummigaloschen anzieht, den Regenschirm aufspannt oder euch fester im Sessel zurechtrückt: Heute wollen wir's uns aber daheim gemütlich machen, das ist so richtig ein Tag für die vier Wände . . . . . wißt ihr, was für die Tausende im Schützengraben „Regen“ heißt? Geduld und nochmals Geduld!

Stundenlang stehen die Posten im endlos träufelnden Regen. Einen alten großen Sandsack haben sie sich umgestülpt, wie daheim die Fuhrleute. Die Zeltbahn geben sie um keinen Preis dafür her. Die bleibt drin im Unterstand, denn meist wärmt sie mehr als die dünne, gepreßte Kunstdecke, die geliefert wurde. Längst ist der Mantel durch, längst fühlen Schulter und Rücken jene glatte Kühle, die wie eine kalte Hand sich langsam heranschiebt und liegen bleibt, ein schneidender Druck, der immer tiefer kriecht. Und es gibt nichts dawider als Geduld.

Endlich Ablösung. Die triefenden Gestalten waten durch Schlamm, krauchen mit totigen Händen zur Tiefe und ducken sich da fröstelnd in ihre freigewordene Ecke, versuchen in ihrer nassen Hülle warm zu werden. Die nebenliegenden Schläfer, die zurücken gemußt und enggepfercht bald die Nässe des abgelösten Kameraden zu spüren bekommen, verlieren kein Wort. Was hilft

Digitized by Google

auch Schimpfen? Trifft den Kameraden Schuld? In zwei Stunden ist man naß und kalt wie er und nach aber zwei Stunden, wenn man abgelöst zum Unterstand zurückkommt, genau so auf den Gleichmut des Nebenmanns angewiesen, denn man übt Geduld. wochein von oben das

Abb. 2. Eine Notbrücke über die hochgehende Lys bei Warneton an der belgisch-französischen Grenze.

Aber wenn wochaus, eintönige, traurig machende Rauschen in Strähnen, in Güssen anhält, wenn jeder Schritt eine spritzende Kotwelle aufwühlt und der tretende Fuß statt festen Bodens, jene ekle schleimige Masse unter sich spürt, die auch den Langmütigsten hilflos und zornig macht, dann zeigt sich erst die Größe deutscher Geduld, dann nehmen die Tausende stumm, mit wütender Zähigkeit den Kampf auf.

Des Soldaten schlimmste Zeit ist wieder nahe: Im Osten, im Westen hebt wieder das große Leiden und trutzige Kämpfen mit dem gierigsten Element an. Das Feuer schweigt, das Wasser hat das Wort.

Aus der Tiefe.

Es ist, als hätten Himmel und Erde sich verschworen, die tollgewordenen Erdensprößlinge gewaltsam zur Vernunft zu bringen; ihnen den Aufenthalt in der Natur zu einer Zeit, wo sie in Unmut, Nässe und Frost zum Absterben sich rüstet, gründlich zu verleiden. Aber es ist ein Bannwort, größer als alle Kräfte der Natur, das heißt: Pflicht. Darum bleiben die Tausende in ihren Gräben und trotzen der Natur und erlahmen nicht in dem Kampf von Überlist und robuster Urkraft.

Abb. 3. Schwere Kolonnenbrücke über das Hochwassergebiet eines westflandrischen Flüßchens.

Was ist schlimmer: Die offenen Schleusen des Himmels oder die grundlosen Pforten der Tiefe? In all den endlosen Nächten haben unzählige stummgesenkte Köpfe über diese wichtige Frage nachgedacht. Denn oben und unten findet sich auf des Grabens Sohle zusammen, bestrebt, dem fremden Eindringling anzuhaften, ihn zu sich in das alte Chaos zu ziehen als stillen, starren Mann — oder zu verdrängen.

Schlimmer als die Wassersnot von oben ist die aus der Tiefe. Es braucht nicht immer zu regnen und doch quillt es

Digitized by Google

ohne ersichtlichen Grund plötzlich von allen Ecken und Enden. Bäche und Rinnsale schwellen, Tümpel weiten sich, alte vertrocknete Granatlöcher füllen sich wie von unsichtbarer Hand. Und sind doch keine Bewässerungsrohre des einst fruchtbaren Feldes, der samtenen Wiese zerstoßen.

Geh mit dem Spaten nur ein wenig zur Tiefe. Bald hebst du nicht mehr trockenen Boden aus. Soviel Erde du wegnahmst, soviel füllt mit gieriger Hast das andere Element nach. Türme massige Erdwände auf, versteife sie mit Brett und Pfahl. Zwänge sie in stählernen Draht .... das ewig wache, ewig nahe Naß arbeitet unablässig an der bezwungenen Masse,

Abb. 4. Unter Wasser stehender Zugangsweg zur Feuerstellung mit im Bau begriffener Umgehungsbrücke.

bis sie ins Wandern gerät, ihre von Menschenhand geteilten Hälften aufeinanderzuschiebt und in ihrer Vereinigung begräbt, was drunten ist.

Und da wagen Menschen sich tief hinab in der Erde Schoß zu wühlen, aller Flut zum Trotz. Denn wenn sie nicht zur Tiefe steigen — drüben sitzen andre, die erzwingen es und bahnen sich den Weg zu den gegnerischen Gräben, bringen dem Wasser zum Hohn ihre Sprengladung an und lassen sie los.

In achtfacher Mannestiefe und mehr hocken sie in der Erde Nacht. Tag und Nacht gurgelt neben ihnen des Pumpschlauchs zitternder Schlangenleib. Wehe, wenn das saugende Hebewerk auch nur für Stunden aussetzt! — Aber da ist die Pflicht. Und die Geduld.

Durst.

Die Qual der Unterwelt Homers scheint neu erstanden. Oder konnte Tantalus ärgere Pein erdulden als jeder deutsche Soldat, der des labenden Nasses Flut stetig vor sich sieht und doch die lechzenden Lippen nicht hineintauchen darf, weil der Tod in winziger Gestalt drin lauert? Vor jenem Schächer der griechischen Mythe wichen Früchte und Wasser zurück, so oft er die zitternde Hand zum Schöpfen und Fassen danach ausstreckte. Was aber verbrach der Kämpfer von heute, daß ihm gleiches Los beschieden ward und schlimmeres. Denn vor ihm weicht kein Wasser zurück. Kraft eigener Überwindung muß er die schöpfende Hand sinken lassen, die fiebernde Lippe verschließen.

Das schlimmste ist der Durst. Gegen Tiefenwasser schützt dich Hand und Holz, Eimer und Pumpwerk, Wechsel der Kleidung, Ablösung ins trockene Hinterland. Der Kampf mit dem Durst währt nur kurz. Helfen dir andere nicht, so bist du hilflos und verloren.

Es ist eine alte Erfahrung: Der Soldat im Schützengraben dürstet stets. Der stetige Aufenthalt in freier Luft dörrt seine Kehle. Wie erst, wenn in stundenlangem Kampf, im Ausharren unter Todesgefahr und Anspannung aller Sinne sein Körper arbeitet wie ein Dampfkessel? Wo ist der barmherzige Samariter, der dem Dürstenden hilft? Es ist der gute Kamerad, der Not und Tod nicht scheut, zur Wasser- und Labemittelstelle den Teufelsweg hin- und zurückzumachen, um die, ach nur zu rasch geleerten wenigen Feldflaschen zu bringen. Es ist das treue Pferd, das seinen Wasserkarren heute bei jeder Truppe zieht und für den nassen Lebensquell sorgt. Es ist umsichtiger Führung treues Bemühen, dicht hinter der Front in großen Destillationsbetrieben gutes und schmackhaftes Wasser zu filtern; durch der Kohlensäure prickelndes Element das nüchterne Wasser belebender zu gestalten.

Viel, o viel, ist von deutscher Heeresleitung getan, di. widersprechenden, eigenwilligen Kräfte des Wassers zu regeln. Suche im besetzten Gebiet heute nach verseuchten Brunnen. Sie sind längst gereinigt und quellen frisch. Das heischt

Digitized by Google

schon die Pflicht gegen die unschuldigen Bewohner des Kriegslandes.

Komm zu den Stätten, wo müde, beschmutzte Soldatenleiber für kurze Tage der Ruhe pflegen dürfen, ehe sie von neuem den stillen Gang zum schmalen Land der Wassers- und Feuersnot antreten: Gehorsam sprudelt aus sauberen Röhren des klaren Wassers unuterer Strahl in Schale und Napf, über nackte Körper und schmutzigen Stoff. Bis dicht hinter die Front legte die deutsche Tatkraft und Sorgsamkeit die Wasserrohre, die dem Soldatenkörper in heißer Zeit Kühlung spenden, die ganze Odstrecken des Krieges neubeleben.

Was Menschenwille und Menschengeist nur vermögen, das vereint sich im Kampf gegen dies begehrteste unfreundlichste Element im Weltkrieg. Durch die Millionen von Metern des deutschen Schützengrabens läuft heute in schmaler Rinne, sorglich nivelliert, das Grund- und Regenwasser ab. Viel tausend Hände regten sich dafür auf den Zimmerplätzen der riesigen Pionierdepots, viel tausend Spaten glätteten und gruben, bis das richtige Gefälle des Grabens erreicht war. Lautlos arbeitende elektrische Pumpen bringen Riesenmassen überschüssigen Wassers an schadlosere Stelle — oder zum Feind. Mehr zu tun liegt außer Menschenkraft. Das weiß der Soldat, doch werden die Schrecken der Wassersnot nach dem Kriege fest der Seele des Volkes eingeprägt bleiben.

Die Fahne.

Die Fahne erscheint dem Soldaten nächst dem Gewehr als das Heiligste und Wichtigste, denn auf sie leistet er seinen Treueid, um sie scharen sich die Männer, wenn der Kaiser sie in den Kampf gegen den Feind ruft. In diesem größten aller Kriege freilich ist die Fahne einigermaßen in den Hintergrund getreten, weil der Stellungskampf ihre Entfaltung überflüssig gemacht hat, nur im frisch-fröhlichen Bewegungskrieg kommt sie noch zur Geltung. Und nur dort tritt der Kampf um die Fahne noch in der altgewohnten, aus früheren Kriegen reichlich bekannten Form in die Erscheinung. In den August- und Septembertagen des Jahres 1914, dann in den Masurenschlachten, wieder in dem glänzenden Siegeszug unserer Tapferen in Galizien und Polen 1915, in Serbien und zuletzt in Rumänien hat die Fahne ihr altes Recht behauptet, den Truppen ein Symbol und Wahrzeichen zu sein. In diesen Bewegungskämpfen auch bildete sie ein begehrtes Beutestück, wenngleich wir nun seit Masuren fast nichts mehr von eroberten Fahnen gelesen haben. Immerhin haben unsere Feinde, vor allem die Russen, manche ihrer Fahnen in unseren Händen lassen müssen, während wir nichts davon hörten, daß deutsche Regimenter ihre Fahne verloren haben. Zwar brachte einmal eine französische Zeitschrift ein buntes Bild, auf dem einige deutsche Regimentsfahnen zum Fenster irgendeines Stadthauses heraushingen, aber bei der bekannten Lügenhaftigkeit unserer Gegner dürfen wir die Wahrheit dieses Bildes füglich anzweifeln.

Doch, wenn auch die Fahne aus den Kämpfen des Stellungskrieges verschwunden ist, so ist sie dennoch da, sie ist nur einigermaßen zurückgebracht hinter die Front und wartet darauf, hervorgeholt und entfaltet zu werden, wenn es aufs neue vorwärts geht, oder wenn nach endgültigem Sieg die Rückkehr zur Heimat winkt. So hat demnach die Fahne ihre Bedeutung als Kriegswahrzeichen nicht verloren und sie ist für den Soldaten noch immer das gleiche Sinnbild wie in alter Zeit.

Der Begriff der Ehre ist erst im Laufe der Jahrhunderte an die Fahne geheftet worden, ursprünglich diente sie oder vielmehr das schon im Altertum geführte Feldzeichen lediglich als Erkennungszeichen, das seinen Wert namentlich bei größeren Truppenbewegungen dartat. Dieser Grundzweck ist der Fahne und der Standarte, wie die Fahne bei den berittenen Truppen genannt wird, wohl auch heute noch eigen. Darüber hinaus wohnt ihr heute aber auch noch die höhere Bedeutung des Symbols der Ehre und der Treue inne, das hinzukam, nachdem man ihren taktischen Wert voll erkannt hatte. Als bloßes Erkennungszeichen mögen bei den Alten die auf Stangen gesteckten oder an den Kriegswagen befestigten Figuren und Tierbilder, so die Hieroglyphen der Ägypter, die Tauben der Assyrer gedient haben. Aber schon bei den Griechen wurden diese Feldzeichen höher bewertet und mit dem durch Marius eingeführten geprägten Adler der Römer verband sich doch schon der Begriff der soldatischen Ehre und des Stolzes, dieses Heerzeichen zu beschützen und es nicht in die Hand des Feindes fallen zu lassen. Die Griechen sind es wohl auch gewesen, die durch eine weitgehende Verschiedenartigkeit ihrer Fahnen und Heerzeichen zugleich auch organisatorisch wirkten. Die Organisation des Heeres wurde auf diese Weise wesentlich gefördert, denn der einzelne Mann wußte nun, zu welchem dieser Zeichen er gehörte, was bei dem Fehlen anderer Erkennungsmerkmale und Unterscheidungen ein erheblicher Fortschritt war.

Den nordischen Völkern, so den Germanen und Slawen, ist die Fahne durch die Römer vermittelt worden. Man trug sie hier entweder dem Heerhaufen voran und führte sie, auf einem besonderen Wagen, dem sogenannten Fahnenwagen, befestigt, im Zuge mit. Daß sich bei den Germanen mit der Fahne von allem Anfang an der Begriff der Heiligkeit verband, dafür liefert uns die Geschichte manchen trefflichen Beweis.

Eine besondere Blütezeit rückte für die Fahne mit dem Mittelalter herauf, wo sie sich auch im bürgerlichen Leben Heimatrechte erwarb. Gemeinden, Vereine, Zünfte und Gilden scharten sich um

Digitized by Google

die Fahne, die ihnen als das Zeichen der Geschlossenheit galt, das sie hüteten und auf das sie die Erfüllung ihrer Pflichten und die Einhaltung von Gesetz und Ordnung gelobten. Meist waren diese Fahnen und Banner mit ebenso kostbaren wie prächtigen Malereien und Stickereien geziert und trugen ihrer Bedeutung entsprechende Wahlsprüche. Auch die Kirche legte sich schließlich die Fahne als symbolisches Zeichen zu und noch heute paradieren solche, meist in Standartenform gehaltene Kirchenfahnen bei Prozessionen und feierlichen Anlässen in den Zügen der Gläubigen und rufen durch ihre besondere Pracht das Entzücken des Kunstkenners hervor.

Aber all dem aber blieb doch die besondere Wichtigkeit bestehen, die die Fahne im militärischen Leben besitzt und die wuchs, je mehr im Laufe der Zeit die Heere sich organisierten und ihre Stellung im Staate befestigten. Alle selbständigen Truppenteile erhielten ihre eigene Fahne und im deutschen Heere kommt heute auf jedes Infanterie-, Jäger- und Pionierbataillon eine Fahne. Regimentsfahnen besitzt die Fußartillerie, deren 1. Bataillon sie führt. Fahnenlos ist dagegen seit 16 Jahren die Feldartillerie.

Was schon bei den Alten großenteils als Soldatenpflicht galt, nämlich die Verteidigung der Fahne mit äußerster heldenmütiger Aufopferung, das gilt für den deutschen Mann in noch erhöhtem Maße. Und wie im Mittelalter nur ein durch hervorragende Tapferkeit vor dem Feind sich auszeichnender Soldat Fahnenträger werden konnte, so ist es auch heute noch eine ehrende Auszeichnung, sie seinem Truppenteil voraustragen zu dürfen. Da aber die Verteidigung der Fahne bis zum letzten Atemzug oberstes Gebot für jeden Fähnrich und Soldaten ist, so ist es auch kein Wunder, daß die Eroberung einer Fahne als besondere Ruhmestat gilt, die stets auch besonders gewürdigt wird, wenn auch wir nicht soweit gehen, wie die Russen, die bei ihrem Einfall in Ostpreußen zu Beginn dieses Krieges schon die Wegnahme von Vereins- und Privatfahnen als besondere Heldentaten in die Welt hinausposaunten.

A. S.

Vermischtes.

Heeresstärken unserer Feinde. Wenn man einmal der Meinung war, ein Krieg zwischen den Großmächten Europas könne nur von kurzer Dauer sein, so gründete man das darauf, daß es nicht möglich sein werde, die von diesen Mächten aufgestellten Millionenheere für längere Zeit mit allem Erforderlichen zu versorgen, namentlich aber mit Munition und Lebensmitteln. Nun hat aber der Krieg selber bewiesen, daß alle vorherigen Meinungen dieser Art Irrtümer waren und daß jede der an dem Völkerringen beteiligten Großmächte beträchtlich mehr zu leisten vermochte, als man jemals zuvor gewagt hätte, für möglich zu halten. Wenn man freilich in Rücksicht nimmt, daß sich ja die Alliierten der freundlichen und ersprießlichen Mithilfe Amerikas und anderer Hilfsquellen erfreuten, so verdienen um so mehr Deutschland und seine Verbündeten Bewunderung, da sie bisher, allein auf sich gestellt, sich siegreich dieser gewaltigen Übermacht nicht nur fest behauptet, sondern sogar noch glänzende Eroberungen gemacht haben. Ist es nicht eine staunenswerte Riesenleistung der Zentralmächte, daß die bis Juni 1915 vom Vierverband bereits ins Feld geführten 18520000 Mann nicht vermocht haben, diesen den Sieg zu entreißen? Man bedenke, 18½ Millionen bis Juni 1915! Und jetzt noch, am Anfang 1917, nach dem beispiellosen Austurm vom Jahre 1916 an der West-, Ost- und Südfront mit gewiß noch erheblich verstärkten Kräften der Feinde, stehen Deutschlands und des Vierbunds Heere noch gerade so unerschütterlich im Felde und in Feindesland wie 1915! Aber es ist interessant, zu wissen, wie sich die Heeresstärken unserer Feinde bis zum Sommer 1915 verteilt haben. Eine englische Zeitung berechnet sie wie folgt: Rußland 9400000 Mann, Frankreich 4350000 Mann, England 2900000 Mann und Italien 1900000 Mann. Zu diesen sind aber noch hinzuzurechnen die teilweise erst später in den wirklichen Krieg einbezogenen Heeresstärken von Belgien, Serbien, Montenegro, Japan und Rumänien. Und da sind unsere Gegner noch immer von dem stolzen Wahn befangen, den Bierbund doch noch klein zu kriegen!

Das Donaudelta. Rund 3000 Quadratkilometer Oberfläche umfaßt das Gebiet des Donaudeltas, das wenige Kilometer oberhalb Tulcea beginnt und sich bis zum Schwarzen Meer erstreckt. Das ganze Land zwischen dem nördlichen, Kilian genannten Arm und dem südlichen St.-Georgs-Arm ist durchsetzt von Wald und schilfbedeckten Sümpfen, Seen und Teichen. Es ist eine ungesunde Gegend und daher nur wenig bewohnt. Die wenigen Orte, wie das Städtchen Sulina, das nahe der Mündung des Sulina-Armes liegt, sind zum Schutze gegen Hochwasser auf Pfählen erbaut. Im Gegensatz zu den Menschen haben sich in dieser Wildnis der Strommündung die Tiere außerordentlich zahlreich eingestellt. So leben hier in ungezählten Scharen Sumpf- und Wasservögel aller Art, auch Büffel, Wildschweine, Schafe und Wölfe führen hier ein beschauliches, nur wenig gestörtes Dasein. Von besonderer Bedeutung sind von den verschiedenen Armen des Stromes nur der Kilian-Arm und der Sulina-Arm, ersterer, weil er bis zu seiner Mündung die Grenze zwischen Rußland und Rumänien bildet und mit seinen 500 bis 600 Metern Breite eine Art natürlichen Schutzwall abgibt. Merkwürdig mag es erscheinen, daß von dieser Breite nur etwa ein Zehntel sich zur Schiffsfahrt eignet und die durchschnittliche Tiefe von 9 m eine verhältnismäßig geringe genannt werden muß. Da dieser Kilian-Arm sich unterhalb des Ortes Welkow aufs neue in eine Reihe kleinerer Arme teilt, da außerdem die Wassertiefe infolge der starken Versandung oft bis auf einen Meter herabsinkt, so ist dieser seiner Wassermenge nach bedeutendste Mündungsarm für größere Schiffe über-

Digitized by Google

haupt nicht befahrbar. Für die Schiffahrt bedeutungsvoll ist nur der Sulina-Arm, obgleich er bei einer Länge von 80 Kilometern und einer Breite bis zu 150 Metern nur etwa $^1/_5$ der Wassermenge des Donaustromes dem Meere zuführt. Da aber seine Tiefe sich von 7 bis auf 19 Meter erstreckt, ist er auch für größere und für Seeschiffe benützbar. Die Stadt Tulcea liegt an diesem Arm, der sich etwa 8 Kilometer unterhalb dieses bedeutenden Hafenplatzes ebenfalls in zwei Arme teilt. Am südlichsten fließt der St.-Georgs-Arm, dessen Länge etwa 96 Kilometer bei einer Breite von 150 bis 400 Meter und einer größten Tiefe von 10 Meter beträgt. Da er aber Untiefen aufweist, seine Mündung auch durch eine vorgelagerte Insel und eine riesige, nahezu 11 Kilometer lange sich weit ins Meer hinaus erstreckende Sandbank versperrt ist, bleibt auch er für den Verkehr mit größeren Schiffen ungeeignet.

Etwas vom „Kommiß". Kommiß ist heute einfach alles, was mit dem Soldatenstand zusammenhängt, ja der Stand selbst ist „Kommiß", denn nur wenige Deutsche werden heute noch Soldat, die meisten gehen oder kommen zum „Kommiß". Was aber besagt und bedeutet das gewichtige Wort? Dafür gibt es mehrere Erklärungen, aus denen vor allem eines hervorgeht, daß es nämlich schon recht alt ist und in allen Fällen die gleiche Herkunft hat, nämlich von dem Brot, das von einer Kommission den Heeren geliefert wurde, als diese noch keine Feldbäckereien hatten. Solches Kommißbrot gab es beispielsweise schon Mitte des 16. Jahrhunderts in Straßburg i. E. Denn es wird in einem Brief aus dem Jahre 1552 ausdrücklich erwähnt und gesagt, daß 12000 Kommißbrote in das Lager des französischen Königs geführt wurden. So wird auch die Redensart „Beim Kommiß sein" (oder wie man früher sagte: „in der Kommiß"), erklärt mit „sich in kriegsherrlicher Verpflegung befinden". Und Karl V. ordnete einmal ausdrücklich an, alles das ehrbarlich zu bezahlen, was aus der Kommiß gegeben wird, während er andererseits streng verbot, in die Kommiß zu greifen. Ein deutsches Schriftwerk von 1602 bezeichnet als Kommiß alles, was den Soldaten ausgeteilt wird und 1628 erkundigt sich ein in Ohrdruf einquartierter Oberstleutnant u. a. auch nach den Kommiß- (Verpflegungs-) und Tafelgeldern. Man sieht also, daß der Ausdruck schon recht alt ist. Das lateinische Wort committere, das übertragen, beauftragen heißt, ist wohl sein Vater, in seiner Bedeutung kommt es dem Wort Lieferung gleich. Wenn man daher für gewöhnlich geneigt ist, die Bezeichnung Kommiß mit Wallenstein in Verbindung zu bringen, wie das in der nachfolgenden Geschichte geschieht, so mag dies an sich eine gewisse Berechtigung haben, weil hier die Lieferung durch eine Kommission besonders in die Erscheinung tritt. Stichhaltig ist die Erklärung aber eben deshalb nicht, weil es solches „Kommissionsbrot", wie erwähnt, schon viel früher gegeben hat. Diese für gewöhnlich angeführte Erklärung für Kommiß besagt folgendes: Als Wallenstein im Jahr 1628 auf seinem Zug gegen Stralsund große Teile seines Heeres in der Mark Brandenburg lagern lassen mußte, waren eine Reihe der von der Einquartierung und Verpflegung betroffenen Gemeinden nicht in der Lage, den erforderlichen Brotbedarf auf die Dauer zu liefern. Man zog deshalb auch Städte und Dörfer zur Lieferung von Getreide heran, die abseits der belegten Gebietsteile lagen. Um nun aber eine gerechte Verteilung der Kornauszschreibungen zu ermöglichen, hatten die Landesbehörden im Einverständnis mit den Truppenführern eine besondere Kommission damit beauftragt. Diese Kommission ließ zugleich auch das Brot backen. Auf diese Weise soll der Ausdruck Kommissionsbrot entstanden sein, aus dem dann die Soldaten Kommißbrot gemacht hätten. Nun, wir haben ja gesehen, daß man schon 70 Jahre vorher „Kommissionsbrot" aß. Immerhin tragen alle diese Hinweise dazu bei, ein tieferes Verständnis für den landläufigen Ausdruck „Kommiß" bei vielen zu wecken, die ihn bisher anwendeten, ohne sich über Woher und Warum im klaren zu sein.

Was wir von Frankreich besitzen. Daß es den Franzosen mitunter angst und bange wird vor dem, was sie im Kriege bisher verloren haben an Land, Leuten usw., das bekunden die von Zeit zu Zeit in den eigenen und neutralen Blättern erscheinenden Artikel, die allem nach in erster Linie an die Adresse des Verbündeten an der Themse gerichtet sind. So brachte auch der „Maasbote" einen Bericht seines Pariser Mitarbeiters, in dem diese französischen Kriegseinbußen in statistischer Form zusammengetragen sind. Bezüglich des von den Deutschen besetzten Gebiets heißt es, daß von 36247 Gemeinden Frankreichs 2345 sich in deutschen Händen befinden. Allein im Norddepartement betrage der Wert des besetzten Geländes 4423 Millionen Franken und im Pas de Calais 2292 Millionen Franken. In diesem Gebiet werden jährlich 23 Millionen Zentner Getreide erzeugt, die etwa den vierten Teil der gesamten französischen Getreideernte bedeuten und rd. 20000000 Franken Wert besitzen. Außerdem aber lieferte das besetzte Gebiet die gesamte Zuckerrübenernte Frankreichs. Der Stand an Fabriken betrug vor dem Kriege 130000, wovon 25763 im besetzten Gebiet gelegen waren, das sind rd. 20%; der Wert dieser Fabriken aber wird sogar auf 38% des Werts aller französischen Fabriken berechnet. Wenn man dazu noch hört, daß das besetzte Gebiet 811 Millionen Franken Steuern zahlte, so ist die Schwere des Verlustes für die Franzosen recht wohl zu ermessen.

Das 50jährige Militärjubiläum der Unterhose. Die Unterhose, dieses unscheinbare, aber für den Soldaten im Felde unentbehrliche Kleidungsstück kann gerade im dritten Kriegswinter des Weltkriegs, wo es seine Notwendigkeit in besonderem Maße erwiesen hat, das 50jährige Jubiläum seiner Einführung in die preußische Armee feiern. Näheres darüber berichtet in unterhaltsamer Weise der nachmalige Admiral v. Stosch in seinen „Denkwürdigkeiten". Merkwürdigerweise stieß die Einführung der Unterhose auf den hartnäckigen Widerstand König Wilhelms I., obgleich der Krieg von 1866 die Notwendigkeit der Einführung dargetan hatte. Aber der König wollte trotzdem nichts davon wissen, weil er eine Verweichlichung der Mannschaften befürchtete, ja er verbat sich sogar dem Kriegsminister v. Roon gegenüber, daß die Angelegenheit überhaupt nochmals zur Sprache gebracht werde. Roon war aber von der Zweckmäßigkeit seiner Anregung so über-

Digitized by Google

zeugt, daß er auf indirektem Wege sein Ziel zu erreichen suchte. Er wandte sich an Stosch, der damals noch General war, und ersuchte ihn, sein Heil zu versuchen: „Das schlägt in Ihr Ressort" meinte er, „versuchen Sie, dem König die Unterhosen abzudrücken." Und Stosch wagte es, gelegentlich einer Besichtigung von Mannschaften mit neuem Gepäck, die verbotene Frage anzuschneiden, aber er hatte kein Glück, der König blieb bei seiner gegenteiligen Meinung und gab dem auch Ausdruck. Darauf folgte dann die Besichtigung der zwölf von den Garderegimentern gestellten Leute und der König nahm es dabei sehr genau. Vor allem besichtigte er eingehend das Gepäck, aber auch den Sitz der Kleider. Dabei fragte er den ersten: „Hast du Unterhosen an?" „Zu Befehl, Euer Majestät!" „Woher hast du sie?" „Die hab' ich mir gekauft!" Auch der zweite Mann trug Unterhosen, die er von der Kompagnie geschenkt bekommen hatte. Und so ging das weiter, alle zwölf trugen das verpönte Kleidungsstück. Darauf sagte der König: „Ich habe mein Leben lang Unterhosen für überflüssig gehalten. Ich sehe wohl, daß das jetzt anders ist. Ich habe nichts mehr gegen diese Einführung." -r-

Die Unsichtbarkeit im Felde ist in diesem Krieg zu einem Gebot von außerordentlicher Wichtigkeit geworden, die schon zu dem Schlagwort von der „Leere des Schlachtfelds" geführt hat. Freund und Feind zeigen das eifrigste Bestreben, unsichtbar zu bleiben, sie verkriechen sich vor einander und graben sich mit allen erdenklichen Hilfsmitteln Deckungen und führen von hier aus den Krieg mehr unter der Erde, wie auf ihr. Wo aber die Sachlage es erfordert, auch auf der Erde sich dem Gegner zu zeigen, oder wo die Möglichkeit besteht, von ihm gesehen zu werden, da greift man zu Schutzmitteln, die sich der Umgebung anpassen und in bestimmten Entfernungen schon eine beinahe restlose Unsichtbarkeit erzielen. So entstanden die feldgrauen, stahlblauen, khakibraunen usw. Uniformen der modernen Heere, so kamen die Schneemäntel und ähnliche Einrichtungen im Gebirgskampf in Brauch. So aber auch wuchsen die mancherlei Deckungen und Sicherungen aus abgehauenen Ästen und Zweigen in das Kampfgebiet, unter denen sich, wenn sie anders sich nicht verstecken konnten, die Batterien, die Kolonnen usw. verbergen, wenn der Feind in der Nähe weilt. Man hat dieses Anpassen an die Umgebung der Tierwelt nachgeahmt, deren sogenannte Schutzfärbung das Vorbild dazu lieferte. Im Krieg wurde diese Schutzfärbung eigentlich so recht erst nötig, seitdem das Flugwesen besteht und durch seine große technische Vervollkommnung die Gefahren für den Einzelnen noch beträchtlich erhöht hat. Dabei ist nun aber das Merkwürdige festzustellen, daß die Flugapparate und Luftschiffe selber bisher noch recht wenig das Bestreben gezeigt haben, eine Schutzfärbung anzunehmen, die sie in Luft und Licht unsichtbar macht. Namentlich der untere, im Schatten liegende Teil dieser Kampfmittel würde, weil er fast immer zuerst und am schärfsten sich vom Hintergrund abhebt, einer Unsichtbarmachung zu seiner Sicherheit in erster Linie bedürfen. Bei den Fesselballons zumal erscheint eine solche Schutzfärbung geradezu dringendes Gebot, weil ihnen ja die Beweglichkeit der anderen Luftbeobachter abgeht und sie gerade dadurch noch immer dem Gegner ein begehrtes Ziel waren. -r-

Phot.: R. Sennecke, Berlin.

Der zeitgemäße Diogenes, eine Idylle aus dem Felde.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 0000 080 783 347

Digitized by Google